

HANS MAGENSCHAB

# Der Krieg der Großväter 1914-1918

Die Vergessenen einer großen Armee



Edition S

Aus unzähligen unbekanntem und unveröffentlichten Photos sowie Dokumenten ersteht das Bild jener Armee aus zwölf Nationen wieder, die vor 70 Jahren ungeschlagen auseinanderging.

In einer letzten großen Kraftanstrengung wurde ja zwischen 1914 und 1918 der untergehende Mythos des Habsburgerreiches noch einmal wirksam.

Die Text- und Bilddokumentation Hans Magenschabs schildert aber auch die politischen Hintergründe des Ersten Weltkrieges, den Kampf um den Zusammenhalt der k. u. k. Monarchie und letztlich die Hoffnungslosigkeit einer ganzen Generation, die auch in Literatur und Kunst ihren ergreifenden Niederschlag fand.

**HANS MAGENSCHAB**  
**Der**  
**Krieg der Grossväter**  
**1914-1918**





EDITION S  
VERLAG DER ÖSTERREICHISCHEN STAATSDRUCKEREI  
2. AUFLAGE 1989  
COPYRIGHT © BY ÖSTERREICHISCHE STAATSDRUCKEREI  
ALLE RECHTE VORBEHALTEN  
UMSCHLAGENTWURF UND GRAPHISCHE GESTALTUNG: ATELIER SCHIEFER, WIEN  
DRUCK UND BINDEARBEIT: ÖSTERREICHISCHE STAATSDRUCKEREI  
ISBN 3-7046-0115-5

# Inhalt

Motiv

- 8 -

Acht Millionen aus elf Nationen

- 20 -

Die Schüsse von Sarajevo

- 42 -

Deutschenrappel

- 58 -

Mit Hurrah in die Niederlagen

- 78 -

Wahnsinn in den Karpaten

- 90 -

«Conferenciers» gegen «Kannibalen»

- 104 -

Das Balkan-Abenteuer

- 134 -

Revolverschüsse für den Frieden

- 144 -

Kaiserwechsel

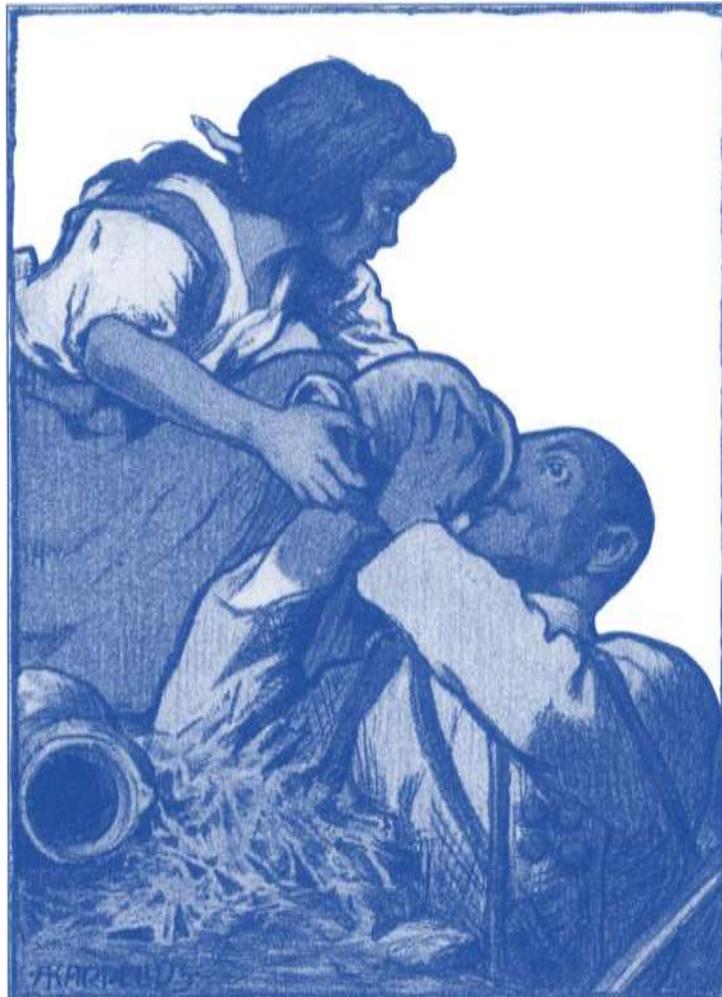
- 164 -

In der Ferne: Die Türme Venedigs

- 190 -

«Wir anderen sind einzelne Trümmer . . .

- 206 -



Unseren  
Grossmüttern  
gewidmet,  
die Leid und Not  
mit unseren Grossvätern  
1914-1918 teilten.

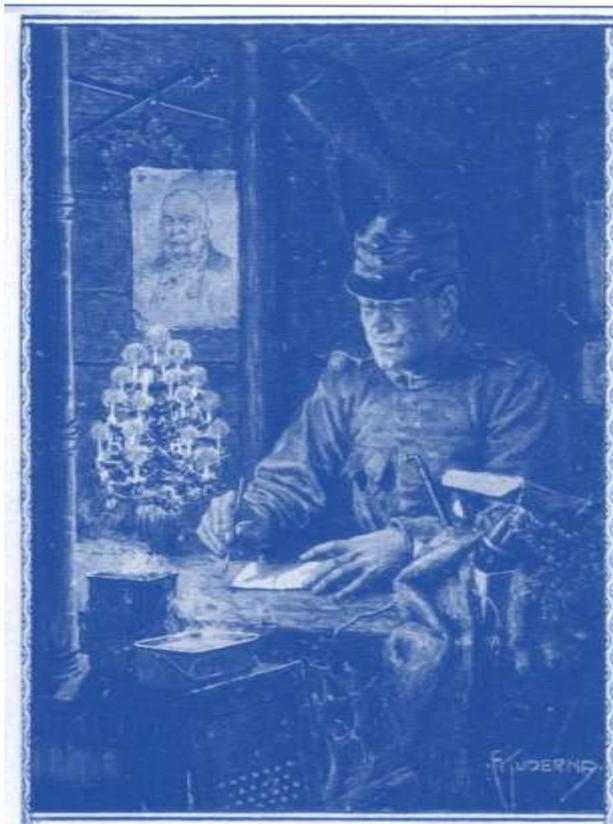
Es war vor vier Jahren, als ich beim Aufräumen meiner Bibliothek auf ein altes und vergilbtes Exemplar der «Liebesbriefe Napoleons» stiess – zusammengestellt und herausgegeben von einer Gertrude Kircheisen, verlegt im Verlag Morawe & Scheffelt zu Berlin im Jahr 1912. Meine Grossmutter hatte mit Bleistift ihr Monogramm auf eine der vorderen Seiten gekritzelt; ich kannte es von diversen Stickereien in Taschentüchern und Bettzeug. So abgegriffen, wie das Buchexemplar war, müssen sie wohl sehr beliebt gewesen sein, diese eigenwilligen Liebesergüsse Bonapartes, hundert Jahre nach ihrer Entstehung: ein Soldat schrieb da seinen Herzensdamen Josephine Beauharnais, Maria Walewska, Desiree Clary und Marie-Louise Habsburg.

Beim Blättern stiess ich allerdings noch auf etwas anderes – in der Mitte des Buches, zwischen den Seiten: auf eine Feldpostkarte. Gestempelt: Polen, Mai 1915. Darauf ein vorgedruckter Text in neun Sprachen, auch in cyrillischer Schrift. Er lautete: «Ich bin gesund und es geht mir gut.» Darunter ein Vermerk: «Auf dieser Karte darf sonst nichts mitgeteilt werden.» Unterschrieben von meinem Grossvater.

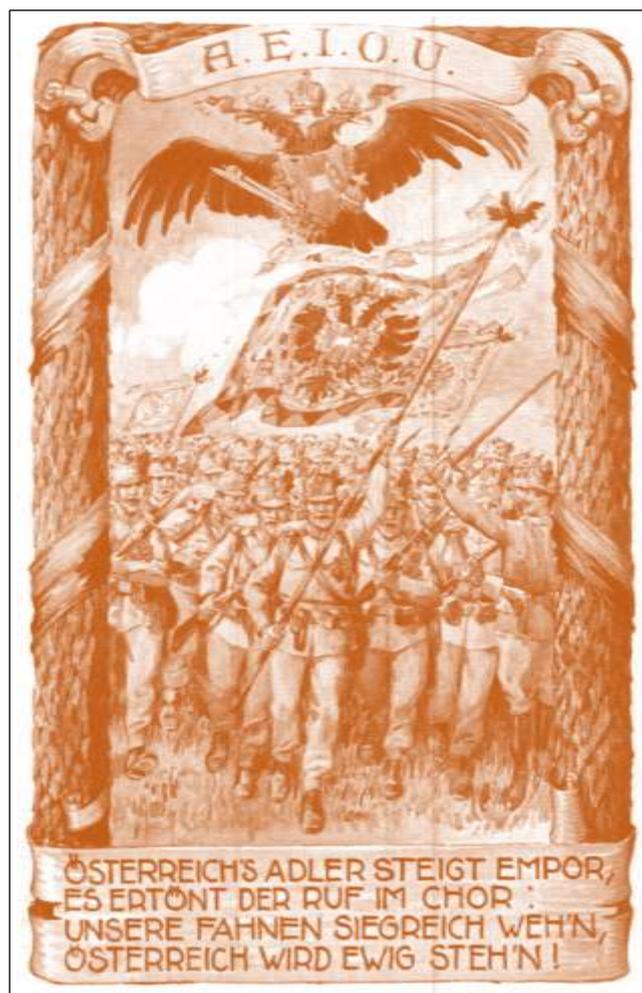
Später fand ich noch andere Karten; auch ausführlichere. Auf den Hinterseiten waren jeweils bunte Motive abgebildet, Patriotismus auf 15 mal 10 Zentimetern: «Weihnachten 1915 im Felde», Österreicher im Angriff auf feindliche Infanterie, «St. Georg mit uns» – darauf der Heilige, er selbst, doch tatsächlich mit k. u. k. Ulanen bei der Attacke – und eine Karte mit dem hinkenden Vers:

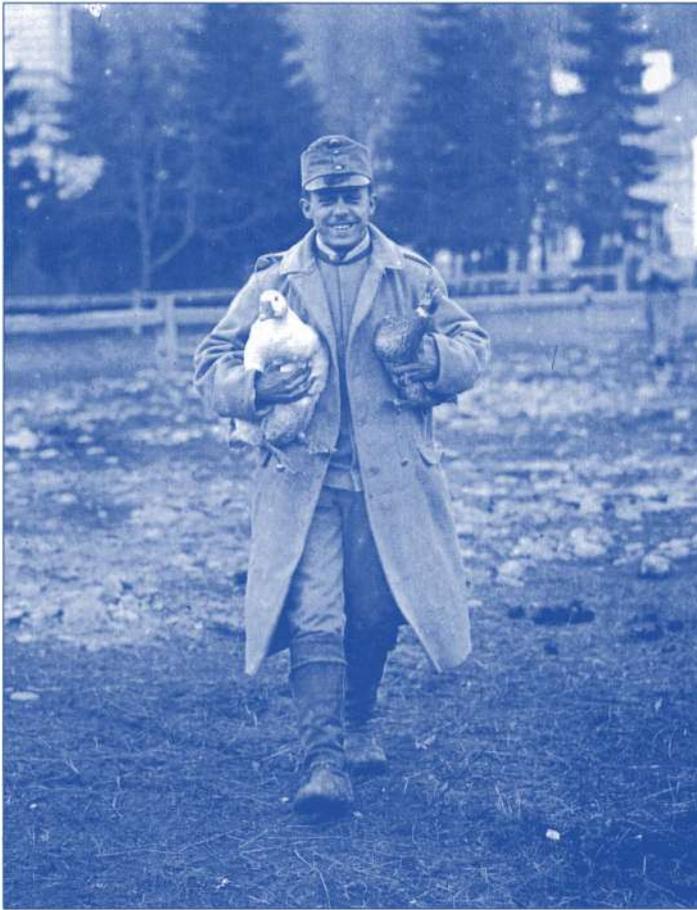
«Österreichs Adler steigt empor, es ertönt der Ruf im Chor: Uns're Fahnen siegreich weh'n, Österreich wird ewig steh'n.» So war also der alte Napoleon-Schmöker doch noch zu etwas gut: Als Aufbewahrungsort für Botschaften über ein halbes Jahrhundert hinweg, ein herausgerissenes Stück Leben aus dem Meer der Vergessenheit. Im gleichen Jahr unternahm ich eine Fahrt in die italienische Hafenstadt Triest; für Österreicher immer eine nostalgische Reise. Von dort führte mich der Weg nach Duino, wo Rainer Maria Rilke seine Elegien geschrieben hatte; und dann nordwärts, den Karst entlang bis Görz. Hier irgendwo hatten der Grossvater, die Onkel und die Cousins der Grossmutter gekämpft, damals 1915, 1916, 1917... und hier muss der eine oder andere wohl auch begraben liegen.

Wie fast alle Österreicher bin ich eine k. u. k. Mischung. Die Familie meines Grossvaters väterlicherseits kam aus dem nördlichen Waldviertel: es waren Bauern und Fleischhauer aus der Gegend der Stadt Weitra, die vor 1918 an keiner Grenze lag, sondern das Tor nach Südböhmen, hinüber nach Budweis, Tabor und Prag darstellte. Die Familie meiner Grossmutter väterlicherseits stammte aus Mähren und Wien; und einer aus diesem Zweig war Oberst im k. u. k. Mährisch-Galizischen Festungsartillerieregiment Nr. 2, das in Krakau lag; bei Kriegsbeginn 1914 wurde er Kommandant der 5. Festungsartilleriebrigade in Cattara im südwestlichen Dalmatien. Mein Grossvater mütterlicherseits hingegen stammte aus dem slowenischen Cilli, die Grossmutter

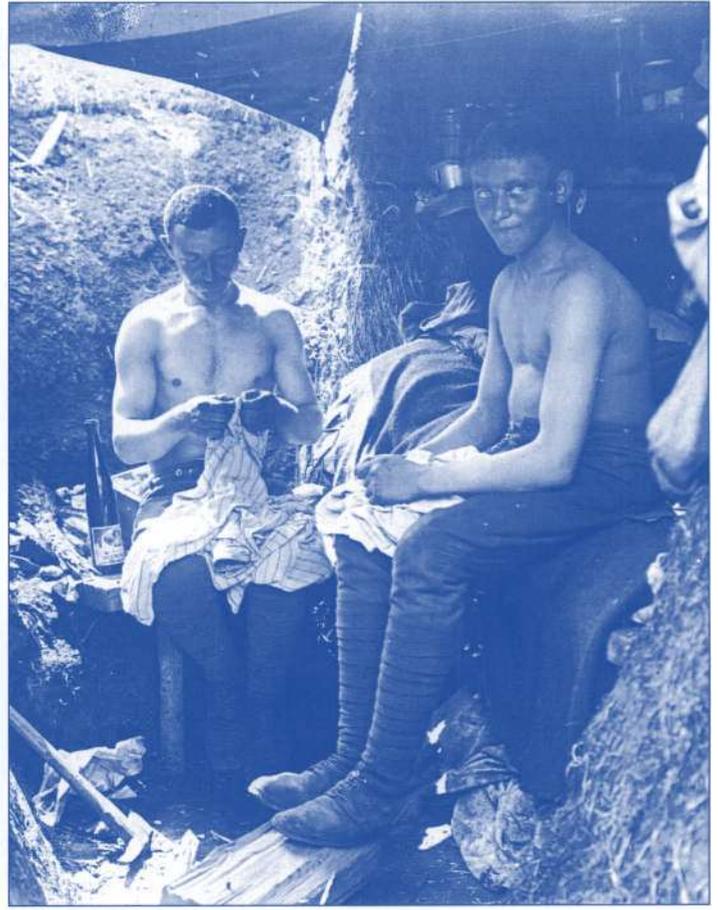


*Weihnachten 1915*





Galizien, 1914



Im Unterstand am Isonzo, 1916

mütterlicherseits aus Reichenburg an der Save, heute Brestanica, einen Katzensprung von der kroatischen Hauptstadt Zagreb entfernt. Unter den Vorfahren dieses Zweiges war auch einer der ersten Lokführer der Donaumonarchie, der seinerseits wiederum aus Ostungarn, dem heutigen Rumänien, gebürtig war.

Meine Kinder werden durch die Vorfahren meiner Frau auch noch ungarisches, tschechisches und Tiroler Blut aufweisen.

Nun ist das nichts besonders Aufregendes, diese Bindungen quer durch Mitteleuropa.

Oder doch?

Denkt man nämlich nach, dann fragt man sich unversehens, warum das heutige Österreichbewusstsein nur so marginal von dem Umstand berührt wird, dass die Enkel bestenfalls sentimental auf den wohl faszinierendsten Vielvölkerstaat der europäischen Geschichte blicken. Die Welt der Grossväter ist für sie, die Enkel, eine vergessene Welt; und Verständnis oder gar Stolz auf eine Armee, in der zwölf Völker unter einer Fahne dienten, ist so gut wie nicht mehr vorhanden.

Dabei machen heute die Lockerung des quer durch Eu-

ropa gezogenen Eisernen Vorhangs, der Tourismus und die wirtschaftlichen Notwendigkeiten mehr denn je ein Wiederentdecken im Donaunraum sinnvoll. Der Wunsch nach Sicherheit und Zusammenarbeit, der eine ganze Konferenzserie beflügelt hat, ist ja heute auch nirgendwo so stark ausgeprägt wie eben in diesem Mitteleuropa, in dem gemeinsame Vergangenheit – und gleichartiges Schicksal – jahrhundertlang einen eigenständigen Menschentypus geformt haben, auch wenn er verschiedene Sprachen spricht.

Es sollte Antwort gegeben werden auf die Frage, warum und unter welchen Umständen 1918 die Welt der Grossväter schlagartig ihr Gesicht veränderte; und was das Ende der Donaumonarchie bewirkte. Nichts ist in Wahrheit verstehbar von den Ereignissen der Jahre 1934, 1938, 1939, 1945 – und danach, wenn man nicht auf das alles entscheidende Datum zurückblickt, an dem die Welt am Vorabend der Apokalypse zu stehen vermeinte. Auf der Spurensuche nach dieser Zeit habe ich in mehrjähriger Arbeit Zehntausende Photos in mehreren Archiven durchgesehen. Die meisten im Wiener Kriegsarchiv,



Am Ohrid-See, Albanien, 1918

in das im Laufe der Jahrzehnte ebenso alte Alben mit Amateurphotos aus Verlassenschaften wanderten wie Dokumentationsmaterial zahlreicher militärischer und ziviler Behörden; daneben auch Material aus dem Budapester Honvedministerium, von der k. u. k. Kriegsvermessung, aus dem Militärgeographischen Institut; vom Heeresgeschichtlichen Museum, aus diversen Privatsammlungen, der Wiener Nationalbibliothek – und dem sogenannten Kriegspressequartier.

Diese k. u. k. Propagandaabteilung hat in einer eigenen «Lichtbildstelle» über 80.000 Photos gesammelt und archiviert, die einerseits als offizielles Illustrationsmaterial öffentlich ausgegeben wurden, andererseits sorgfältig unter Verschluss gehalten waren. Niemand hatte damals Interesse an Bildern von allzu viel Gefallenen, Verstümmelten, Krüppeln – oder auch Hingerichteten. Alle diese Bilder sind dabei erstaunlich gut beschriftet, penibel katalogisiert und nummeriert. Und werden nunmehr, in diesem Bildband, erstmals vorgestellt.

Der Grossteil davon fand sich am Ende eines unendlich langen Ganges im Areal der Stifts-Kaserne. Was den

Wert der Schätze des Kriegspressequartiers zusätzlich ausmacht, ist dabei das eigenartige Prickeln im Bewusstsein dessen, dass zwischen 1914 und 1918 die wichtigsten Literaten und Künstler der Monarchie hier, zum Teil in völlig untergeordneter Stellung, arbeiteten. Gewissermassen hat die ganze intellektuelle Elite einer «Versuchstation des Weltuntergangs» im Kriegspressequartier Unterschlupf gefunden. Die Freistellung vom Frontdienst hat vielen das Leben gerettet, die der grossartigen Welt von «Traum und Wirklichkeit» den faszinierenden Glanz gaben. Leicht möglich, dass ein Franz Theodor Csokor, ein Franz Blei oder sogar ein Stefan Zweig just diese Bilder angeklebt und beschriftet haben . . .

Siebzig Jahre danach ist das Stöbern aber nicht nur Nostalgie. Hier sind Dokumente zusammengetragen, die eine sehr direkte Art der Authentizität vermitteln; einen Mattglanz, der die Frage zu beantworten zwingt, ob sie alle, die armen Teufel und die Generalstäbler, die Rekruten und die Hofschranzen, wirklich nur Operettenfiguren waren, als die sie Karl Kraus in den «Letzten Tagen der Menschheit» eine Tragödie spielen lässt. Waren sie

wirklich nur «Lemuren und Larven, Masken des tragischen Karnevals», die dieses Kriegstheater bevölkerten – unsere Grossväter? «Marionetten ... auf die Formel ihrer tätigen Wesenlosigkeit gebracht?»

Karl Kraus hat wie kein anderer das Bild der Heutigen vom Ersten Weltkrieg geprägt. Sein nicht aufführbares Stück, oftmals verfilmt, zur Schallplatte zusammengesprengt und collagiert, hat die Welt der österreichischen Grossväter zur Grotteske versteinert – auch wenn Karl Kraus behauptete, dass niemand darüber lachen dürfe, der nicht selbst dabei gewesen ist.

Aber Karl Kraus hat nicht mehr den Wahnsinn des Zweiten Weltkrieges erlebt. Erst dieser hätte ihn wohl zur Sprachlosigkeit verurteilt, die nur das Grauen verursacht.

Noch kannte er ja zwischen 1914 und 1918 keine Säuberungstrupps, die gegen Zivilisten hinter der kämpfenden Truppe unterwegs waren, noch keine Konzentrationslager im Hinterland, auch keinen Partisanenkrieg und keine Flächenbombardements gegen Frauen und Kinder. Verständlich, dass für die Heutigen der Erste Weltkrieg daher wie ein alter Stummfilm verblasst, den zu vergessen als Akt humaner Gnade erscheint.

Ein Vergessen, das freilich so ahistorisch wie alogisch ist. Freundlicherweise hat auf meine Bitte hin das renommierte Österreichische Gallup-Institut unter seinem Chef, Universitätsdozent Fritz Karmasin, zu Jahresbeginn 1988 eine Befragung unter österreichischen Jugendlichen durchgeführt; *keine* repräsentative Erhebung, wohl aber eine nicht untypische Expedition in das Bewusstsein von 17- bis 23jährigen Österreichern (unter ihnen 17 Prozent Studenten, 46 Prozent Angestellte). Erkundet werden sollte vor allem das *Sachwissen* der jungen Leute über den Krieg der Grossväter 1914-1918.

Und hier das Ergebnis:

26% wussten nicht, welcher habsburgische Monarch zu Kriegsbeginn 1914 in Österreich regierte;

gar 65% nicht, wer zu Kriegsende 1918 auf dem Thron sass und abdankte; da ist schon erfreulich, dass zwei Drittel etwas von der Ermordung von Franz Ferdinand gehört hatten und gar 80% als Todesort «Sarajevo» angaben. Weil dort vor wenigen Jahren Olympische Spiele

stattgefunden hatten? Etwas mehr als die Hälfte der jungen Befragten wusste, dass Deutschland und die Türkei 1914-1918 mit Österreich-Ungarn verbündet waren; 38% aber glauben, dass es auch Russland, Frankreich – und Italien waren.

Tote Österreicher, die ihr in Galizien, vor Sedan oder in Venetien liegt, wendet euch nicht im Grabe! So wissen die Enkel 1988 auch zu zwei Drittel keine einzige Kampfzone zu nennen, weder Isonzo, Dolomiten noch Karpaten. 62% geben auch nicht den Zerfall in Nationalstaaten als Begründung für das Ende von Österreich-Ungarn an, sondern nennen andere Ursachen.

Allerdings: die Jungen trifft keine Schuld.

Lehrplangestaltern und Pädagogen ins Stammbuch: 71% der Befragten sagten den Meinungsforschern des Gallup-Institutes, dass sie ihrer Meinung nach in ihrer Schule *«nicht* ausreichend über die Zeit von 1914-1918 informiert wurden». Und von diesen wiederum sind es nicht weniger als 94 Prozent, die angeben, gerne mehr darüber erfahren zu wollen! Hinter der Vergesslichkeit steht freilich mehr.

Ich behaupte: Ein eigenartiger Verdrängungswettbewerb ist im Gang.

Verständlich, dass zuerst, 1918, die Republikaner so taten, als sei ihre Staatsschöpfung der Beginn eines ganz neuen und total anderen Etwas; und weil sie sich damals nicht zu einem vom Deutschen abgehobenen Österreichertum bekennen wollten, erschöpfte sich ihr Selbstverständnis ausschliesslich in der Negation der Monarchie. Der «Habsburgerkannibalismus» nährte sich noch in den 50er und 60er Jahren davon. Den Nazis wiederum stand bei ihrem Ehrgeiz für ein «Tausendjähriges Reich» das 650jährige der Habsburger im Weg. Der Sohn des letzten österreichischen Kaisers musste folgerichtig daher auch 1938 per Steckbrief zum Staatsverbrecher erklärt werden. Und schliesslich hatte auch die Zweite Republik nach 1945 genug damit zu tun, die Naziära und den Zweiten Weltkrieg zu verdrängen; was sollte also die Erinnerung an den Ersten?

Und doch begann alles unbestreitbar zwischen 1914 und 1918. Die Situation in Europa, ja in der Welt begreift sich *ausschliesslich* aus der Tragödie des Zusammenbruchs der Donaumonarchie in Mitteleuropa.



Oben: Fussbad in den Donau-  
auen, Rumänien, 1917



Oben: Schützengraben,  
Dolomiten, 1916

Unten: Piavefront, 1918





Links: «Herzliche Weihnachtsgrüsse!», Postkarte 1914 (Gehenkter Franzose, Engländer, Russe)

Rechts: Honveds am Monte San Michele, Isonzo, 1915

Rechte Seite unten: Hochgebirgspatrouille bei Asiago, Dolomiten, 1918

1918 notierte Thomas Mann in seinem Tagebuch: «Eine Weltniederlage der konservativen Geistesrichtung. Es ist auch die meine.» Und 1988, 70 Jahre danach, setzte sein Sohn Golo Mann in einem Beitrag für die deutsche Wochenschrift «Zeit» gewissermassen einen Schlusspunkt: «Das Verhängnis Europas war die Auflösung der Donaumonarchie.»

Für die Völker Ostmitteleuropas hätte eine kräftig reformierte Donaumonarchie gepasst, ohne oder mit dem Haus Habsburg – Vereinigte Donaustaaten. Stattdessen seien Nationalstaaten entstanden, die auf einer Lebenslüge beruhten, «und ein Rest Österreich, das nicht wusste, wohin mit sich selber».

Tatsächlich haben zwischen 1918 und heute nur Hitler und Stalin von der Zerstörung Österreich-Ungarns wirklich profitiert.

Der Österreicher Hitler, der in deutscher Gefreitenuniform in Frankreich den Ersten Weltkrieg mitmachte und dort im Schützengraben k. u. k. Soldaten zeichnete, hatte als erster begriffen, dass Grossdeutschland ein Griff auf die östlichen Nachbarn nur gelingen konnte, wenn Kleinstaaten im Donauraum existierten.

Fast gleichzeitig studierte Stalin die Nationalitätenprobleme von Russlands westlichen Nachbarn. Wo? In Wien. Lenins Lebensgefährtin Krupskaja berichtete, dass Wladimir Iljitsch den Bolschewiken Stalin in Österreich kennenlernte: «Es war ein ausgezeichnete Mann aus Georgien hier, der gerade dabei ist, einen Aufsatz für die Zeitschrift ‚Lutsch Sweta‘ zu schreiben, wofür er in Österreich Material gesammelt hat.»

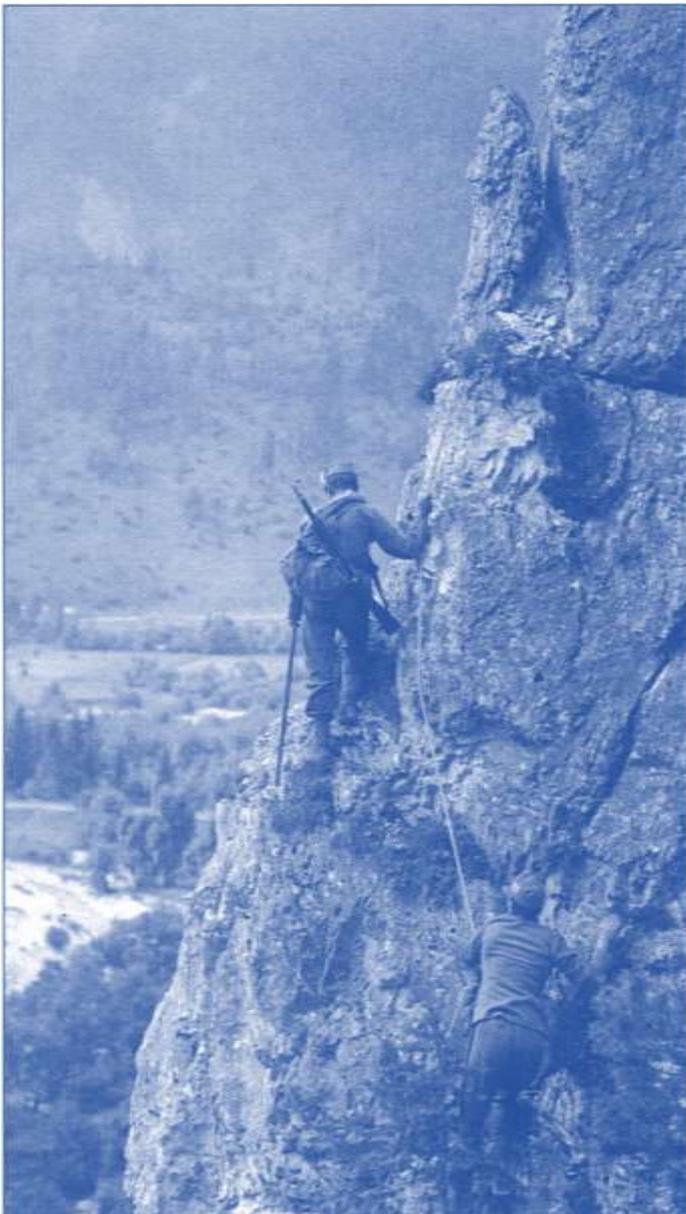
Ohne gemeinsames Gebilde, ohne grosse Armee muss-

ten nach 1918 gemäss den Gesetzen der politischen Metaphysik die kleinen Staaten zwischen Ostsee und Adria, Alpen und Schwarzem Meer zuerst eine Beute der Grossmacht im Westen, dann jener im Osten werden. Der Zweite Weltkrieg war demnach in Wahrheit der Raubzug um den Kadaver Österreich-Ungarns. Und er war – gewissermassen – unvermeidlich.

So gesehen, mussten die Söhne und Enkel für die Sünden der diversen Grossväter büssen, die allzu leichtfertig die Donaumonarchie zerstört haben: O Weil sie das «verjudete k. u. k. Völkergemisch» als «Verkörperung der Blutschande» (so Adolf Hitler in «Mein Kampf») empfunden hatten und sich von diesem an der Verwirklichung ihrer alldeutschen Reichsträume behindert fühlten;

- weil anderen von ihnen wiederum das mühevoll Miteinander von elf Nationen als «Völkerkerker» (so der Südslawenführer Anton Trumbic) erschien, und kleinlicher nationaler Hass ihre Hirne verqualmte;
- weil ihnen die Monarchie mit einer Apostolischen Majestät als «stinkender Feudalstaat» vorkam, den man ausmisten musste (so der Wiener Sozialdemokrat Fritz Adler).

Winston Churchill, im Ersten Weltkrieg als Leiter des britischen Marineamtes ein erbitterter Feind Österreichs, hat das ausgesprochen, was später – bis heute? – die Söhne und Enkel der Totengräber von 1918 auch wissen: «Allen diesen Völkern oder Provinzen, welche das Habsburgerreich bildeten, hat der Gewinn ihrer Unabhängigkeit Qualen eingebracht, die die alten Dichter und



Theologen nur für die Verdammten reservierten ..  
Bloss: dass man verdammt sein würde, hat man zwischen Czernowitz und Bregenz, Teplitz und Sarajevo 1918 nicht gewusst und nicht erahnt; auch nicht im britischen Unterhaus, im französischen Senat oder im Weissen Haus.

Blickt man heute in die Gesichter jener Männer auf den alten Photos, die sich da in den vier Jahren zwischen 1914 und 1918 zum letzten Gruppenbild mit schwarz-gelber Fahne versammelten, dann kann man allerdings ihren naiven Glauben an das «Gute» ihrer Sache nicht übersehen. Sie vermeinten eben allesamt, das Richtige zu tun. Auch wenn sie zum Irrtum gezwungen wurden:

Im Taumel eines chauvinistischen Patriotismus für einen alten Kaiser fielen bereits 1914 fast alle auf frivole Hassparolen herein; der Erste Weltkrieg wurde so zum ersten grossen gelungenen Massentest für Volksverhetzung und Volksverdummung; der Feind als tierischer Untermensch, als Teufel in Uniform. Die Plakate und Aufrufe, die patriotischen Gedichte und Lieder offenbarten die düstersten Tiefen der menschlichen Seelenlandschaft.

Im Krieg selbst scheuten sich die Armeeführungen nicht, auch Wahnsinnsbefehle, vielfach gegen das eigene Gewissen und gegen alle Regeln des Menschenverstandes, zu geben; die Soldaten wurden zu Nummern degradiert, ihr Tod zum Strich auf einer Statistik. Und bereits im Ersten Weltkrieg gab es ekelhafte Exzesse, die die Generalstäbler, wie wir heute aus ihren Tagebüchern wissen, tolerierten, ja teilweise unterstützten.



Oben: Husaren am San,  
Polen, 1915

Rechte Seite oben:  
Feldtheatergruppe,  
Montenegro, 1916

Rechte Seite unten: Im  
Winterquartier, Ukraine,  
1917/1918

Der «Totale Krieg» ist daher auch keine Erfindung der Nazis, sondern wurde schon 25 Jahre zuvor realisiert. Und die Brutalisierung als System des Überlebens wurde bewusst schon zwischen 1914 und 1918 vollzogen. Viele der alten Bilder der Grossväter zeigen das nur andeutungsweise; manche sind auch geschönt. Man stand so gern in Reih und Glied – und Kopf zur Kamera – habtacht. Aber sie sind auch genauso Dokumente der Menschlichkeit, der kleinen Freuden des Soldatenalltags, von Kameradschaftlichkeit: Da ist das alte Photo vom fleissigen tschechischen Pionier, jenes des galizischen Ulanen und eines mit dem steirischen Landwehrmann; da sehen wir den jüdischen Arzt und den Bosniaken im Schützenloch; den Matrosen aus Dalmatien und den Kaiserjäger aus Tirol; einen Wiener Regimentstrompeter und den feschen Budapester Husarenrittmeister: zum letzten Mal vereint in einer unnachahmlichen Geste eines gemeinsamen mitteleuropäischen Lebensgefühls. Menschen in Not und Bedrängnis, aber auch voller Überlebenskraft und -kunst; auch zufällige Bilder der

Grossväter mit einer unausgesprochenen Botschaft für die Enkel: Denkt an uns, lernt von uns. Dieser Bildband ist ergo kein wissenschaftlich dokumentierendes Standardwerk über den Ersten Weltkrieg; er ist das Ergebnis journalistischer Arbeit, bemühter Recherche, aufwendiger Spurensuche. Und vor allem höchst subjektiv. Er verschweigt in nichts seine österreichische Sicht. Möge er seinen primären Sinn erfüllen: uns Heutigen jene Ereignisse ins Bewusstsein zu rücken, die unsere Welt heute noch immer beeinflussen. Niemand kann sich aus der Kette der Generationen auskoppeln, niemand die Gegenwart ohne Vorder- und Hintergrund begreifen. Wahre Modernität ist Rückblick – als Einsicht.

*Hans Magenschab  
Wien, August 1988*





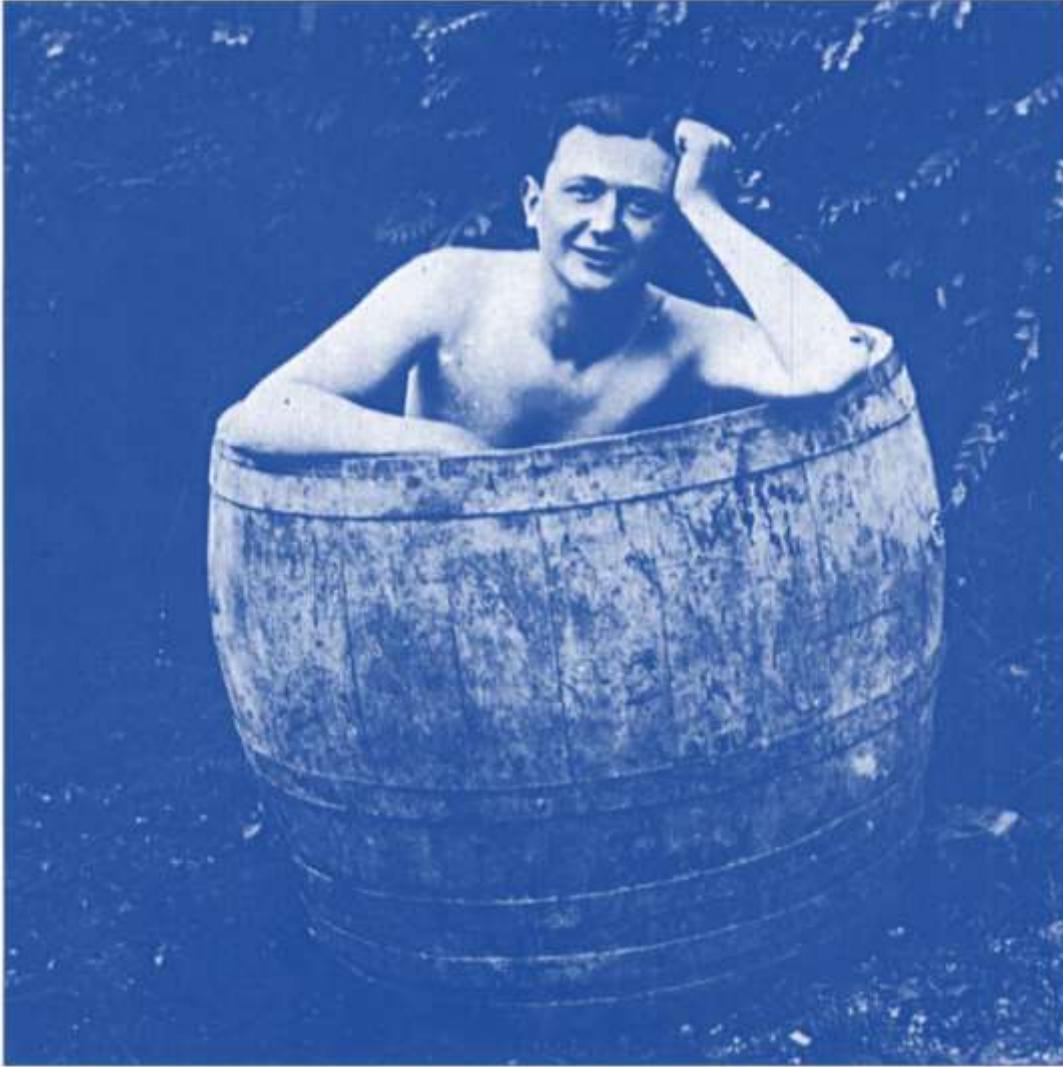
Oben links: Feldkurat,  
Schwerverwundete, Isonzo,  
1917

Oben rechts: Kaiser Karl,  
Landsturmmänner,  
Venetien, 1918

Links: Unterstand bei Görz,  
1917

Rechte Seite oben:  
Südalbanien, 1916

Rechte Seite unten: Tod in  
den Pripjet-Sümpfen,  
Ukraine, 1916



# Acht Millionen aus\_elf\_Nationen

Auf stillen Marmortafeln  
glüht im Lorbeerkranz das  
dunkle Wort Wozu –

Karl Lubomirski

In Fogliano staut sich der Verkehr. Es ist Samstag abends, junge Italiener holen ihre Freundinnen ab und sind in ihren FIATs auf dem Weg zur Disco. Urlauber, verschwitzt, aus dem Norden, zieht es zu den nahen Stränden. Nicht weit von hier, in Villesse, verbinden sich die grossen Autobahnen quer durch Oberitalien.

Nur der Isonzo rauscht dahin wie eh und je.

Über dem Tor zum österreichischen Soldatenfriedhof steht: «Im Leben und im Tod vereint.»

Ein sinnig-sinnloser Spruch. Wer vereinte da wohl wen, wer fühlt sich vereint? Doch wohl nicht nur die steirische Feuerwehrjugend, die sich in den 70er Jahren die Mühe machte, die Tafeln auf dem Friedhof neu zu beschriften, das Unkraut von den kleinen Steinen zu entfernen.

Sind es zehn-, zwanzig-, dreissigtausend, die hier liegen, während die italienische Elektrizitätsgesellschaft über ihre Gräber Starkstromleitungen zog? Die Nachgeborenen haben kein Verständnis für Sentimentalität.

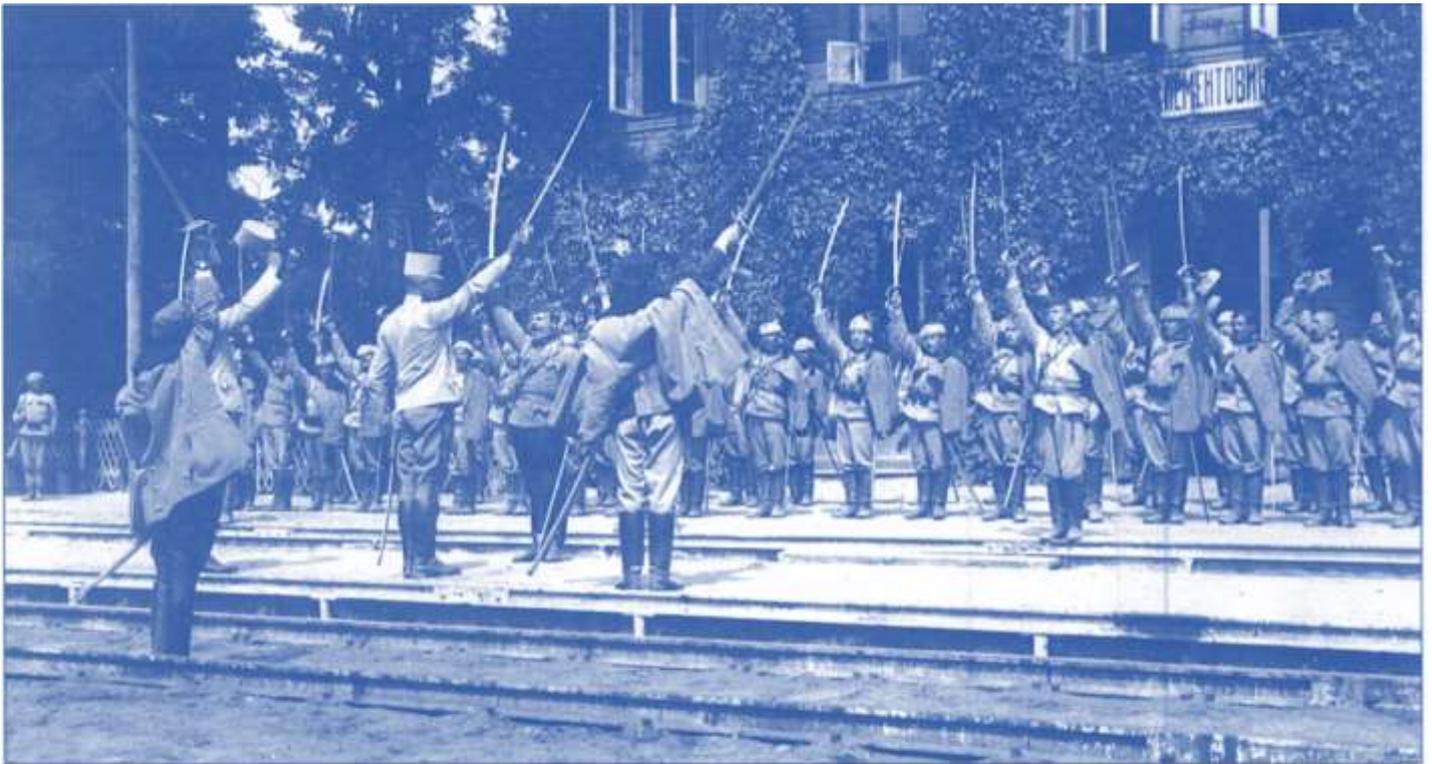
Friaul am Isonzo ist heute eine der aufstrebenden Provinzen Italiens. Wer ahnt, was einst hier geschah? Warum sollen gar die eiligen Touristen auch nur eine Minute der Erinnerung verschwenden, für den Grossvater, den Urgrossvater? In Fogliano zwischen Fluss und Karst?

«Fürs Vaterland gefallen», steht im Inneren des Friedhofes über der Gedächtnisstätte von Tausenden namentlich festgehaltenen sowie unbekanntem Österreichern, die den Krieg verloren haben und denen man keine riesenhaften Heldentreppen baute wie den italienischen

Toten, die nicht weit entfernt in Redipuglia und Oslavia liegen.

Hier, am Rand des Flusses, der ihr Schicksal besiegelte, liegen sie einsam, die «Feldgrauen»:

- der Frantisek Malacik aus Pilsen, ein tschechischer Rekrut, der erst bei der k. u. k. Armee des Kaisers so leidlich einige Brocken Deutsch lernte;
- daneben der ungarische Husar Janos Pazlobanyi, der längst kein Pferd mehr hatte, als ihn eine Granate der Italiener am Monte San Michele zerriss;
- daneben liegt der Rumäne Vasil Nicolaj aus dem Siebenbürgener Erzgebirge, der die Ungarn eigentlich nie mochte, aber dennoch in einem Honvedregiment mitmarschieren musste;
- und der Pole Jendrejcz Wojecic, der den Krieg schon in seiner Heimat Galizien von Anfang an mitmachte; erst in der letzten Isonzoschlacht hatte es ihn hier hingestreckt.
- Der Jude Michael Rosen von der «Mazzesinsel» in Wien hatte wenigstens gewusst, worum es ging, warum die Soldaten des Kaisers in den Kampf zogen und wie sehr das Schicksal der grossen Völkergemeinschaft mit dem Raum an der Adria verknüpft war – wie sehr die Hafenstadt Triest, um die es ging, Handel und Wohlstand von 50 Millionen Menschen im Donaauraum beeinflusste.
- Aber hier liegt auch der Bosnier Mahmed Radocovic; mit einem Kreuz über seinem Grab, obwohl er doch ein Sohn Allahs war, der jeden Freitag in der



Oben: Ungarische  
Honvedoffiziere,  
Zigeunerkapelle, Serbien, 1916

Ganz oben: Ein «Hoch»  
auf den Kaiser, Russland,  
1917

Moschee von Mostar sein Gebet verrichtete und sich selbst noch am Plateau von Doberdo am fremden Isonzo gegen Mekka wandte – bevor er ins Feuer einer Bersaglieri-Patrouille geriet; und da

- liegt auch der Student Georg Heine, der aus dem Hörsaal der Universität Innsbruck als Einjährig-Freiwilliger ins Feld kam und beim Sturm gegen italienische Gräben auf eine Mine der eigenen Pioniere trat.  
Die Schilder mit den Namen aller dieser Männern verwittern in der feuchten Abendluft in Fogliano am Isonzo. Vergessenheit senkt sich über den Fluss. Bald wird nichts mehr berichten vom Einst.



Links: Auf der Halbinsel Krim, 1918

Rechts: Bei Lemberg, 1914

Rechts unten: Sprachen und Nationalitäten in Mitteleuropa, 1914



Ödön von Horváth

*Onkel Pepis Album ist purpurrot gebunden mit einer silbernen Spange à la Jugend. Genau mittendrin, zwischen dem Kinderbildnis der verarmten Tante Mariann und der letzten Aufnahme Grosspapas, befinden sich zwei Seiten, die der Onkel Pepi sich selbst gewidmet hatte. Sie sind seines Albums Herz, in jedem Sinne des Wortes.*

*Links sieht man den Onkel Pepi als feschen altösterreichischen Leutnant (...), wohnhaft im achten Bezirk, Piaristengasse, mezzanin. Herrlich ist seine Wespentaille, korrekt seine Haltung, überhaupt: «wie aus an Schächterl» – aufregend für die Damenwelt, von der grande Zoxtott bis zum süßsen Müdl aus Purkersdorf.*

*Kein Wunder also, dass dies Bild von vier Photographien vierer pikanter Damen umgeben ist – und auf der Seite ne-*

*benan kleben auch vier um eine fünfte, grössere auserwähltere, eine Blondine mit traurigen Augen – und wenn man das Album zuklappt, so liegen diese Auserwählte und der fesche Leutnant aufeinander. Das hat er sich direkt so ausgerechnet, der Onkel Pepi. Und neben jeder dieser neun «Kisstibandenädigste» ist je ein Bildchen eingeklebt, eine Stadtansicht – die jeweilige Garnison. Przemysl, Budapest, Lemberg, Agram, Wien und Ujvidek – und jede Frau vertritt eine Nation der ehemaligen Doppelmonarchie, als da sind: Polen, Ungarn, Rumänen, Böhmen, Kroaten, Italiener oder Wiener – der Onkel Pepi ist nämlich noch niemals nationalistisch gewesen, sondern immer äusserst objektiv. Er schätzte an jeder ihre besondere nationale Note.*

(...)

*Der Onkel Pepi sieht mich an, stolz, elegant und liebenswürdig. Auch lächeln tut er, der Onkel Pepi. Ein ganz kleinwenig. Er lächelt über seinen eigenen Stolz und ist stolz auf sein Lächeln über seinen Stolz. Er ist ein echter Altösterreicher und konstatiert mit wehmütiger Ironie, dass er in der feschen Uniform eines verfaulten Reiches steckt. – Als ich mich das letztmal vom Onkel Pepi verabschiedete, sagte er: «Also, wenn du mal recht blöd bist, so denk an mich!»*

Ödön von Horváth, «Mein Onkel Pepi», Gesammelte Werke, Bd. III





Sie fielen, wie es hiess, für Kaiser und Vaterland.  
Für *ihren* Kaiser, *ihr* Vaterland?

Die lapidaren Dienstbriefe mit dem Doppeladler, die damals nach Tirol und Böhmen, Kroatien und Bosnien gingen und vom Tod samt Bestattung in fremder Erde schwätzten, stellten spätestens für die Zurückgebliebenen die Frage nach dem Sinn:

Für welche Idee, welchen Staat, welche Nation starben so viele in dem mörderischen Ringen, fielen dem neuen, mechanischen Tod zum Opfer, ertranken im Meer, wurden als Krüppel von ihren Schmerzen erlöst? War es ein Österreich-Ungarn mit einem greisen Kaiser und dessen juvenilem Grossneffen wert, so viele Leiden zu ertragen? 51 Millionen Einwohner zählte Österreich-Ungarn bei Kriegsbeginn, acht Millionen zogen als Soldaten ins Feld. Am Schluss zerfiel das Reich, in dem die helle Sonne Habsburgs doch unterging, in acht Teile. Mehr als eine Million Mann kam nicht mehr in die neuen Heimatländer zurück.

Tatsächlich war der Erste Weltkrieg aber die Antwort auf die Frage, ob eine übernationale Gesellschaft, eine mehrsprachige Sozietät, ein Vielvölkerstaat in Europa existieren soll, ja kann. Diese Frage hat den Krieg ausgelöst – und am Schicksal Österreich-Ungarns auch entschieden.

Dazwischen lag der mystische Opfergang aus dem «internationalen Raum» durch die Versuchsstation des Weltuntergangs.

Die Vorgeschichte zu den letzten Tagen der k. u. k. Menschheit beginnt bereits im Jahre 1908. In dieses Jahr,

das schon das 60. der Regierung Franz Josephs war, platzte das erste Sperrfeuer.

Just zum Kaiserjubiläum wurde in Prag das Standrecht verkündet. In der Stadt, in der Tschechen, deutschsprachige Böhmen und Juden zusammenlebten, empörten sich aufsässige Nationalisten gegen die Regierung. Die Wirkköpfigsten unter ihnen träumten von einem grosslawischen Reich von der Ostsee bis zur Adria; andere sogar vom bewaffneten Kampf der Armee der russischen Zaren – Seite an Seite mit den tschechischen Brüdern – gegen die deutschen Habsburger. Den Pragmatikern unter ihnen genügte ein autonomes Königreich Böhmen nach dem Vorbild jenes der Ungarn im Rahmen der Donaumonarchie. Denn die Magyaren hatten zu diesem Zeitpunkt schon seit fast vierzig Jahren ihren «Ausgleich» mit den Habsburgern erkämpft.

Im Jahr 1908 steuerte die österreichisch-ungarische Monarchie aber nicht nur in Prag auf eine Konfrontation zu, sie geriet auch mitten hinein in den Strudel einer komplizierten internationalen Krise. Das kam daher, weil Franz Joseph Bosnien und die Herzegowina formell annektierte: türkische Gebiete, die er zu diesem Zeitpunkt – völkerrechtlich legal – von k. u. k. Truppen schon länger besetzen hatte lassen. Die Grossmächte des 19. Jahrhunderts machten ja nirgendwo viel Federlesens mit Territorien, die im Zuge von Eroberungen – in- und ausserhalb Europas – militärisch okkupiert worden waren. Und der Balkan war eben so etwas wie ein Stück Afrika in Europa.



Links und rechts: Husaren in Dalmatien, 1915

1908 sanktionierte die Wiener Regierung also nur, was auch die Engländer, Franzosen und Deutschen in den Kolonialgebieten Afrikas und Asiens längst getan hatten. Bosnien und die Herzegowina mit rund 1,8 Millionen Einwohnern wurden ein Teil der österreichisch-ungarischen Monarchie. Nur: diese neuen habsburgischen Untertanen waren ihrem nationalen Selbstverständnis nach Serben und Kroaten. Und vergrößerten damit einerseits die Zahl der in der Monarchie lebenden und sich national unterdrückt fühlenden Slawenvölker, andererseits wurden die Serben des Annexionsgebietes von ihren Landsleuten jenseits der k. u. k. Grenze – vom Königreich Serbien mit der Hauptstadt Belgrad – endgültig getrennt.

1908 konnte der kluge Aussenminister der Monarchie, Alois von Aehrenthal, die internationale Aufregung über den «Rechtsbruch» allerdings rasch glätten. Die natürlich vor allem von den Serben in Belgrad und den Russen in Petersburg ausging. Der russischen Regierung des Zaren Nikolaus II. hatten die Österreicher nämlich als Gegenleistung ihre Unterstützung in der sogenannten Meerengenfrage gegen die Türkei zugesagt. Und so machte man das «Geschäft»: Österreich blieb unbehelligt, die Bosnier und Herzegowiner aber wurden ungefragt österreichische Untertanen.

Bloss: im Endeffekt konnte Österreich für Russland in der Dardanellenfrage nichts tun und verärgerte das Zarenreich überflüssigerweise; die unter Minderwertigkeitskomplexen leidenden Serben andererseits fühlten sich tödlich betroffen und endgültig vom Meer abgeschnitten. Die europäischen Grossmächte wurden auf den Unruheherd Balkan erstmals so richtig aufmerksam.

Die Einstimmung zur Ouverture des Dramas von Sarajevo setzte ein.

Franz Joseph, zugleich Kaiser von Österreich wie König von Ungarn, akzeptierte den Vorschlag seiner Regierungen in Wien und Budapest, die Neuerwerbung am Balkan von beiden Reichshälften aus verwalten zu lassen. Zu schwierig wäre im innenpolitischen Gleichgewichtszustand der Doppelmonarchie eine andere Lösung gewesen. Und schon gar nicht akzeptabel schien es ihm damals, den 23 Millionen Slawen in der Monarchie die gleiche Autonomie zu gewähren wie den zehn Millionen Deutsch-Österreichern im sogenannten Cisleithanien – und den zehn Millionen Magyaren in Transleithanien (der Fluss Leitha bildete die Grenze zwischen Österreich und Ungarn, daher die Bezeichnung).

So ging vor allem bei den Slawen das böse Wort vom Völkerkerker um – zuerst in den Redaktionsstuben und Literatencafés, dann in den biertischgeschwängerten Versammlungssälen. Nur der Thronfolger des alten Franz Joseph, der Neffe Franz Ferdinand, dachte bereits damals laut über den dringend notwendigen Umbau der Monarchie nach. Aus dem Wiener Schloss Belvedere, wo

der Thronfolger eine Art vorbereitendes Kabinett zusammengestellt hatte, drangen immer wieder Pläne und Überlegungen hervor: vom Dualismus zum Trialismus. Kam alles das aber 1908 nicht schon zu spät?

War der Zusammenklang von Völkern unter einem europäischen Geschlecht, das die Sonne nicht untergehen sehen wollte, nicht längst zum Misston geworden? Und mussten sich die Rekruten, die in dem Jahr der Krise bei Manövern den grauen Rock der Habsburger anzogen, nicht mit gutem Recht fragen, wozu und weshalb dieser Wehrdienst noch gut, noch sinnvoll sein sollte? Warum mussten sie sich ausbilden lassen zum Kampf – und zur Verteidigung – für ein Herrscherhaus, das sie nicht als das ihre ansahen? Was auch die Politiker in den Versammlungen zwischen Pilsen und Lemberg, Klausenburg und Triest ständig und listig sich selbst und ihre Zuhörer fragten.

Aber tatsächlich waren es nicht nur die Gegner der Monarchie im Inneren, sondern auch die Grossmächte Europas, die die Frage nach der Verlässlichkeit der multinationalen Armee der Donaumonarchie stellten. Und nicht zuletzt war da Österreichs wichtigster militärischer Verbündeter, der deutsche Kaiser und sein Kabinett, die sich in Berlin nicht vorstellen konnten, dass die kaiserliche und königliche Armee der Habsburger einsatzfähig und kampfbereit sein würde, wenn ein «Tag der Wahrheit» hereinbrach. Allein die Vorstellung der Vielsprachigkeit bei der Erteilung und Vollziehung der militärischen Befehle war dem preussisch-deutschen Generalstab ein Buch mit sieben Siegeln.

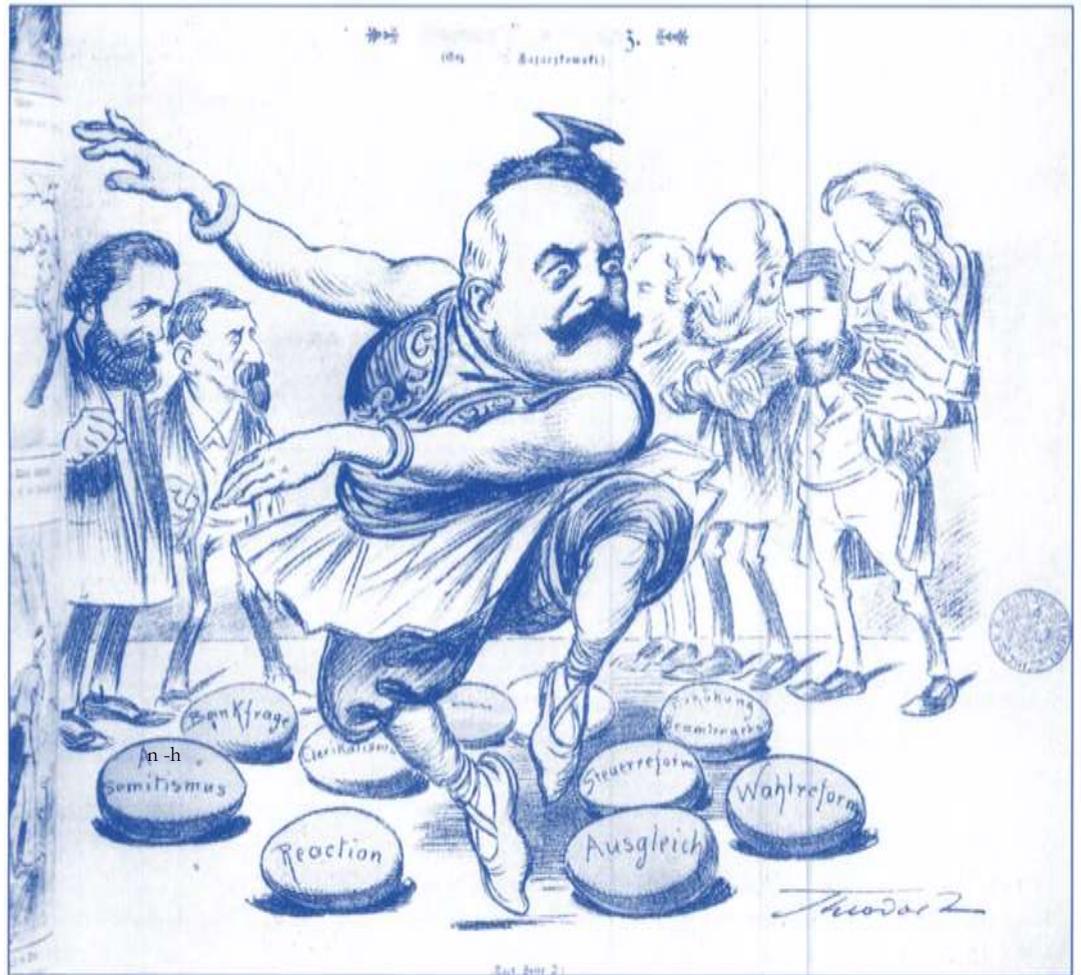
- Da waren die *Tschechen*: durch Erbvertrag und Heirat an die Habsburger gelangt, gerieten in den Kronländern Böhmen und Mähren bereits im 17. Jahrhundert die aufsässigen nordslawischen Bewohner an den Rand des Bürgerkrieges. Böhmens Adel rebellierte im Zeichen der Reformation gegen das katholische Herrscherhaus. In der Schlacht am Weissen Berg und im nachfolgenden Dreissigjährigen Krieg machten kaiserliche Generäle auf blutige Art und Weise Schluss mit der böhmischen Aufsässigkeit. Hochadeligen Grossgrundbesitzern, die zumeist Deutsch sprachen und dem Kaiser in Wien ergeben waren, standen leibeigene und gedemütigte

tschechische Bauern gegenüber. Dennoch: sogar noch in der Mitte des 19. Jahrhunderts hatte der Wiederentdecker der tschechischen Literatur, der Historiker Franz Palacky den Tschechen Kooperation mit Habsburg empfohlen und ein mitteleuropäisches Programm ausgesprochen:

«Wenn Österreich nicht schon seit Langem bestände, müsste es im Interesse Europas und der Menschheit auf schnellstem Weg geschaffen werden.»

Fünzig Jahre später freilich war das tschechische Volk zutiefst zerrissen. Zum nationalen Aufbegehren kam die soziale Unruhe. Dazu kam, dass innerhalb des Königreiches der historischen Wenzelskrone nicht nur Tschechen, sondern auch Deutschsprechende lebten – und zwar nicht weniger als drei Millionen! Der cisleithanische Regierungschef Kasimir Graf Badeni versuchte 1887 durch Sprachverordnungen beiden Volksgruppen vor Behörden, Gerichten und in den Schulen eine Art Gleichstellung einzuräumen; aber eine ganz unglaubliche Hetze brachte den gutgemeinten Plan zum Scheitern. Denn gerade in den kleinsten Einheiten von Dorf, Kirche und Armee entzündeten sich groteske und widerliche Auseinandersetzungen zwischen panslawistischen und grossdeutschen Extremisten. Das «Los von Österreich» wurde so immer mehr zu einem Kampfruf der jüngeren tschechischen Intelligenz, die in den Träumen von der Sagenkönigin Libussa und den Przemysliden in grauer Frühzeit ein eigenes nationales Selbstwertgefühl kultivierte. Später wurde der Soldat Schwejk zum Symbol des k. u. k. Soldaten mit tschechischem Mutterwitz – eine Kreuzung zwischen aufsässigem Drückeberger und bauernschlauem Saboteur. Jedoch: die Schwejks sollte es dann im Weltkrieg nicht nur unter den Böhmen geben. Und die zur nationalen Legende gewordene Kunstfigur des Literaten Jaroslav Hasek entsprach keinesfalls dem durchschnittlichen tschechischen Soldaten, der bis in die letzten Stunden der Monarchie in den Dolomiten und am Balkan seinen Mann stellte.

- Nordöstlich von Böhmen lebten in Galizien die



«Badenis Eiertanz», aus «Der Floh», 1896



Galizischer Jude, Landsturmann, Galizien, 1914



österreichischen *Polen*. Das katholische Wahlkönigreich Polen war noch im 17. Jahrhundert massgeblich bei der Befreiung Wiens von den Türken engagiert gewesen; verlor aber aufgrund des ersten der berühmten Teilungsverträge der Grossmächte 1772 seine Souveränität. Der Süden geriet während der Regierungszeit von Maria Theresia und Josef II. an Österreich. Hier, im alten historischen Königssitz Krakau, konnte sich aber dank der katholischen Hochburg das stolze Polentum noch am vitalsten weiterentwickeln, hier gab es die alte Jagellonen-Universität und mit dem Wawel ein unzerstörtes nationales Zentrum. Trotz wechselnder Zugehörigkeit zu Habsburg und einem Zwischenspiel als «Freistaat» empfanden die galizischen Polen Habsburgs Herrschaft als relative Wohltat – im Vergleich zu jener des protestantischen Preussen und des orthodoxen Russland, wo das katholische Polentum durchwegs rücksichtslos drangsaliert wurde. Die polnischen Aristokraten aus Galizien waren sogar wichtige Stützen des Wiener Kaiserhauses, stellten zahlreiche Minister in Wien und hatten sich auch im Offizierskorps der k. u. k. Armee bedeutende Stellungen erobert. Als bei Ausbruch des Weltkrieges die Hauptkampflinie quer durch ihre Heimat verlief, hatte gerade das Einsteigen der Galizier für den österreichischen Generalstab einen besonderen Stellenwert. Ja – sogar eine polnische Legion kämpfte an Habsburgs Seite gegen die Russen.

- Da lebten auch die *Ukrainer* (auch Ruthenen genannt) im Osten – rund um Lemberg, heute ein Teil der Sowjetunion. Sie empfanden sich sowohl von den Russen als auch von den Polen bedrängt. Aus ihrer Sicht kam ihnen die Wiener Zentralverwaltung wiederum gegen die polnisch-galizische Mehrheit nicht zu Hilfe; weshalb auch die Verbindung zu den Ukrainern jenseits der k. u. k. Grenze nie abbrach. Ruthenische Soldaten, meist Söhne der ärmsten Bauern der Monarchie, trugen aber dann dennoch tapfer an den gemeinsamen Lasten mit, wohl wissend und sehend, dass nach 1914 ihre Heimat am fürchterlichsten verwüstet wurde.
- Im Süden der österreichischen Reichshälfte lebten seit dem Frühmittelalter die *Slowenen*; ein tiefkatholisches, gleichfalls bäuerlich verwurzelt Volk, das jahrhundertlang einen hohen Blutzoll im Kampf gegen die Türken geleistet hatte. Es war hier vor allem der Klerus, der sich im 19. Jahrhundert als Vorkämpfer nationaler Bewusstseinsbildung engagierte. Um die Jahrhundertwende forderte der Slowenenführer Ivan Susteric auch bereits die österreichische Regierung auf, den Slowenen das «volle und gleiche nationale Recht» zuzugestehen: gemeint war Gleichberechtigung im Rahmen einer Autonomie – vor allem aber die Zusammenfassung aller Slowenen in einer eigenen selbstverwalteten Einheit. Denn die Slowenen – nicht weniger als 1,2 Millionen – lebten in mehreren cisleithanischen Kronlän-



Links: Polinnen, Ungarische Honveds, 1915

Rechts: Erzherzog Friedrich, Teschen, 1916

dern: in der südlichen Steiermark und in Kärnten, in Krain und Görz, Istrien und Triest. War es ein Wunder, dass einer um eigene Literatur und Volkstum kämpfenden Nation die Aufteilung auf jeweils andere Majoritäts-Völker unhaltbar erschienen? Trotzdem haben sich bei Kriegsbeginn die Slowenen hinter den Kaiser gestellt und die Verwirklichung ihrer Wünsche auf die Zeit «danach» verschoben.

- An der Adria und nördlich sowie östlich des Gardasees in den Dolomiten gehörten die italienisch-sprechenden Österreicher gleichfalls aus historischen Gründen verschiedenen Kronländern an. Der grösste Teil der Trientiner war während der Napoleonischen Wirren an das Kronland Tirol gefallen, Istrianer, Dalmatiner und Friulaner waren irgendwann von der Republik Venedig abgenabelt worden. Der Adriaafen Triest hingegen war schon seit 1382 österreichisch. Als dann 1914 der grosse Krieg ausbrach, standen Österreichs Italiener unter dem psychologischen Druck, dass jenseits der k. u. k. Grenzen Angehörige ihrer Nationalität in einem vereinigten und geschlossenen Königreich Italien lebten, sie als «gefangene Brüder» betrachteten und vom angeblich drückenden «österreichischen Joch» befreien wollten. Eine Kategorie der Literatur, nationale Lyrik und Belletristik, unzählige Lieder und Reime schwärmten von der nationalen und unteilbaren Einheit. Und für viele österreichische Untertanen italienischer Muttersprache schien in der Tat

Tat das aufstrebende imperialistische Königreich, das sich damals zu Grossmachtabenteuern in Afrika hinreissen liess, eine erstrebenswerte Alternative zum alten, müden bürokratischen Habsburgerstaat. Freilich, Italien hatte sich in einem Vertrag an Deutschland und Österreich gebunden: der «Dreibund» wurde zuletzt 1907 erneuert, ohne dass die Irridenta gegen Österreich eingestellt worden wäre. Dennoch konnten bei Ausbruch des Weltkrieges die italienischsprachigen Soldaten im grauen Rock a priori nicht davon ausgehen, dass sie gegen ihre Brüder aus dem Königreich kämpfen müssten. Man rechnete 1914 zumindest mit der wohlwollenden Neutralität des Königreiches Italien.

- Da waren sodann die Deutschen der österreichischen Reichshälfte, das «Staatsvolk». Ihr Stand zur Habsburgermonarchie war durchaus nicht eindeutig. 1866 von den Preussen aus dem Deutschen Nationalverband hinausgeworfen, fühlten sich viele just in der Phase des heissen Nationalismus plötzlich gewaltsam mit Nationen zusammengepfercht, auf die sie mit einem gewissen Hochmut herabzusehen gewöhnt waren und denen sie sich zivilisatorisch überlegen glaubten; so haderten diese Deutschnationalen mit der Geschichte, die sie von der «natürlichen» völkischen Gemeinschaft amputiert hatte. Es waren vor allem Akademiker, Beamte, Kleinbürger – aber auch Offiziere des Kaisers, die «heim ins Reich» wollten und den Anschluss an Bismarck-Deutschland lautstark propa-



Links: Ruthenen, 1915

Rechte Seite oben: Husaren in Budapest, 1914

Rechte Seite unten: Verteidigungsstellung bei Görz, 1916

gierten. Den hochverräterischen Charakter ihrer Polemik konnte die grossdeutsche, später auch antikatholische Bewegung dabei nicht begreifen. So wurde die Aufweichung der Monarchie als (heute) unbegreiflicher Wahnsinn vor allem in den Kammersälen und Turnhallen ungestört propagiert. Dass sich Kaiser Franz Joseph dabei sowieso an das Preussen-Deutschland der Hohenzollern gebunden hatte, konnte die politischen Totengräber Alt-Österreichs nicht versöhnen. Franz Josephs «Ich bin ein deutscher Fürst» verhallte an den mit Ressentiments und Arroganz vollgestopften Grossdeutschen wirkungslos.

Erst als die Kanonen 1914 zu feuern begannen, waren mit einem Mal die Querelen vergessen. Im Namen der «Waffenbrüderschaft» bildeten die Deutsch-Österreicher für die Monarchie als Soldaten und Offiziere das Rückgrat der grossen Armee. Sie nährten freilich nicht selten masochistisch den Mythos von der Überlegenheit der «reichsdeutschen» Heeresorganisation und der «preussischen» Ordnung des Verbündeten aus dem Norden im Vergleich zu den Österreichern, die mit den Schwierigkeiten einer multinationalen Armee fertigzuwerden hatten.

- Die *Ungarn* hatten sich in der Revolution von 1848

zu einem bewaffneten Aufstand gegen Habsburg erhoben und für unabhängig erklärt. Der damals gerade erst gekrönte Kaiser Franz Joseph musste mit Hilfe loyaler – zumeist slawischer – Generäle und mit Hilfe des russischen Zaren Ungarn zurückerobern. Die Rache Habsburgs war anschliessend grausam und nährte den Mythos von der «Einkreisung» des in der Geschichte angeblich immer benachteiligten Magyarenvolkes: Deutsche und Slawen – so das Selbstbild – wollten immer die Ungarn schwächen, ja auslöschen. Die Wahrheit war, dass die feudale Gentry in den Jahrhunderten unter Habsburg sehr geschickt ihre Privilegien zu verteidigen verstand und den Kaiser-König in Wien nach dem verlorenen Krieg Österreichs gegen Preussen 1866 zwang, einen sogenannten Ausgleich anzunehmen (wobei eine wesentliche Rolle dabei die schöne Sisy, Franz Josephs magyarophile Frau, spielte). Jedenfalls: das Habsburgerreich wurde 1867 zur Doppelmonarchie erklärt, Franz Joseph und Elisabeth mit der Stephanskronen gekrönt und die östliche Reichshälfte ab diesem Zeitpunkt von Budapest aus verwaltet; in diesem Reichsteil lebten aber auch die Slowaken, Rumänen, Kroaten und Deutschen. Die Ungarn selbst, soziologisch gesehen von einer alten Magnatenaristokratie sowie ei-



ner liberalen städtischen Lobby regiert, fassten den «Ausgleich» primär als Chance auf, durch kleine und kleinste Schritte ein Maximum an Autonomie zu erringen, selbst aber keine nationale Selbständigkeit unter ihren Nationalitäten zu dulden.

Tatsächlich war das im «Ausgleich» festgeschriebene System des kaiserlichen und königlichen (k. u. k.) Kondominiums kompliziert und unübersichtlich. Jede der beiden Reichshälften besass nämlich einen Ministerpräsidenten und jeweils Minister; nur das Heereswesen, die Aussenpolitik und Währungsangelegenheiten wurden gemeinsam administriert.

Auch in vielen wirtschaftspolitischen Fragen gelang es den Ungarn, ihren Willen durchzusetzen. Nur in der Armee war und blieb ihr Einfluss geringer – und Deutsch Kommandosprache.

Just diesen Umstand aber betrachtete eine ganze Generation ungarischer Patrioten als schmerzlich, ja beleidigend. Magyarische Offiziere und Soldaten der k. u. k. Armee waren daher stets von einem gewissen Zwiespalt geplagt. Sie wussten um ihre Gleichberechtigung, ja Führungsrolle in ihrer Reichshälfte sehr wohl Bescheid; bloss bei der Truppe dominierten – aus ihrer Sicht – die nicht-magyarischen Nationen, ja zelebrierten dort eine gewisse Gleichberechtigung. Und aus diesem eigenwilligen Zwiespalt ist vieles zu erklären, was dann im grossen Krieg vor sich ging.

- Das betraf nun gerade jene Völkerschaften, die 1867 zur magyarischen Hälfte geschlagen worden waren und ihrerseits diesen Umstand als «Knechtung» und «Diskriminierung» betrachteten – allen voran die Kroaten. Jahrhunderte hindurch hatten sie dem Kaiser die besten Soldaten gestellt und als sogenannte «Grenzer» waren die Söhne der Wehrbauern der «Militärgrenze» in den Türken- und Franzosenkriegen, gegen die Preussen und Savoyer für Habsburg ins Feld gezogen. Noch 1848 hatten die Kroaten unter dem Banus Joseph Jelacić dem jungen Franz Joseph seinen Thron gegen die eigenen Wiener Untertanen zurückerobert geholfen;

dann aber, nach dem «Ausgleich», fühlte sich die national denkende Intelligenz Agrams verraten; vor allem deshalb, weil die Ungarn in Kroatien eine rücksichtslose Magyarisierungspolitik einleiteten. Dazu kam, dass es auch Kroaten im – von Wien aus verwalteten – Dalmatien und (nach 1908) in Bosnien gab. War es ein Wunder, dass viele vor allem nach Prag blickten, weil man sich den Tschechen nicht nur in sprachlicher Hinsicht verwandt fühlte? Und dennoch: angesichts der besonders starken Bindung an den Katholizismus – Kroatiens eigentlicher geistiger Führer war jahrzehntelang der Bischof Josef Georg Strossmayer – erwies sich die Treue zum katholischen Haus Habsburg stärker als alle ehrgeizigen Versuchungen; auch jene, die von einem eigenen südslawischen Reich handelten.

- Dieser Vision huldigten vor allem die *Serben* der Monarchie. Rund eineinhalb Millionen hatten vor ihrer Nase das serbische Königreich, das nun freilich auch wieder ein künstliches Gebilde der Grossmächte war. Seit 1903 hatte Peter I. aus dem Haus der Karadjordjevic eine aggressive Politik betrieben; sein Ziel: die Vormacht am Balkan zu erringen. Das führte auch 1912 zum Krieg mit Bulgarien und zum Dauerkonflikt mit der habsburgischen Monarchie. Die grossserbischen Träumer hofften, Österreich-Ungarn die serbischen Untertanen abnehmen und überdies einen Zugang des Binnenstaates zur Adria schaffen zu können. Etwas, was bekanntlich durch die Annexion Bosniens und der Herzegowina 1908 praktisch unmöglich geworden war; es wäre denn um den Preis eines militärischen Konfliktes mit der Grossmacht Österreich-Ungarn gewesen. Das aber war der Hauptgrund, warum sich Serbien im Zeichen des Panlawismus und der russisch-orthodoxen Glaubenseinheit zeitgerecht an den fernen russischen Zaren angelehnt hatte, der das Königreich von Belgrad als eine Art Patenkind behandelte. Nun wollten die Serben innerhalb der k. u. k. Monarchie von der rückständigen, korrupten und von ständigen blutigen Wirren zerrissenen Puppenmonarchie der Karadjordjevic lange Zeit nicht allzu viel wissen.

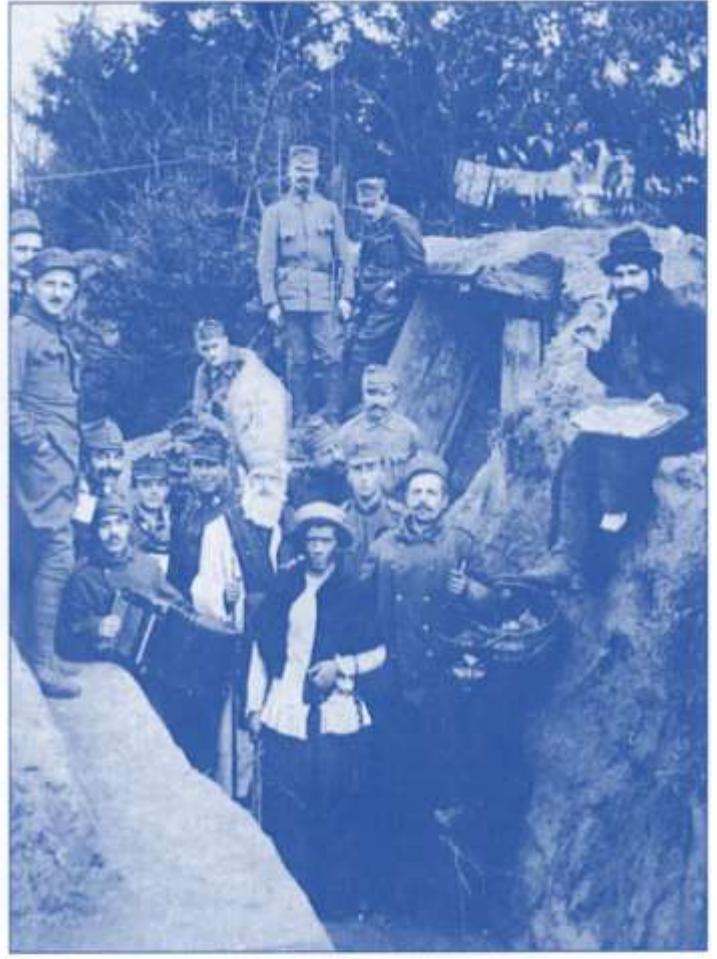


Kaiser Franz Joseph in  
Bosnien, 1910

(Die schlimmen Buben in her Schule.



«Die schlimmen Buben in  
der Schule» aus «Neue  
Glühlichter», 1899



Links aussen: Offiziere, Kroatinnen, 1914

Links: Nikolofeier im Schützengraben, Serbien, 1915

Links unten: Jüdische Rabbiner, katholische und orthodoxe Geistliche, Galizien, 1914

Eine in Fiume entstandene Resolution serbischer Intellektueller forderte zwar die Selbstbestimmung der Südslawen und lud die Kroaten zur «Koalition» ein – aber die Bemühungen scheiterten wiederum an den Gegensätzen der katholischen und der orthodoxen Konfessionalität. Die k. u. k. Rekruten der Habsburger-Armee mit serbischer Muttersprache wussten jedenfalls mit den Emotionen der nationalistischen Städter auch herzlich wenig anzufangen. Sie waren schliesslich tapfere Soldaten, die sich im Weltkrieg sogar mit Gegnern ihrer eigenen Nationalität, die unter den serbischen Königsfahnen kämpften, tapfer schlugen. Allerdings hatte sich an der grossserbischen Frage – sprich: dem Konflikt um Bosnien und die Herzegowina – der Weltkrieg entzündet.

● Als grössere Volksgruppe gab es auch die *Rumänen* mit rund drei Millionen im Verband der grossen Monarchie. Auch sie litten unter den Magyarisierungsbestrebungen der ungarischen Regierung, zu deren Reichshälfte die meisten gehörten. Auch sie hatten ein Loyalitätsproblem. Existierte doch seit 1881 ein Königreich Rumänien unter der Herrschaft eines deutschen Hohenzollern, das sich mit mehreren seiner Nachbarn in Konflikt befand. Die Rumänen sind keine Slawen. Und Russland, der mächtige Nachbar im Nordosten, hatte auch mit Bessarabien einen Teil des von Rumänien beanspruchten Territoriums in Besitz. So war es das Deutsche Reich, das den Rumänen als eine Art Patron erschien. 1909 legte der Deutsche Kaiser etwa dem österreichischen Thronfolger Franz-Ferdinand das Rumänenvolk wärmstens ans Herz: «Es ist ein wertvoller Bundesgenosse auf dem ewig unruhigen Balkan ...» Weshalb es auch tatsächlich keine pan-rumänische Propaganda unter den rumänisch-sprechenden, aber mit der Budapester Verwaltung unzufriedenen Untertanen der Habsburgermonarchie gab – und sie ihren Dienst in der grossen Armee bis fast gegen das Ende des Weltkrieges gewissenhaft und anständig erfüllten.

● Auch die rund zwei Millionen *Slowaken* waren . als nördliche Einwohner Transleithaniens nach

1867 Opfer vielfältiger Magyarisierungsversuche geworden. Es war daher nur naheliegend, dass sie sich an die benachbarten Tschechen der cisleithanischen Reichshälfte anlehnten. Thomas Masaryk etwa, der spätere erste Präsident der Tschechoslowakischen Republik nach 1918, war Slowake. Aber dennoch gab es unter dem etwas zurückgebliebenen, bäuerlichen Volk kaum eine nennenswerte Iridentia – vielmehr waren die Slowaken die Hauptwähler der «Ungarischen (katholischen) Partei» (des Magnaten Zichy) und dienten im Krieg sowohl in den gemischten wie (rein) ungarischen Honvedeinheiten.

● Und da war noch ein Volk – eines mit wechselvoller Geschichte, das eher eine Konfessionsgemeinschaft besonderer Art darstellte und bei Volkszählungen nicht erfasst wurde: Österreichs *Juden*. Nach jahrhundertelanger Diskriminierung hatte Josef II. Ende des 18. Jahrhunderts mit seiner Toleranzgesetzgebung den Juden den Weg in die Armee geöffnet; was im 19. Jahrhundert auch sozialen Aufstieg ermöglichte. Im Zuge der Emanzipation im Habsburger Reich identifizierten sich auch immer mehr – vor allem reformistische – Juden mit der Idee des Vielvölkerstaates. Kaiser Franz Joseph, der nach eigenem Bekenntnis Judenhetze in seinem Reich nicht duldete, wurde für viele zum Ideal des gerechten Monarchen schlechthin. Das galt nicht nur für die kulturbeflissenen, assimilierten und vermögenden Juden Wiens, Budapests oder Prags, sondern auch für die bettelarmen Bauern und Händler in Galizien. Insgesamt gab es 1914 rund zweieinviertel Millionen Juden in Österreich – etwa so viele, wie heute in Israel leben. Sie stellten dem Kaiser gute Soldaten und Offiziere, obwohl als ungeschriebenes Gesetz galt, dass eine Karriere als General die Konversion zum Christentum zur Voraussetzung hatte. Dafür waren vor allem viele Reserveoffiziere und Militärärzte Juden. Sie alle empfanden sich, ja, als was? Am stärksten wohl als «Österreicher» – denn sie hatten am wenigsten nationale Loyalitätsprobleme und waren am Erhalt der Monarchie auch am stärksten interessiert.

Rechts: Bosnische Moslems,  
Isonzo, 1916

Rechts unten: Militärkapelle in  
Venetien, 1917

Elf, ja zwölf Nationen dienten also in einer Armee, die ihresgleichen in der Welt nicht hatte – noch seither hat; die ihre innere Kraft wohl nur aus der mystischen Geschichte Europas bezog, der die Habsburger seit dem späten 13. Jahrhundert als Kaiser des Römisch-Deutschen Reiches, später als spanische Könige, Herzöge von Burgund, Könige von Ungarn und Böhmen ihren Stempel aufgedrückt hatten. Die Heere unter den Fahnen der «Casa d’Austria» hatten fast überall am europäischen Kontinent gekämpft – und während der Conquista sogar in Übersee.

Sieht man von der Stellung von Landwehr-Einheiten ab, die verschiedene Kronländer aufbrachten, waren es stets angeworbene Landsknechte und Söldner gewesen, die in den habsburgischen Armeen dienten. Bald gab es aber dennoch nationale Kontingente, die sich durch Kampfart, Uniformierung und Bewaffnung deutlich voneinander unterschieden: ungarische Husaren, kroatische Grenzer, polnische Ulanen, Tiroler Schützen. Aus Freiwilligen und Berufsoffizieren war im Lauf der Jahrhunderte so etwas wie ein schwarz-gelber Soldatentypus entstanden, der allerdings nicht zuletzt aus Gründen der Führung an die deutsche Kommandostruktur gebunden war. Auch waren überproportional viele Angehörige deutsch-österreichischer Adelsfamilien im Laufe der Jahrhunderte traditionell für die Offizierslaufbahn bestimmt worden. Dabei aber blieb das habsburgische Prinzip stets die Multinationalität, die Einheit in der Vielfalt; sowie als eine Art Mythos die Bindung an die geheiligte Krone des obersten Kriegsherrn. Ja – geradezu eine Art Romantik verknüpfte das Schicksal des Hohen Hauses mit den Heldentaten so vielfältiger und multinationaler Heerführer aus allen Gegenden Europas: jene des Böhmen Wallenstein im Dreissigjährigen Krieg, des Italiens Montecuccoli im Kampf gegen die Türken, des französisierten Savoyers Prinz Eugen um die Behauptung gegen das Frankreich Ludwig XIV., des Litauers Laudon gegen die Preussen, des Ungarn Hadik, der für Maria Theresia Berlin eroberte, des Südtiroler Schützenführers Andreas Hofer, der die Franzosen aus den Alpen vertrieb, des Tschechen Radetzky, der dem Kaiser die Lombardei rettete, des Kroaten Jelacić, der 1848 das aufständische Wien eroberte, aber auch des aus der Steiermark stammenden Admirals Tegetthoff, der Österreichs grössten Seesieg erfocht.

Die Buntheit des übernationalen Berufsheeres veränderte sich radikal, als die Allgemeine Wehrpflicht eingeführt und zuerst mit drei, dann mit zwei Jahren festgesetzt wurde. Es war dann nur eine Frage der Zeit, bis die nationale Aufregung des ausgehenden 19. Jahrhunderts auch auf die Armee übergreifen musste. Das hing nicht zuletzt mit der sogenannten territorialen Dislokation zusammen, wonach gewisse Einheiten in jenen Gebieten aufgefüllt wurden, in denen sie in Garnison lagen. Bald setzte sich der Begriff des Haus- oder Stammregiments durch.

Die entscheidenden Schritte aber erfolgten nach dem Ausgleich mit Ungarn, nach dem es eine Dreiteilung der Armee gab; und zwar:

- Das gemeinsame Heer – einschliesslich der gemeinsam geführten Flotte; erkennbar daran, dass die Truppeneinheiten k. u. k. – kaiserlich und königlich – ihrer Bezeichnung voraussetzten. Nur wirkliche Experten konnten angesichts der Vielfalt der k. u. k. Regimenter auch schon an den Uniformaufschlägen die jeweiligen Einheiten erkennen. Die Farbskala reichte da von «rosenrot» über «kirschrot» bis «bordeauxrot». Dafür waren die Regimenter national stark gemischt. Beispiele: das Infanterieregiment Nr. 29 in Nagybecskerek umfasste 35% Serben und Kroaten, 30% Deutsch-Österreicher, 20% Ungarn, 15% Rumänen. In Zombor hingegen lag das Infanterieregiment Nr. 23, in dem zuletzt 35% Deutsch-Österreicher, 35% Ungarn und 30% Serbokroaten dienten. Daneben gab es aber auch k. u. k. Regimenter, die wiederum fast total uni-national waren – etwa die Wiener «Deutschmeister», die Linzer «Hessen» oder die Salzburger «Rainer». Kaiserjäger bestanden aus Tirolern und Vorarlbergern, allerdings auch aus Italienisch-Sprachigen. Nach der Annexion von Bosnien und der Herzegowina gab es vier Infanterieregimenter, die wiederum nur aus «Bosniaken» bestanden (leichter erkennbar am roten Fez und türkischen Hosen).
- Die zweite grosse Gruppe bildeten die Honved-Regimenter, die ungarische Landwehr. Dieser von der Budapester Regierung stark geförderte teil der Ar-





«Kaisers Geburtstag» im Reservistenkinderheim, Sarajevo, 1917

mee nannte sich jeweils k. u. – königlich-ungarisch. Dieser Teil der Armee umfasste zuletzt 32 Infanterie-, zehn Husaren- und acht Feldkanonenregimenter. In ihnen dienten nur Nationalitäten, die zur transleithanischen Reichshälfte gehörten, also von Slowaken über Magyaren bis zu Rumänen und Kroaten.

- Und schliesslich gab es auch die Landwehr der österreichischen Reichshälfte – k. k. gekennzeichnet: kaiserlich-königlich. Es waren dies Einheiten, die ihre Tradition zwar bis in die Zeit der Napoleonischen Kriege zurückführten, als sie der legendäre Erzherzog Johann einführte, die aber lange Zeit relativ bedeutungslos waren. Erst im Weltkrieg erkannte man die Wichtigkeit der Reservistenregimenter, die freilich stets deshalb Sorgen bereiteten, weil ihre Uninationalität – besonders in Böhmen – für chauvinistischen Radikalismus einen Nährboden abgab.

Zu alledem kam, dass es auch aus traditionellen Gründen ganze Waffengattungen gab, für die sich die verschiedenen Nationalitäten unterschiedlich stark interessierten. So zog es die Ungarn zur Kavallerie, die Deutschen überdurchschnittlich zur Artillerie, unter den Pionieren wiederum bildeten die Tschechen eine relativ starke Gruppe. Bei der Marine waren rund die Hälfte der Seesoldaten Serbokroaten, ein rundes Viertel Italiener. Angesichts der Dreiteilung der Armee in k. u. k., k. u. und k. k. war das Sprachproblem das entscheidende schlechthin. Und lange Zeit bildete es auch aufgeregten Diskussionsstoff für die nationalen Politiker in den Parlamenten der Monarchie; erstaunlicherweise mehr als für die Offiziere, obwohl diese sich in vielen Fällen mit ihren Soldaten nicht verständigen konnten. Es gab die «Kommandosprache» – und sie war, allen Versuchen der Aufsplitterung zum Trotz – deutsch; dann gab es die «Dienstsprache», die im Verkehr von militärischen Dienststellen untereinander und mit den zivilen verwendet wurde. Sie war beim k. u. k. sowie bei den k. k. Einheiten deutsch, bei den Honveds ungarisch. Als «Regimentssprache» galt schliesslich jene, die von einer Mehrheit der Soldaten gesprochen wurde.



Feldrabbiner, jüdische Soldaten, Rumänien, 1917

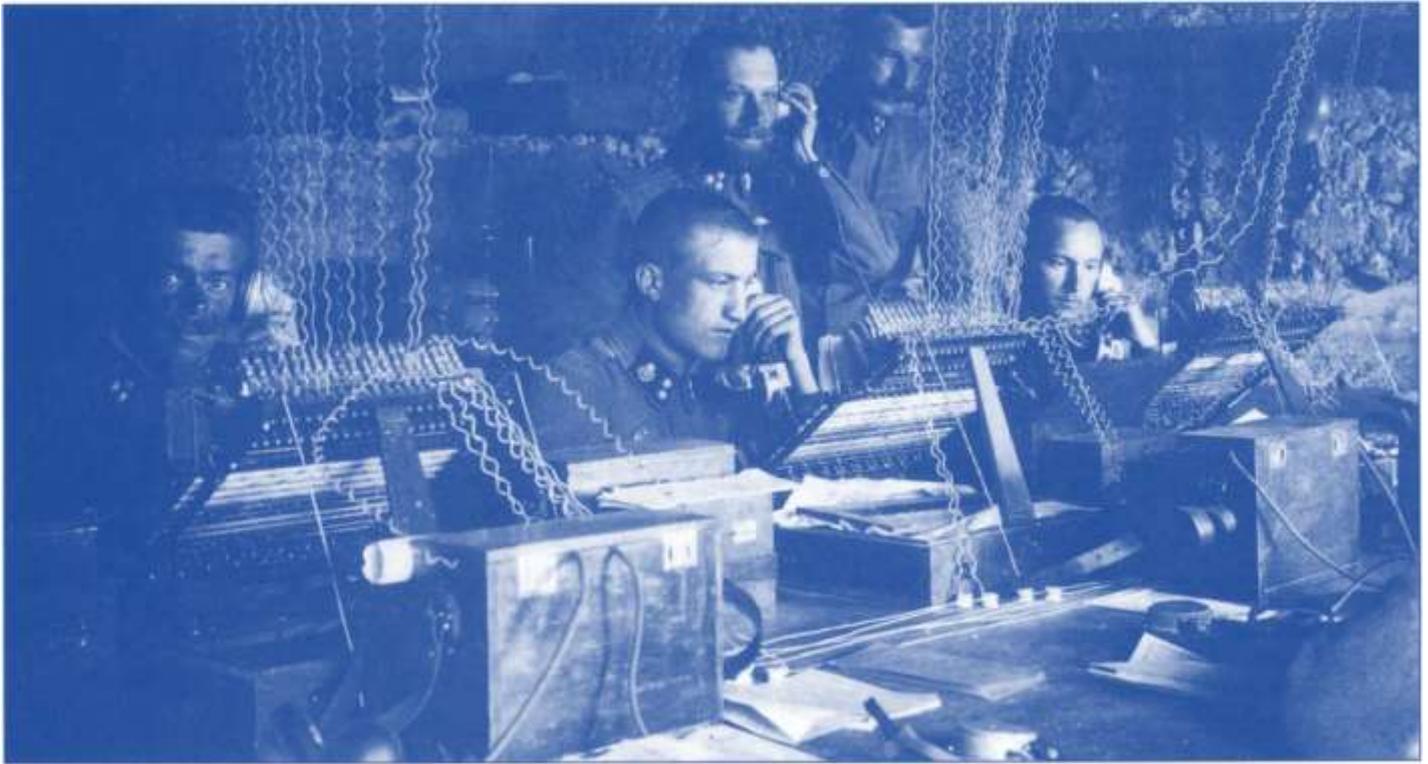
Dadurch freilich gab es groteske Streitereien, ob in Böhmen etwa die Nicht-Aktiven bei den gesetzlich vorgesehenen sogenannten Kontrollversammlungen mit «Hier!» oder dem tschechischen «Zde!» antworten durften. Und in Bosnien und in der Herzegowina musste die Einführung der Allgemeinen Wehrpflicht mit Gewalt durchgesetzt werden.

Als dann freilich 1914 der grosse Krieg wirklich ausbrach, fegte eine Welle des Patriotismus durch die Kronländer. Eine Art Massensuggestion lähmte auch die Vertreter der nationalistischen Parteien im Reichsrat und in den diversen Landtagen. Erst im Nachhinein polemisierte die Literatur gegen den Begeisterungssturm, der «für Kaiser und Vaterland» tiefgreifend und ehrlich gemeint war. Wenngleich aus unterschiedlichen Motiven: Deutsch-Österreicher und Böhmen waren über die Ermordung Franz Ferdinands besonders empört, die Galizier wollten im Kampf gegen die Russen ihre polnischen Brüder «befreien», die katholischen Kroaten mit den orthodoxen Serben abrechnen. Die Magyaren wiederum

erhofften sich eine Vergrösserung ihrer Reichshälfte. In einigen Regionen kam es auch zur Aufstellung von «Legionen» aus Überläufern – wie etwa in Polen oder der Ukraine. Dort fanden sogar Frauen Aufnahme, die als Kuriosum vorgezeigt und wegen patriotischer Tapferkeit besonders ausgezeichnet wurden.

Bloss die Italiener der Monarchie hatten es schon 1914 schwer. Der Ruf des nationalistischen Königreiches Italien war bereits vor dem Eintritt Italiens in den Krieg überaus stark. Der Trientiner Parlamentsabgeordnete Dr. Cesare Battisti wurde zum persönlichen Symbol dieses Konfliktes. Als österreichischer Staatsbürger ging er noch vor der Kriegserklärung nach Italien, um in italienischer Uniform von den Österreichern später gefangen genommen zu werden. Er starb am Galgen und wurde zum Symbol des nationalen Märtyrertums.

Von all diesen Umständen belastet, ist es sowohl für die Historiker wie für Theoretiker und Praktiker aller modernen Armeen ein Rätsel, wie es der österreichischen Armeeführung gelang, in dem blutigen Ringen vier Jahre lang alle diese psychologischen und organisatorischen Probleme der Multinationalität zu bewältigen; welches Übermass an Geduld und Einfühlungsvermögen der Mi-

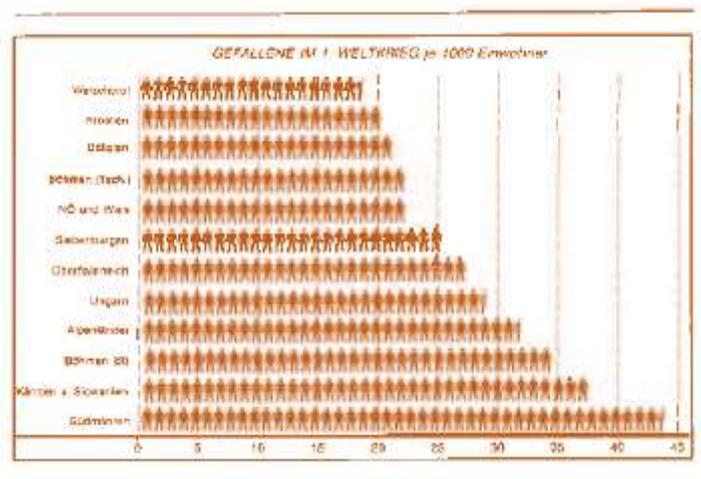


litärbehörden diese Armee zusammenhielt; und mit welcher Konsequenz die Offiziere und einfachen Soldaten dem Kaiser und König ihren Eid hielten. Obwohl in den letzten Kriegsmonaten die Politiker offen zur Fahnenflucht aufriefen, gab diese Armee nicht einen Quadratmeter Boden der Monarchie preis.

Eine mögliche Erklärung mag die Moral des vielfach verspotteten Offizierskorps gewesen sein. Das waren jedenfalls keine Operettensoldaten, sondern durchwegs anständige und vernünftige Leute. Es ist allerdings zu bedenken, dass Tausende Reserveoffiziere aus allen Nationalitäten das Berufs-Offizierskorps im Krieg zahlenmässig weit übertrafen. Dadurch kamen auch die Deutsch-Österreicher unter den Offizieren in die deutliche Minderheit. Und mit einem kroatischen General aus einer alten Grenzerfamilie, Svetozar Boroevic, wurde ein Mann vom Balkan als «Löwe vom Isonzo» zum populärsten Heerführer der ganzen Monarchie. Aber schon die Namen der anderen nicht aus dem Kaiserhaus stammenden Feldmarschälle beweisen die Herkunftsvielfalt: Kövess von Kövesshaza, Freiherr von Krobotin, Baron Rohr von Denta, Conrad von Hötzendorf, Freiherr von Böhmer-Ermolli. Daneben finden sich im Kataster der obersten Führungsränge Namen wie Potiorek, Csicsics, Przyborski, Tabajdi, Zanatoni, Radicevic, Scotti, Puhallo, Czibulka, Mihaljevic, Tersztyansky, Ljubovic, Kolossvary, Nikic, Schemua, Kusmanek, Njegovan, Barry, Le Beau, Henriquez, Eskeles, Peteany usw.

Es waren schliesslich acht Millionen Soldaten aus elf Nationen, die in ihrem Feldgrau während des Ersten Weltkrieges im habsburgischen Heer dienten. Über eine Million davon ereilte der Tod, fast zwei Millionen wurden verwundet. Ihre Tragik liegt in der Vergeblichkeit – und damit Sinnlosigkeit dieser persönlichen Tapferkeit.

Nach dem Krieg wurde der Versuch unternommen, den individuellen Einsatz der verschiedenen Nationalitäten durch das Verhältnis von Gefallenen zur jeweiligen Bevölkerung zu bewerten. Eine makabere Blutzoll-Rechnung, die aber dennoch auszugsweise angeführt sei:





Linke Seite oben:  
Telefonzentrale, Südtirol,  
1917

Oben: Infanteristen am  
Bahnhof, Wien, 1914

Unten: Kochstelle im Karst, Slowenien, 1916



# Die Schüsse von Sarajevo

---

Alles hat seine Vorgeschichte(n).

Ein Attentat besteht nicht nur im Drücken eines Revolverabzugs; einen Weltkrieg kann ein pubertärer Gymnasiast nicht allein auslösen.

Es war im Jahre 1913. Da schrieb Österreichs Thronfolger Franz Ferdinand dem Aussenminister Leopold Graf Berchtold folgenden Brief: «Ich möchte betonen, dass ich . . . immer mehr in meiner Friedensidee bestärkt werde. Ohne dass wir uns etwas vergeben, sollten wir alles tun, um für uns den Frieden zu erhalten.» Und dann prophetisch: «Führen wir einen Spezialkrieg mit Serbien, so werden wir es in kürzester Zeit über den Haufen rennen, aber was dann, und was haben wir davon? Ganz Europa fällt über uns her und betrachtet uns als Friedensstörer.»

Mit dieser Ansicht stellte sich Franz Ferdinand in offenem Gegensatz zum wichtigsten Militär der Monarchie: zum Generalstabschef Franz Conrad von Hötzendorf.

Denn Conrad hatte sich immer wieder für einen sogenannten Präventivkrieg Österreichs eingesetzt – primär am Balkan, aber auch gegen Russland und Italien.

Am 4. Juli 1913, nicht einmal ein Jahr vor dem Attentat in Sarajevo, schrieb Franz Ferdinand: «Conrad wird natürlich wieder für alle möglichen Kriege und grosse Hurrahpolitik sein, die Serben erobern: Gott weiss was alles. Durch den schauerlichen Fall (des Spions und Hochverrätters Oberst Alfred Redl, der Aufmarschpläne der Monarchie an die Russen verraten hatte, H. M.) wird er noch wilder sein und durch einen Krieg ein Remedium suchen

für manche Übelstände, an denen er, ganz unter uns gesagt, teilweise auch schuld ist. . .»

Conrad, der eigentliche Kriegstreiber und wahrhaft Schuldige?

In seinen privaten Aufzeichnungen, die erst später herausgegeben wurden, schilderte Conrad nach dem Weltkrieg seine damalige Situation so: «Ich wurde gegen meinen Willen zum Chef des Generalstabs ernannt und vor die grosse Aufgabe der Kriegsvorbereitung an höchster Stelle gestellt. . . bald war ich im Klaren und erkannte die Gefahren, die unleugbar Österreich-Ungarn und Deutschland drohten, sah den Ring, der sich um beide schloss. Ihn rechtzeitig zu sprengen, schien mir der einzige Weg, der Gefahr zu begegnen. Meine Anträge, dies mit Serbien und Italien zu beginnen, zu einer Zeit, da Russland noch weit im Rückstand war, blieben erfolglos. . .» Und wenig später: «Es finden sich die aktenmässigen Belege dafür, dass ich sofort nach meiner Ernennung zum Chef des Generalstabs mit diesen meinen Bemühungen begann und schon im Jahre 1907 den Krieg gegen Italien, 1908/09 jenen gegen Serbien verlangte, stets darauf verweisend, dass Russland, dessen Eingreifen man besorgen musste, nach den Folgen des japanischen Krieges (1904/05) und der Revolution (1905) zu einer grossen Aktion nicht fähig wäre, bei einem Zuwarten aber die Gefahr bestünde, von einem erstarkten Russland, Serbien und Italien gleichzeitig und gemeinsam angefallen zu werden, ein Fall, den ich mit Sicherheit voraussah . . . Und das haben unsere Diplomaten nicht erkannt und nicht zu nützen verstanden.»

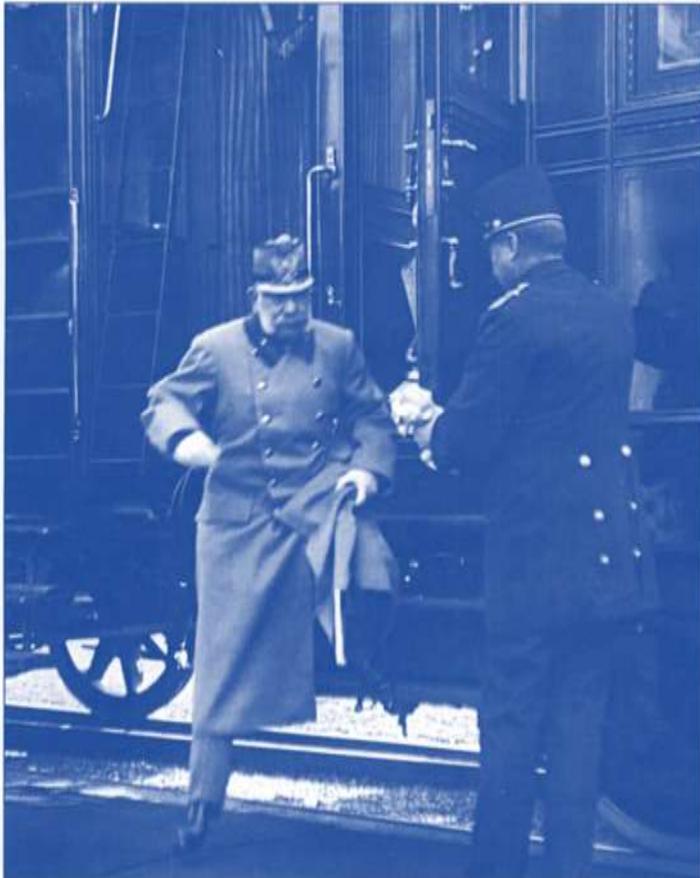


Oben: K. u. k. Generalstab  
(7. von links  
Generalstabschef Conrad),  
Teschen, 1914

Rechts: Erzherzog Franz  
Ferdinand mit seinen  
Söhnen



Unten: Kaiser Franz Joseph,  
Ischl, 1914

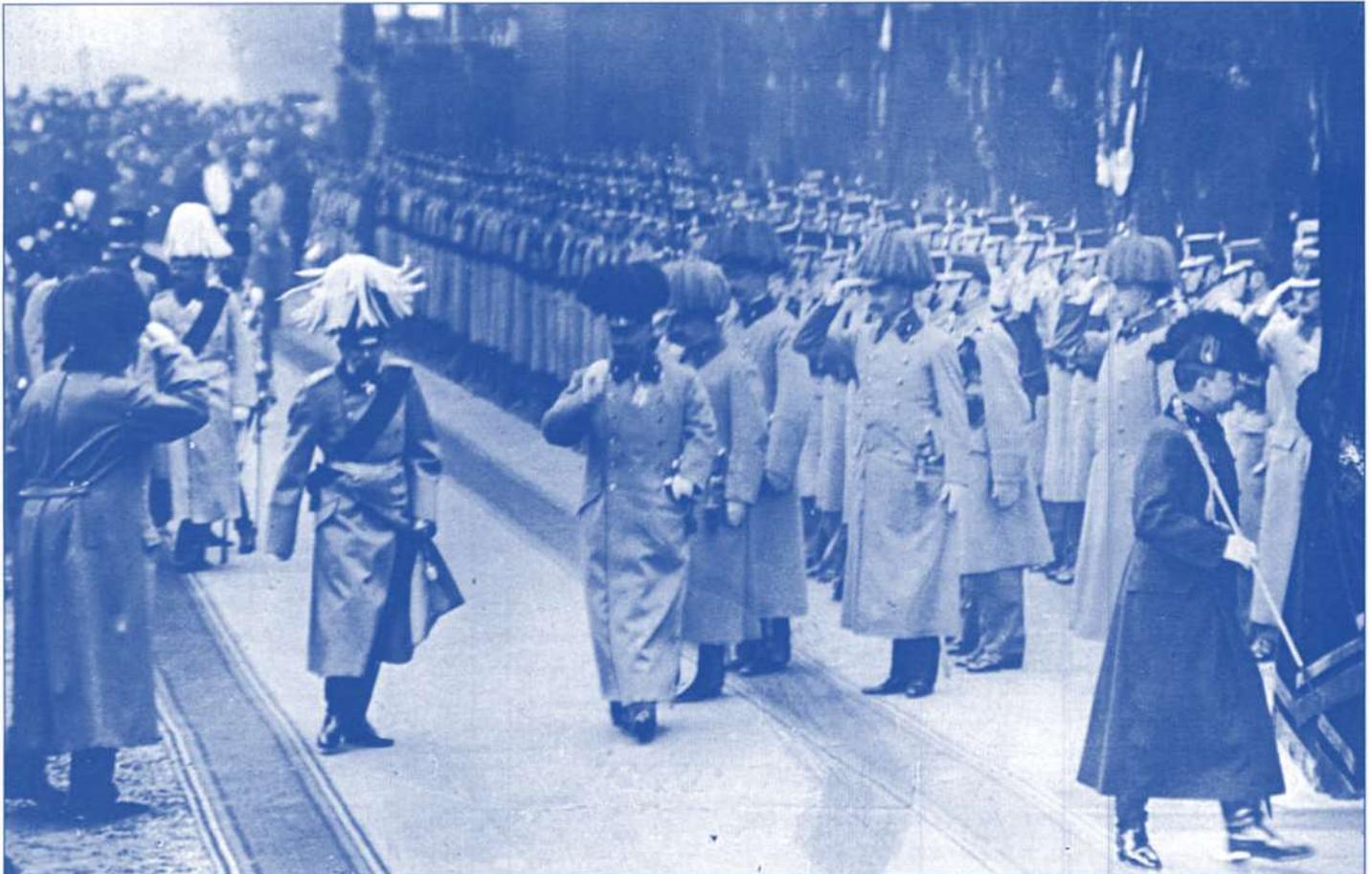




Stadtpark in Wien, 1914

Conrads Rundumschlag traf also nicht nur den Friedenswilligen um jeden Preis – Franz Ferdinand nämlich –, sondern auch die Politiker in den Staatskanzleien – aber nicht nur in Österreich. Conrad: «Deutschlands Unglück war, dass es nie entschlossen war, die Einkreisung rechtzeitig gewaltsam zu sprengen. Es war wie der Hase in der Treibjagd, es sah zu, wie der Kreis immer enger wurde und je mehr er sich schloss, desto mehr glaubte es, gleich einem Hasen durch zierliche Männchen und possierliche Sprünge seinem Schicksal entgegen zu können ... Die serbische Frage war dabei ebenso eine deutsche wie eine österreichisch-ungarische. Für die Erkenntnis dieses engen Zusammenhanges fehlte aber in Deutschland die politische Reife. Man sah in der Balkanfrage und später in der serbischen nur ein Privatismum Österreich-Ungarns, womit einem die lästigen Österreicher nur immer Schwierigkeiten machten.» Nun könnte man annehmen, dass dieser Conrad ein Nassforscher, selbstbewusster und schneidiger Kommissstiefel gewesen wäre. Aber das Gegenteil war der

Fall. Kleingewachsen, geradezu zierlich, dabei zutiefst pessimistisch und selbstgrüblerisch veranlagt, masochistisch von Selbstzweifeln geplagt, war alles für ihn «Schicksal», dem er durch «Pflichterfüllung» begegnete: «Ich tat die Pflicht der Pflicht wegen. Ich schloss mein inneres Leben nach aussen hin scharf ab. Ich hatte jene schicksalsergebene, mitleidlose Härte gewonnen, die dem militärischen Führer ein unerlässliches Gebot ist.» Conrad gewöhnte sich an, «auch die schwersten Katastrophen mit stetem Gleichmut der Seele zu ertragen». Diese eigenartige Haltung zu den «letzten» Dingen war eine weitverbreitete Grundströmung auch bei vielen Intellektuellen dieser Zeit. Arthur Schopenhauer und Friedrich Nietzsche waren die Philosophen en mode – das Gefühl der «Endzeit» weitverbreitet. Und Conrad sprach wohl für eine ganze Generation, wenn er meinte: «Die Anerkennung des Kampfes ums Dasein als Grundprinzip alles irdischen Geschehens ist die einzige, reelle und vernünftige Grundlage jedweder Politik. Nur durch Kampf ist Erhaltung und Gedeihung möglich.» Das war wohl auch die «Ideologie» jener führenden Männer im Armeeoberkommando (AOK), die Conrad unterstanden.



Österreichischer Kaiser Franz Joseph I. (links), Deutscher Kaiser Wilhelm II., 1914

Der Machtbereich des AOK erstreckte sich auf die Feldarmee, die Kriegsmarine und die im Krieg als «Kriegsgebiete» festgelegten Territorien. Die Operationsabteilung des AOK erstellte die Richtlinien in organisatorischer, militärtechnischer und politischer Hinsicht; eine Präsidial- (auch Detail-)Abteilung war für die Personalfragen verantwortlich, der wiederum auch die Nachrichtenabteilung für Feindbeobachtung, Spionageabwehr und Kundschafterdienst unterstanden (in Friedenszeiten tarnte sich der Geheimdienst der Armee bieder hinter dem Namen «Evidenzbüro»). Im Krieg hiessen die genannten Abteilungen des AOKs «Operierendes Oberkommando», dem das «Etappenoberkommando» gegenüberstand; später gab es dann auch eine «Quartiermeisterabteilung». Dem AOK unterstanden aber auch das Feldtransport- bzw. Feldeisenbahnwesen und der Feldtelegraphendienst; schliesslich gab es auch noch das «Kriegspressequartier», die Propagandaabteilung der Armee.

Der kleingewachsene Conrad führte dieses AOK relativ autoritär. Er überliess seinen Mitarbeitern die Führung

nur so lange, wie alles gut lief. Nach aussen hin schottete er seinen Führungsstab aber fast völlig ab. Das ging so weit, dass er sich die Einmischung des Monarchen und des Thronfolgers verbot. Kaiser Franz Joseph beklagte sich später einmal, erst mit 36 Stunden Verspätung vom AOK informiert zu werden – und dann stets in lakonischer Kürze. Noch dürftiger war der Kontakt des AOK zu den zivilen Stellen. Conrad mied vor allem das Ausserministerium und die Regierungen der beiden Reichshälften – ja selbst das Kriegsministerium. Wobei er seine Schweigsamkeit und vielfältige Eigenmächtigkeit üblicherweise mit «Geheimhaltungsgründen» rechtfertigte. Nicht viel anders sah es nach Ausbruch des Krieges auch mit dem Kontakt der Generalstäbe der verbündeten Armeen untereinander aus. Beim österreichischen AOK sass ein Vertreter der deutschen Heeresleitung im Rang eines Generalmajors, umgekehrt gab es einen österreichischen AOK-Vertreter im deutschen Grossen Hauptquartier in der Person eines Feldmarschalleutnants. Man verkehrte über diese Spitzenmilitärs telegraphisch miteinander und korrespondierte zeitweilig spärlich bis kryptisch. Wie sich zeigen sollte, waren die diversen Vorurteile so stark, dass Fehleinschätzungen und Fehlentscheidungen bald an der Tagesordnung waren. Und

Rechts: An der Alten Donau,  
Wien, 1914

Rechts unten:  
Europas Mächte 1914

selbst als Deutsche und Österreicher Schulter an Schulter in Russland kämpften, kam es zu keiner Bildung eines gemeinsamen Oberbefehls – nicht zuletzt wegen des Misstrauens und der vielfältigen Vorbehalte Conrads gegen die Deutschen. Seine spätere Rechtfertigung: «Die Herabsetzung der Leistungen der k. u. k. Truppen und das Verlangen nach einem deutschen Oberbefehl im Osten über den grössten Teil der österreichisch-ungarischen Front wurde allmählich zum System, es gehörte ja zu dem Weg, der zur Hegemonie Deutschlands über Österreich-Ungarn führen sollte, wenn der Krieg für die Mittelmächte siegreich geendet hätte. Dieses Streben Deutschlands hatte ich erkannt und daher die Pflicht gefühlt, ihm entgegenzutreten.»

Das war es wohl auch, was wie ein stummer Schatten zwischen den Verbündeten stand: hier die forsche, der Rüstung alles unterordnende, selbstbewusste Führung Deutschlands unter einem überheblichen, hochmütigen und menschenverachtenden Kaiser Wilhelm II. – und dort eine von inneren Konflikten, nationalen Querelen und sentimentalischen Rücksichtnahmen geplagte, von einem müden Greis geführte Habsburger-Monarchie des Kaisers Franz Joseph. Dem stand ein Ring von Gegnern gegenüber, die infolge ihrer vielen Kolonien über eine weit grössere Menschen- und Rohstoffbasis verfügten. Immer deutlicher war dabei schon weit vor 1914 abzusehen, welche Bündnisvarianten es in Europa gab.

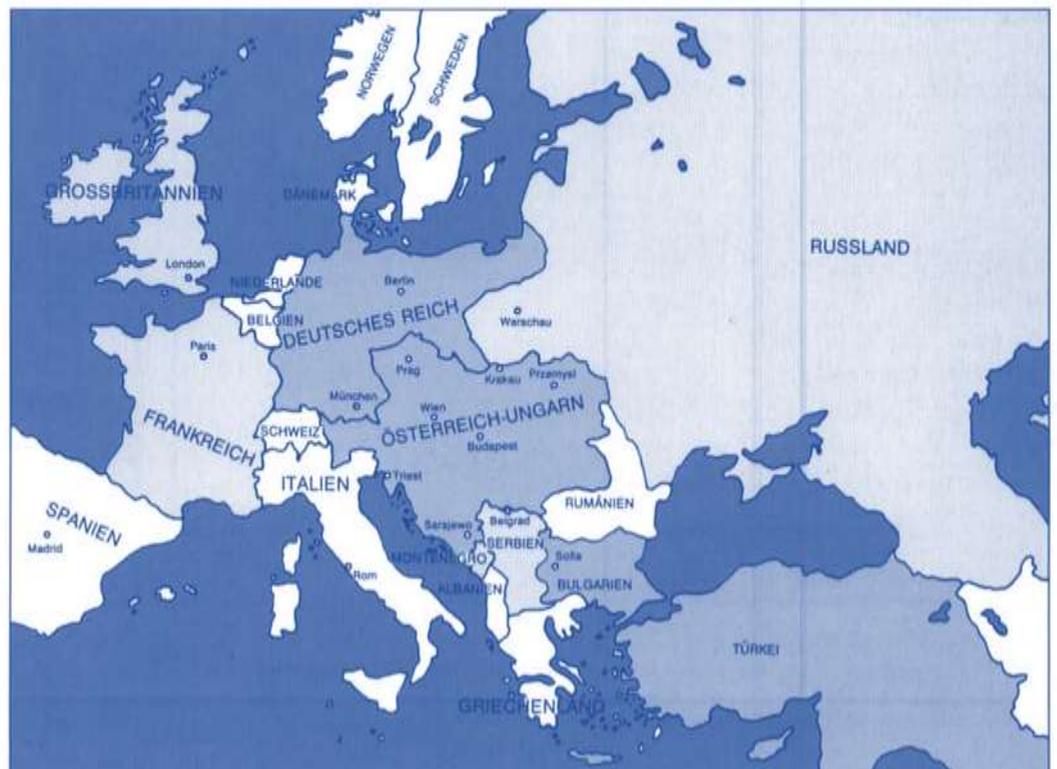
Wer sich überdies die Landkarte Europas ansah, konnte erkennen, dass die Mittelmächte Deutschland und Österreich-Ungarn an mindestens *zwei* Fronten kämpfen mussten, sollte das Bündnissystem der Entente (franz, eigentlich «Einvernehmen», «Verständigung») zum Tragen kommen. Die alliierten Staaten hingegen würden jeweils nur *eine* Hauptfront besitzen und durch Seewege von den Rohstoffquellen in Übersee profitieren können. Dennoch fabulierten die k. u. k. sowie deutschen Militärs stets vom Vorteil der sogenannten «inneren Linie», während die Entente an der «äusseren Linie» schwerer zu kämpfen hätte. Richtig war, dass die Mittelmächte infolge ihrer guten Bahnnetze ihre Truppen schneller verlegen konnten als z.B. die Russen, die ihre Truppen auch aus den entlegenen Reichsteilen herankarren mussten

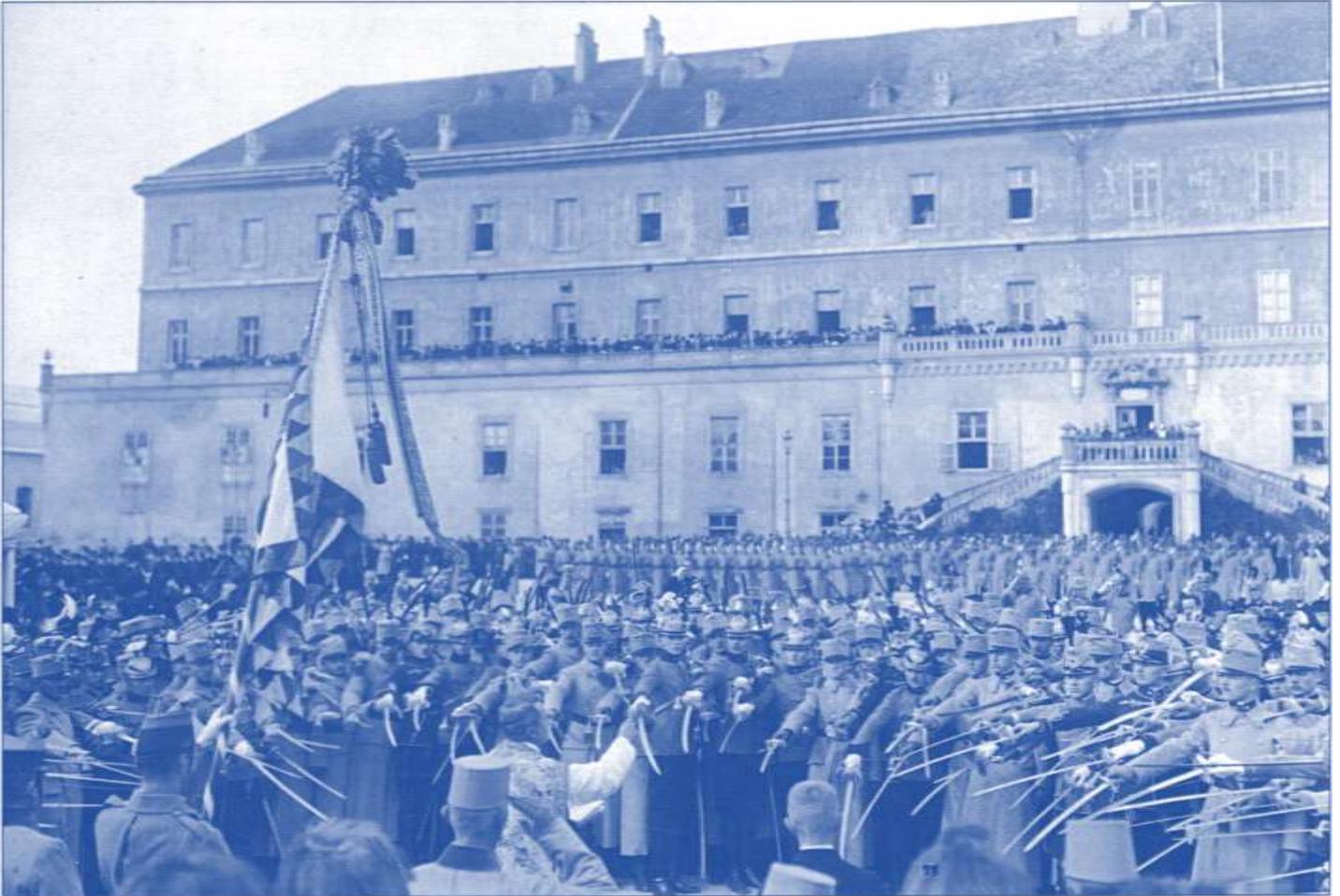
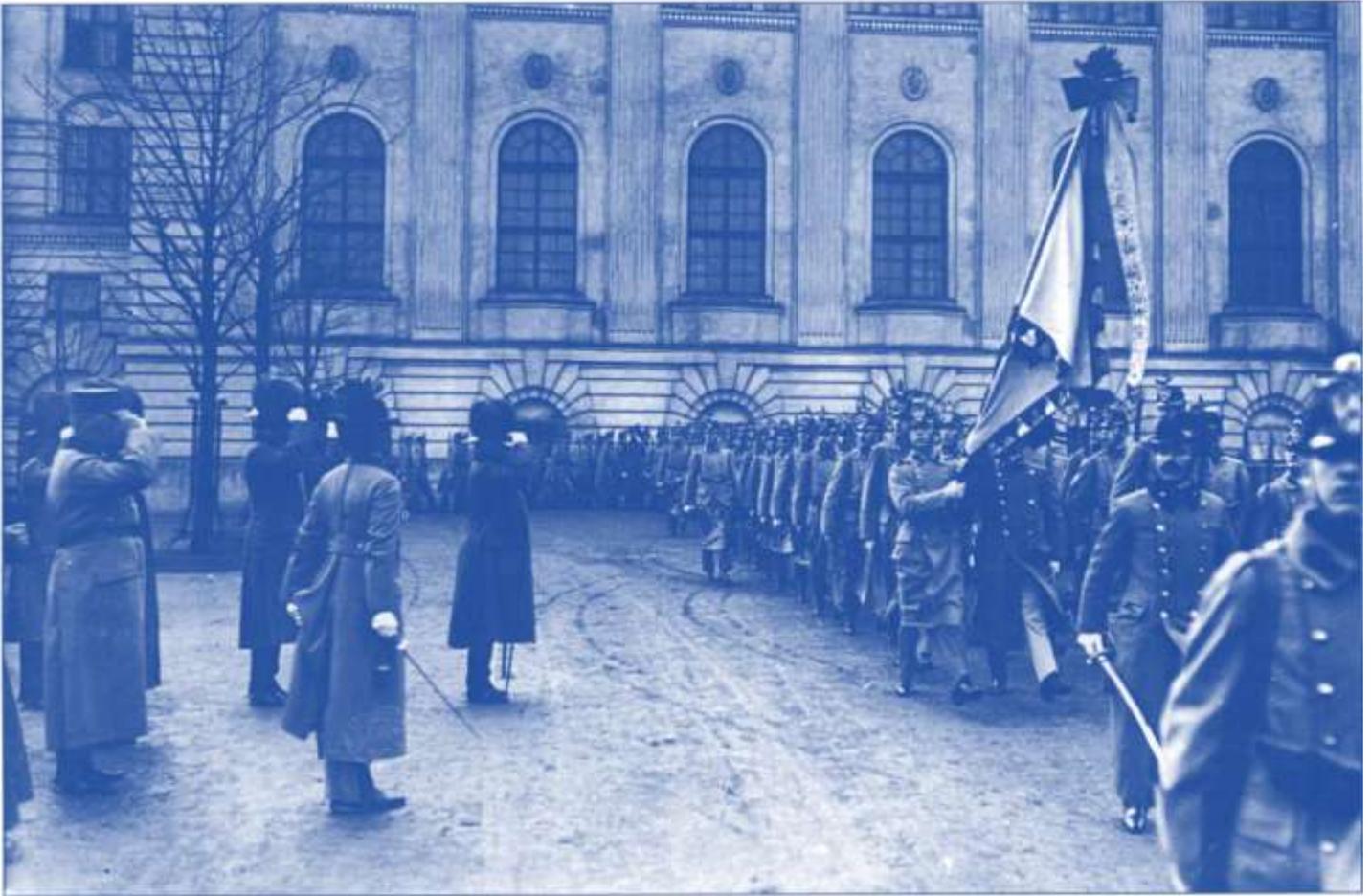


Franz  
Werfel

*Schwer wird es nur, schwer, wenn das Regiment vorbeizieht: K. u. k. Infanterie-Regiment Nr. 11, graue Aufschläge! «Bataillon ba-a-alt!» Der Herr Oberst Swoboda selbst hebt, im Sattel sich spreizend, den gezogenen Säbel zum Kommando. Tannenreisig trägt er auf der Kappe. Alle Doppelreihen strotzen von Tannenreisig. Dann gelbt der Ruf die Strasse entlang: «Zugsführer Fiala!» Aber Fi al a ruft nicht «Hier!» Er weiss: nicht melden darf er sich. Und immer weiter hallt der Schrei! «Zugsführer Fiala!» Die Regimentsmusik formiert sich. Sie spielen den Hausmarsch, sie spielen: «O du mein Österreich». Fiala erkennt das Maultier, welches die grosse Trommel zieht. Die Musik setzt sich in Bewegung. Die Burschen schwenken und schlenkern die Instrumente im Takt. Und die Glieder der Kompagnien schwenken und schlenkern im Marschtritt, sonnenübergelänzt. Mit Tschinellenkrach ziehen sie dahin. Zur Schiessstätte, zum Manöver, vielleicht auch nur zu einer Lustbarkeit. Seine Freunde hat er wohl erkannt. Diesmal darf er mit ihnen nichts ausfressen: Nicht Karten spielen, nicht zum Tanz gehen, nicht beim Bier die Nacht durchschwärmen. Er muss stehen und stehen in seinem Tor. Weit sind sie schon dahin. Und nur der wachsende Tschinellentakt! Er pocht in seinem Leib und Blut. Aber oft auch ist es Nacht. Immer wieder ist es Nacht. Und dann springen die Stunden, rot und schwarz, nicht mehr aus der Kirchturmuhren wie die Krampusse. Der Kirchturmuhren steht nicht da. Aber vor allen Toren, die ganze Strasse entlang, sind Aschenbutten aufgestellt. Asche ist hingestrent überall. Fiala hält Wacht.*

Franz Werfel, «Der Tod des Kleinbürgers»





Links: Ausmusterung in der  
Militärakademie  
Wr. Neustadt, 1914

Links unten: Junge Offiziere vor Erzherzog  
Friedrich, 1914

und überdies geographisch und klimatisch benachteiligt waren. Überdies waren das Zarenreich und die Westmächte im Winter ohne störungsfreie Direktverbindung für Nachschub und Transport.

Dieses Wissen stand wohl hinter der Überlegung des deutschen Generalstabs schon lange vor Kriegsausbruch, dass die Verzettlung an vielerlei Fronten unbedingt vermieden werden müsste. So entstand der Plan, sich zuerst auf einen einzigen Gegner mit voller Kraft zu werfen. Konkret bedeutete dies, dass die Deutschen zuerst mit den Franzosen fertigwerden wollten, indem sie



Anton  
Wildgans

*Ihr schweren Dragoner und wilden Husaren, Die wie Keulen  
schmettern, wie Windsbraut hinfahren,  
Ihr kühnen Sappeure und ihr, Kameraden, Die die weithin-  
zermalmenden Schlände entladen,  
Ihr Helden am Hörrohr, ihr Wolkendurchdringer,  
Patrouillenreiter und Kundschaftsbringer, Ihr alle, Blutsbrü-  
der insgesamt,  
Vom Teufel besessen, von Gott entflammt, Bald seid ihr die  
Ersten, bald seid ihr die Letzten, Die Sturmvorbereiter, die  
Rückzugdecker, Die zähen Verfolger, die jähnen Vollstre-  
cker; Doch wir sind die überall Eingesetzten: Wir Fron-  
tenanrenner, wir Flankenumgeber, Wir Hingemähten und  
selber Mäher,  
Wir immer Bedrohten, wir immer auf Wacht, Wir kämpfen  
die Urform der Männerschlacht, Wir eisernen Würfel der  
Strategie, Wir Mann gegen Mann, wir Infanterie!*

Anton Wildgans, «Infanterie»

in einem massiven und schnellen Vorstoss bis Paris ge-  
langen würden. Das Muster war weitgehend der Krieg  
von 1870/71. Erst nach einem Sieg im Westen wollte  
man sich gegen die Russen wenden, deren langsameren  
Aufmarsch man einkalkulierte. Dieses als «Schlieffen-  
Plan» in die Geschichte eingegangene Konzept bedeutete  
natürlich, dass in der ersten Phase eines Krieges jemand  
anderer als die Deutschen im Osten und Südosten kämp-  
fen musste: Österreich-Ungarn.

Gerade diese strategischen Planungen, die den Österrei-  
chern natürlich nicht unbekannt waren, mussten von An-  
fang an Anlass zum äussersten Misstrauen sein. Ganz ab-  
gesehen davon, dass man sich in Wien ja nie ganz sicher  
war, ob Deutschland unter seinem sprunghaften Monar-  
chen den Österreichern überhaupt im Kriegsfall beiste-  
hen würde. Kaiser Wilhelm II. war mit dem russischen  
Zaren verwandt, aber auch persönlich befreundet. Ein  
Separatabkommen war also immer denkbar, das die Ös-  
terreicher in eine fatale Lage gebracht hätte.

Derartiges zeichnete sich im ersten Halbjahr des Jahres  
1914 auch durchaus ab. In Deutschland mehrten sich die  
Anzeichen, dass Österreich-Ungarn mit deutscher Hilfe  
jedenfalls nicht rechnen könnte, würde sich Conrad mit  
seinen Präventivideen durchsetzen und am Balkan ein  
militärischer Konflikt entstehen.

Es war am 13. Juni 1914, als Wilhelm II. seinen «lieben  
Franzi», Österreichs Thronfolger Franz Ferdinand, auf  
dessen Schloss im böhmischen Konopischt besuchte.  
Die Rosen blühten und im schweren Duft der Tausend  
Stauden berieten die beiden über die Weltlage. In Wahr-  
heit ging es Franz Ferdinand darum, den Deutschen ge-  
nau auszuhorchen, ob und wie sehr sich die Donaumo-  
narchie auf ihren Verbündeten verlassen konnte.

Wir wissen nicht, wie diese Unterredung wirklich verlief  
– aber ein formelles, festgeschriebenes «Ja» kam offen-  
sichtlich nicht heraus.

Franz Ferdinand unterrichtete nämlich seinen Onkel  
Franz Joseph darüber, dass er den Deutschen Kaiser  
nicht festnageln konnte. Aber vielleicht wollte er das  
auch gar nicht, weil er ja bekanntlich jedem kriegerischen  
Abenteuer abgeneigt war. Jedenfalls erzählte Franz Jo-  
seph dem Generalstabschef Conrad das Vorgefallene,  
der seinerseits in diesem Sommer 1914 wieder mit seinen

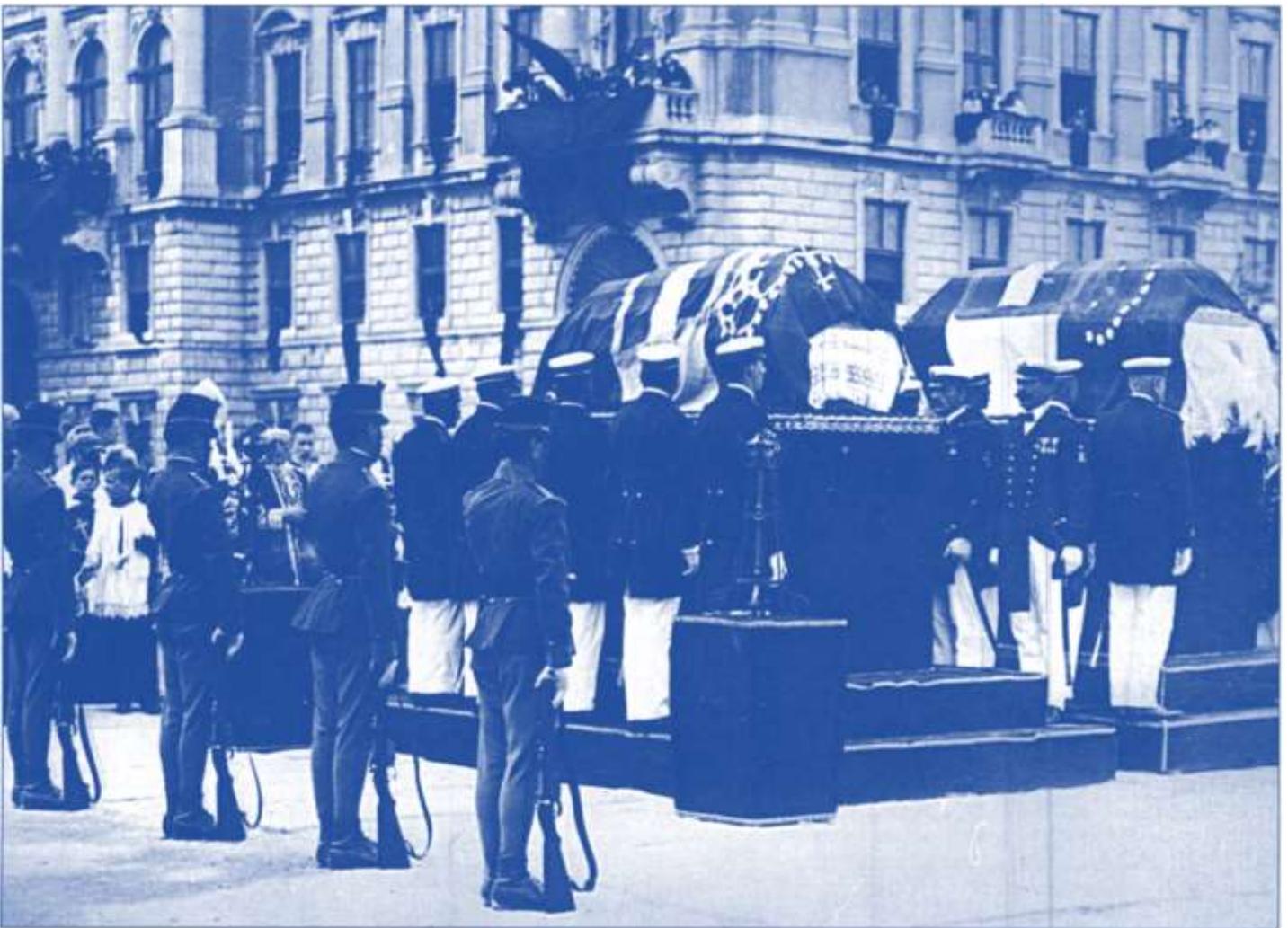


Angriffsideen herumging: «Die Sprache kam sogleich auf die politische Lage. Seine Majestät überblickte sie vollkommen und war sich ganz im Klaren über ihren Ernst. Ich äusserte. .. meine Ansicht von der Unvermeidlichkeit eines Krieges gegen Serbien. Seine Majestät: Ja, das ist ganz richtig, aber wie wollen Sie Krieg führen, wenn alle dann über uns herfallen, besonders Russland?» Ich: ‚Wir haben doch die Rückendeckung durch Deutschland.« Seine Majestät blickte mich fragend an und sagte: ‚Sind Sie Deutschlands sicher?« Er habe dem Thronfolger aufgetragen, in Konopischt vom Deutschen Kaiser die Erklärung zu verlangen, ob wir auch in Hinkunft unbedingt auf Deutschland rechnen könnten. Der Deutsche Kaiser sei der Frage ausgewichen und die Antwort schuldig geblieben.» Das Treffen in Konopischt fand Mitte Juni statt; zu diesem Zeitpunkt wusste Franz Ferdinand bereits von Attentatsplänen Serbiens gegen Mitglieder des österreichischen Herrscherhauses. Der serbische Gesandte in Wien hatte sehr konkret mit dem österreichischen Finanzminister darüber gesprochen, der wiederum das Aussenministerium brieflich in-

Aufbahrung des  
Thronfolgerpaares,  
Sarajevo, 1914

formierte. Der Thronfolger wollte die von Serbien beanspruchten neuen Kronländer der Monarchie, Bosnien und die Herzegowina, aber dennoch besuchen. So wusste Franz Ferdinand Bescheid – war aber angesichts der ihm angeborenen Dickköpfigkeit entschlossen, jetzt erst recht auf den Balkan zu fahren. Seinem Neffen Karl, der nach ihm in der Thronfolge vorgesehen war, erklärte er noch: «Ich weiss, dass man mich bald ermorden wird. In diesem Schreibtisch sind Papiere, die Dich angehen. Wenn es geschieht, nimm sie an Dich.»

Zu diesem Zeitpunkt waren mehrere Mitglieder der Terrororganisation «Schwarze Hand» in Belgrad mit Waffen vertraut gemacht worden – und zwar durch Mitglieder des serbischen Geheimdienstes, die zum Teil gleichfalls Mitglieder der «Schwarzen Hand» waren. Es ist heute unbestritten, dass sogar der serbische Ministerpräsident von den Attentatsplanungen des Journalisten und Leh-



Die Särge des Thronfolgerpaars, Triest, 1914

thers Danilo Ilic, des Gymnasiasten Gavrilo Princip, des Typographen Nedeljko Cabrinovic und eines gewissen Trifko Grabec wusste. Die vier Attentäter waren am 28. Juni bereits in Sarajevo, als Franz Ferdinand in die Stadt kam. Es war der Sankt Veits-Tag, ein Trauertag der Balkanchristen: Hatten doch an diesem Tag im Jahre 1386 auf dem Amselfeld die Serben gegen die Türken die entscheidende Schlacht verloren, was zu jahrhundertelanger Fremdherrschaft führte.

Die nun folgenden Vorgänge sind allgemein bekannt. Gavrilo Princip traf mit zwei Schüssen aus einem Browning-Revolver den Thronfolger und seine Frau tödlich. Kaiser Franz Joseph erhielt in Ischl die Todesnachricht. Und wartete. Unter den verantwortlichen Politikern und Militärs bildeten sich sofort zwei Fraktionen: Die Gruppe um Generalstabschef Conrad, die endlich den Anlass zum Krieg hatte; und dessen Gegner um den ungarischen Ministerpräsidenten Istvan Tisza, die für die Erhaltung des Friedens um fast jeden Preis waren. Tisza hielt die Monarchie aus politischen und wirtschaftlichen Gründen für nicht vorbereitet genug und sah den Eintritt Russlands auf der Seite Serbiens voraus. Ein Einfall

der Russen im Nordosten der Monarchie hätte seine ungarische Reichshälfte als erste treffen müssen.

Den Ausschlag gaben aber schliesslich nicht die Politiker in Wien und Budapest; entschieden wurde in Wahrheit in Berlin. Kaiser Wilhelm fühlte sich durch die Ermordung seines ihm besonders nahestehenden Freundes Franz Ferdinand persönlich herausgefordert und versicherte jetzt, wenige Wochen nach Konopischt, den totalen Rückhalt der Deutschen.

Das gab der harten Fraktion in Wien Auftrieb, die sich schliesslich durchsetzte und an Serbien jenes «Ultimatum» abschickte, das einer bedingungslosen Kapitulation des formell souveränen Königreiches am Balkan gleichkam.

Ein fataler Mechanismus setzte ein; und ein Wettlauf mit der Zeit.

Einen Monat nach dem Attentat in Sarajevo übergab Österreich-Ungarn die Kriegserklärung an Serbien, und



Seine kaiserliche und königlich-katholische Majestät haben das nachstehende kaiserliche Dekret und Kaiserliche Allergnädigste zu erlassen geruht.

Wiebet Ihro! Erhöch!

Da alle Ihre Untertanen ermahnen, den kaiserlichen Befehlen und dem Befehl zu gehorchen, der Ihnen in höchster Angelegenheit den Verlust des Krieges zu vermeiden.

Da diese kaiserliche Majestät durch die kaiserliche Majestät, die die kaiserliche Majestät in diesem, in welchem Sie haben, den kaiserlichen Befehlen zu gehorchen.

Das Jahr, am 28. Juli 1914.

Franz Joseph II. p.

Styria II. p.

# An Meine Völker!

Es war Mein schäblicher Wunsch, die Jahre, die Mir durch böstere Wände noch beschieden sind, Werken des Friedens zu weihen und Meine Völker vor den Gefahren des Krieges zu bewahren.

In Mir der Forderung wurde es anders beschlossen.

Die Natur eines kaiserlichen Kaisers zwingt Mich, zur Wahrung der Ehre Meiner Monarchie, zum Schutz ihrer Ansehen und ihrer Wachstums, um Sicherung ihres Schicksals nach langen Jahren des Friedens zum Schwerte zu greifen.

Mit solch vergeblichem Aufwand hat das Königreich Serbien, das von den ersten Anfängen seiner staatlichen Selbständigkeit bis in die neueste Zeit von Meinen Fürstentümern und Mir geführt und gefördert worden war, Man hat Jahren den Weg offenen Feindschaft gegen Österreich-Ungarn betreten.

Als Ich nach drei Jahrzehnten legendärer Friedensarbeit in Bosnien und der Herzegovina Meiner Herrscherrechte auf diese Länder erstreckte, hat diese Meine Verfügung im Königreich Serbien, dessen Rechte in keiner Weise verletzt wurden, Ausdrücke ungeheurer Feindschaft und erbitterter Hoffen hervorgerufen. Meine Regierung hat damals von dem schönen Rechte des Stärkeren Gebrauch gemacht und in äußerster Noth und Nähe von Serbien nur die Verabreichung seines Landes auf den Friedensstand und das Verprechen verlangt, in Einklang die Bahn des Friedens und der Freundschaft zu gehen.

Von demselben Geiste der Mäßigung geleitet, hat sich Meine Regierung, als Serbien vor zwei Jahren im Kampfe mit dem türkischen Feinde begriffen war, auf die Lösung der wichtigsten Lebensbedingungen der Monarchie beschränkt. Dieser Haltung hatte Serbien in erster Linie die Verletzung des Krieges zu verdanken.

Die Hoffnung, daß das serbische Königreich die Langmut und Friedensliebe Meiner Regierung würdigen und sein Wort einhalten werde, hat sich nicht erfüllt. Immer höher lodert der Haß gegen Mich und Mein Haus empor, immer unerbittlicher tritt das Streben zutage, unentdeckte Gebiete Österreich-Ungarns zu zerstören.

Ein verbrecherisches Verbrechen greift über die Grenze, um im Schooße der Monarchie die Grundlagen staatlicher Ordnung zu untergraben, das Volk, dem Ich in laudenswerthester Weise Meiner wohlthätigen Fürsorge zuwenden, in seine Treue zum Herrscherhaus und zum Vaterlande wandred zu machen, die heranwachsende Jugend zu erziehen und zu frommen Taten des Gehorsams und des Hochvertrates aufzureizen. Eine Reihe von Verbrechen, eine blutige und durchgeführte Verschwörung, deren fürchterliches Gelingen Mich und Meine treuen Völker ins Herz getroffen hat, bildet die weithin sichtbare blutige Spur jener geheimen Mordthaten, die von Serben aus ins Werk geföhrt und geleitet wurden.

Diesem unerträglichem Verbrechen muß Gehalt geboten, den unaufhörlichen Veranforderungen Serbiens ein Ende bereitet werden, soll die Ehre und Würde Meiner Monarchie unversehrt erhalten und ihre staatliche, wirtschaftliche und militärische Gestaltung vor schändlichen Verwundungen bewahrt bleiben.

Versehen hat Meine Regierung noch einen letzten Versuch unternommen, dieses Ziel mit friedlichen Mitteln zu erreichen, Serbien durch eine erdrückende

Kaiser Franz Joseph erliess seine in die Geschichte eingegangene Proklamation «An meine Völker».

Am 30. Juli erfolgte der Befehl zur Generalmobilisation Russlands, das Serbien voll zu unterstützen versprach. Daraufhin erklärte Deutschland den Krieg an Russland. Frankreich, das durch Absprachen an Russland gebunden war, mobilisierte am 1. August. Worauf Deutschland drei Tage später auch Frankreich den Krieg erklärte. Im Sinne des «Schlieffen-Planes» marschierten die ersten Grenadiere schon einen Tag später im neutralen Belgien ein. Jetzt war England an der Reihe – und erklärte Deutschland den Krieg.

Am 5. August schickte Österreich-Ungarn eine Kriegserklärung nach Petersburg, und am 10. und 12. trat der

Kriegszustand der Donaumonarchie auch gegenüber Frankreich und England in Kraft. Nur ein Staat im Kräftespiel blieb, entgegen allen Bündnisverträgen, neutral: das Königreich Italien. Jetzt war allen Scharfmachern klar, dass die Schüsse von Sarajevo und die nachfolgenden Reaktionen Österreichs nicht einen lokalen Konflikt, sondern einen wahren Weltkrieg entfesselt hatten. Ein österreichischer Diplomat hat es später treffend charakterisiert: Österreich-Ungarn hat in den heißen Juli- und Augusttagen des Schicksals) ahres 1914 aus Angst vor dem Tode Selbstmord begangen. Seinem Generalstabschef sagte Kaiser Franz Joseph, dass die Monarchie «mit Anstand» untergehen solle, wenn dies unvermeidlich sei.



Links: Manifest Kaiser Franz Josephs vom 28. Juli 1914

Oben: Postkarte, 1914

Oben rechts: Prozess gegen die Mörder Franz Ferdinands

Abschied am Prager Hauptbahnhof, 1914





Oben: Auf dem Weg nach Serbien, Wiener Südbahnhof, 1914

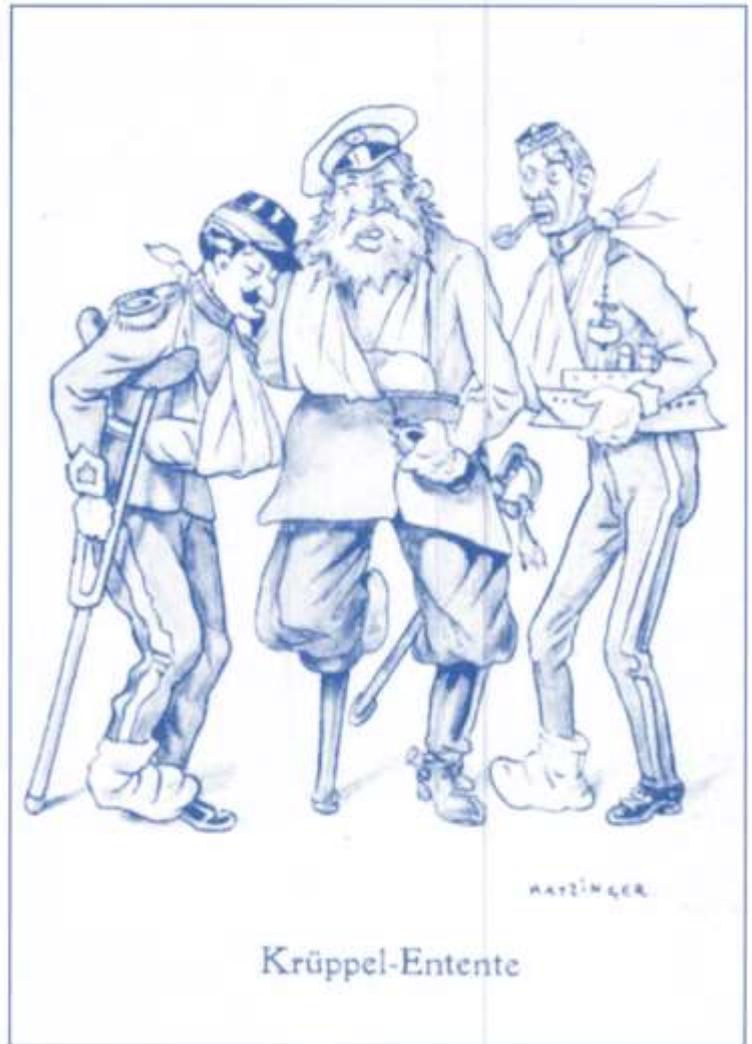
Links: Abfahrt nach Galizien, Wiener Ostbahnhof, 1914



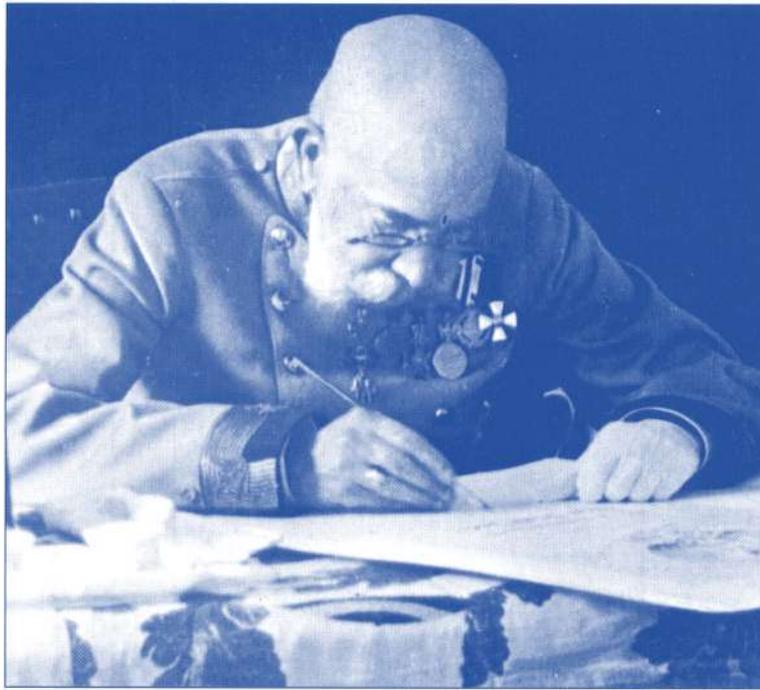
Rechte Seite oben links: Rot-Kreuz-Karte, 1914

Oben rechts: Postkarte über die «Krüppel-Entente», 1914

Rechts: Plakat «Serbien muss sterbien», 1914







Linke Seite oben: Kriegs-  
begeisterung in Budapest,  
1914

Unten: Adieu in Brünn,  
1914



Oben: Kaiser Franz  
Joseph I.

Unten: „Hoch Österreich“  
Preßburg, 1914

# Deutschenrappel

Der erste Held der Monarchie hiess Max Manowarda. Die Österreicher hatten nördlich von Krakau Anfang August die russische Grenze überschritten. Es kam zu kleinen Schiessereien bei Olkusz und Nowobrezesko; der Grenzposten von Podwoloczyska wurde besetzt. So bezeichnete die «Neue Freie Presse» den 8. August als «Tag froher Nachrichten», weil der Oberleutnant Manowarda diesen Posten gegen grosse Übermacht gehalten und mehrere Russen getötet hatte. Manowarda war gerade 29 Jahre alt geworden und aus dem Stoff, aus dem in der Donaumonarchie damals die Helden geschaffen waren: seine Ahnen stammten aus der Levante, aus einer griechischen Familie; geboren wurde er aber im galizischen Lemberg, wo sein Vater Postkommissär, seine Mutter die aus Ungarn stammende Sängerin Anna Bocskay war. Nach des Vaters Tod übersiedelte die Mutter 1902 mit ihren Kindern nach Wien und bezog in der Eisevogelgasse in Mariahilf eine Wohnung. Man lebte in einfachen Verhältnissen, schickte die beiden Buben der Familie auf die Kadettenschule, während sich die Tochter als Schauspielerin versuchte. 1907 hatte sich der Bruder von Max bei den Kaisermanövern eine Erkältung zugezogen und war an Lungenentzündung gestorben. Und 1914 verlor die Schwester ihr Engagement am Kurtheater in Ischl. Dafür war aber jetzt Max in Galizien der Mann der Stunde – ein Vorbild für Zehntausende zwischen Siebenbürgen und dem Bodensee, Krakau und der Adria.

Da ging es dem armen Schmiedegesellen Leopold

Baumgartner schlechter, der sich vor dem Kriegsministerium am Wiener Stubenring am gleichen Tag, an dem Manowarda zum Helden geworden war, eine Kugel in die Brust schoss. Er war, 18jährig, als Freiwilliger nicht von der Musterungskommission angenommen worden .

Die Kriegsbegeisterung kannte keine Grenzen; nichts war geschmacklos genug in diesen ersten Tagen. Sogar Alma Johanna König dichtete damals für ihr ganzes Geschlecht ein Poem, das in der «Neuen Freien Presse» Aufnahme fand:

«Mein Bruder hat sich freiwillig gestellt, zieht vielleicht morgen hinaus ins Feld gegen die wilden Serben.

Und auf der Strasse im starken Schritt gehen Soldaten. Mein Herz will mit. Doch darf es mit ihnen nicht wandern.

Oh hätt ich doch Ross und hätt ein Gewehr, ich zöge mit, mit dem Heer, mit dem Heer und jubelte mit den andern!»

Jubeln durften auch jene 800 galizischen Jugendschützen, eine Art Pfadfinderorganisation von 17jährigen, die bei Miechow die Grenze überschritten und russische Kosaken im Schlaf überfallen hatten. Man stelle sich vor: nicht weniger als 400 erwachsene Russen wurden als Tote oder Verwundete Opfer dieses Kindermassakers. Für Österreichs Zeitungen war es eine «Heldentat» und für den Generalstab ein Beweis für die besondere Treue



Oben: Kanonenschau am Wiener Schwarzenbergplatz, 1914

Unten: «Liebesgaben» für die Front, Wiener Kriegsministerium, 1914

Unten: Oberleutnant Max Manowarda, der erste Held der Monarchie



Rechts: Deutsche und k. u. k.  
Offiziere, Galizien, 1914

Rechts unten: Erzherzog Friedrich,  
deutsche  
Grenadiere, Ostpolen, 1916

der Polen, deren Jugend zu solchen Taten für Kaiser und Vaterland fähig war.

Karl Kraus, Jaroslav Hašek, Miroslav Krleža – um nur einige zu nennen – haben die Begeisterung für das beginnende Morden literarisch ironisiert, die Handelnden zu Kabarettfiguren des Weltuntergangs werden lassen. Und wirklich liest sich heute – mit dem historischen Respektabstand und den Erfahrungen zweier Weltkriege – die Dokumentation des Taumels der Österreicher wie eine Grottenbahnfahrt durch die Abgründe der menschlichen Seele.

Freilich: Blättert man heute in den Zeitungen des Hochsommers 1914, dann tauchten unter «Geschäftliches» bereits einschlägige Anzeigen und Mitteilungen auf:

Die Firma «DELKA» bot schon im August, als jeder noch von einem kurzen Feldzug sprach, wasserdichte Winter-Militärstiefel bis zu 20% Kronen an.



Karl  
Kraus

Standort in der Nähe des Uzok-Passes.

*EIN ÖSTERREICHISCHER GENERAL (im Kreise seiner Offiziere): – An keinem von uns, meine Herr, is der Krieg spurlos vorübergegangen, wir können sagen, wir ham was glernt.*

*Aber, meine Herr, fertig sind wir noch lange nicht – da ham wir noch viel zu tun, oje! Wir ham Siege an unsere Fahnen geheftet, schöne Siege, das muss uns der Neid lassen, aber es is unerlässlich, dass wir fürn nächsten Krieg die Organisation bei uns einfühn. Gewiss, wir ham Talente in Hülle und Fülle, aber uns fehlt die*

*Organisation. Es müsste der Ehrgeiz von einem jeden von Ihnen sein, die Organisation bei uns einzufühn. Schauen S' meine Herr, da können S' sagen was Sie wolln gegen die Deutschen –*

*eines muss ihnen der Neid lassen, sie ham halt doch die*

*Eine Treuhandgesellschaft war bereit, für die Kriegszeit die «Stellvertretung von Fabriken und anderen Unternehmungen» zu übernehmen. Und an den Librettisten Viktor Leon sowie den Komponisten Emmerich Kalman erging vom «Theater an der Wien» der Auftrag zur Fertigstellung einer neuen Operette. Titel: «Gold gab ich für Eisen.» Es wurde zur patriotischen Pflicht, Edelmetalle dem Vaterland zu spenden.*

*Auf den Bahnhöfen zwischen Feldkirch und Temesvar, Teplitz und Rovereto spielten sich mittlerweile durchaus keine dramatischen Abschiedsszenen ab. Fast fünfzig Jahre lang hatte die Monarchie keine ernsthaften militärischen Auseinandersetzungen gekannt. Es war daher wie beim Aufbruch ins Manöver. Was «Heldentum» wirklich bedeutete, ging im Bodensatz eines rosig-verlogenen Rausches unter. Auf den Bahnsteigen fanden Modenschauen statt.*

*Organisation – ich sag immer und darauf halt ich: wenn nur a bissel a Organisation bei uns wär, nacher gingets schon – aber so, was uns fehlt, is halt doch die Organisation. Das ham die Deutschen vor uns voraus, das muss ihnen der Neid lassen. Gewiss, auch wir ham vor ihnen manches voraus, zum Beispiel das gewisse Etwas, den Schan, das Schenesequa, die Gemütlichkeit, das muss uns deß Neid lassen – aber wenn wir in einer Schlamastik sind, da kommen halt die Deutschen mit ihrerer Organisation und –*

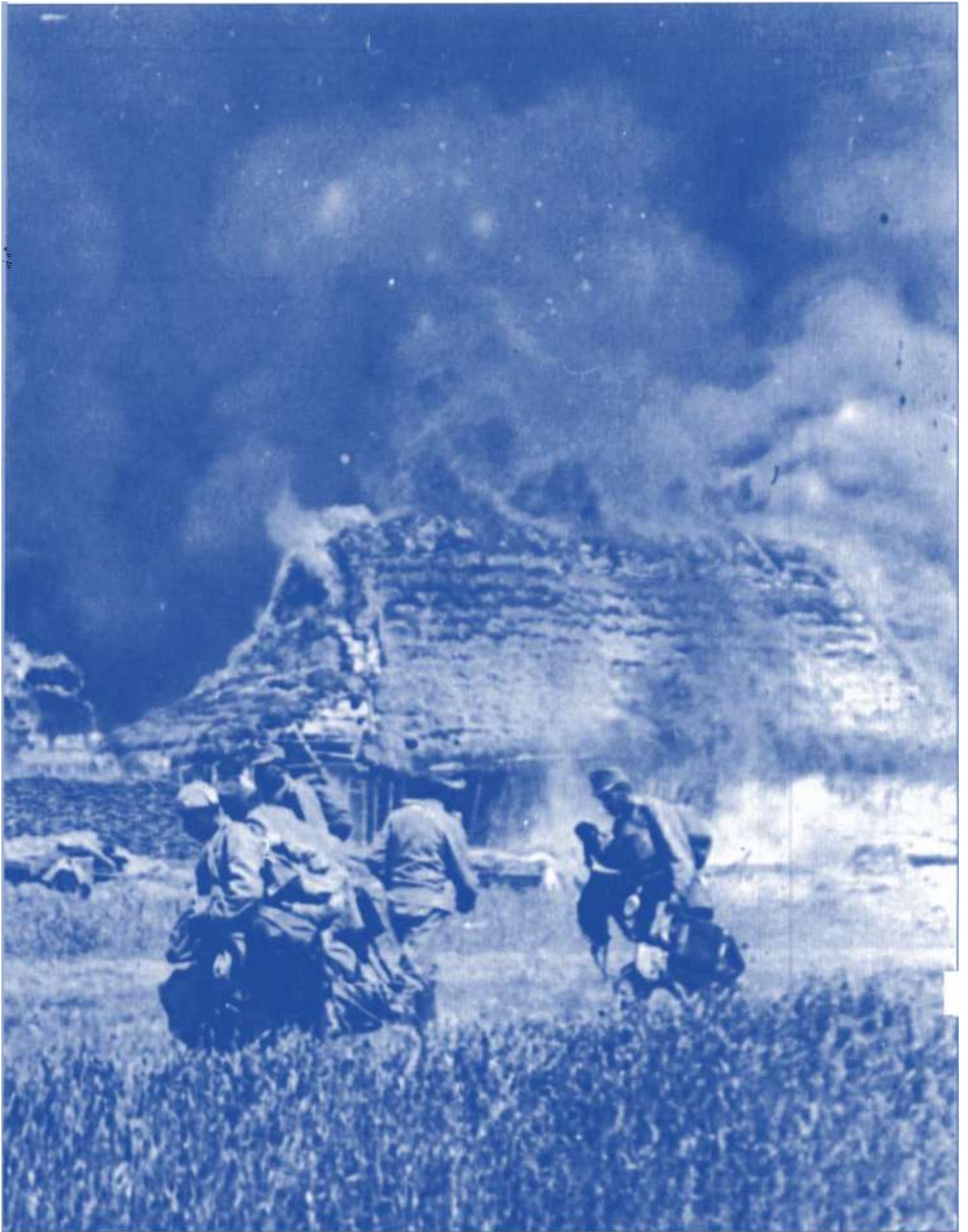
*EIN PREUSSISCHER LEUTNANT (erscheint in der Tür und ruft nach hinten): Die Panjebrüder solln sich mal fein gedulden, das dicke Ende kommt nach! (stürmt in das Zimmer, ohne zu salutieren, geht geradezu auf den General los und ruft, ihm fest ins Auge sehend:) Na sagen Se mal Exzellenz könnt ihr Östreicher denn nich von alleene mit dem ollen Uschook fertich werden? (Ab.)*

*DER GENERAL (der eine Weile verduzt dagestanden ist): Ja was war denn – nacher das? (Sich an die Umstehenden wendend) Sehn S' meine Herr – Schneid haben s' und was die Hauptsach is – halt die Organisation! (Verwandlung.)*

Karl Kraus, «Die letzten Tage der Menschheit», 27. Szene.









Vorhergehende  
Doppelseite: Brennendes  
Dorf in Polen, k. u. k.  
Soldaten, 1914

Oben: Bettler in Kolomea,  
Bukowina, 1916

Die abschiednehmenden Damen hatten ihre schönsten Sommerkleider hervorgeholt und die allergrössten Hüte aufgesetzt. Die Uniformen waren noch, je nach Dienstgrad, mehr oder weniger gebügelt, die Knöpfe glänzten. Auf die Waggons waren allerlei Sprüche gemalt; man wollte in kurzer Zeit wieder zurück sein und die Feinde ge(er)schlagen haben: «Russen und Serben, müssen alle sterben!» Oder: «Jeder Schuss ein Russ, jeder Stoss ein Franzos, jeder Tritt ein Brit!»

«Serbien muss sterbien!» wurde nicht erst durch Karl Kraus zu einem geflügelten Wort.

Nicht anders als in der Donaumonarchie hielt man es auch bei den Jubelfesten dieses Sommers in Berlin und Paris, Petersburg und London. Die eigenartige Stimmung, die der Zeitgeist in ganz Europa gezeugt hatte, beschrieb treffend der britische Schatzkanzler David Lloyd-George anlässlich des Kriegseintritts seines Landes: «Es kam mir vor, als bewegte ich mich auf einem Planeten, der von der Hand eines Dämons aus seiner Bahn gerissen und im Aberwitz ins Unbekannte geschleudert worden war.»

Ein Dämon schien wirklich der Flasche entwichen zu sein. Die auch in Österreich bald auftauchenden Plakate, Postkarten und Karikaturen verraten eine geradezu bestialische Grundhaltung: Der Feind wurde zum wilden

Tier, dem man den Garaus zu machen berechtigt, ja gezwungen war. Und selbst Pazifisten, Philantropen und Sozialisten, die in den Jahren vor dem Krieg so nachdrücklich für Humanität und Menschenwürde eingetreten waren, schwiegen jetzt fast überall. Die II. Sozialistische Internationale zerbrach in wenigen Stunden, und die grenzüberschreitende Solidarität fand ihr Ende in der chauvinistischen Hysterie einer «Pflicht», sich «schützend vor die Heimat zu stellen» und «Gut und Blut» fürs Vaterland zu opfern. Der Arbeiterdichter Alfons Petzold vergass den Klassenkampf sogar lyrisch: «Nun gilt nicht mehr, ob schwarz ob rot, ob Pfaffe oder Genosse – Dort in der Ferne der russische Tod, reitet auf blutigem Rosse.»

Allerdings darf man nicht vergessen, dass das zaristische Regime den marxistischen Parteien als Inbegriff der Reaktion galt und antirussische Emotionen vor allem gegen den Petersburger Chauvinismus gerichtet wurden.

Die deutschen Sozialdemokraten ihrerseits hatten für die Kriegskredite gestimmt, und die Wiener «Arbeiter-Zeitung» fand, dass «nie eine Partei grösser und erhabener gehandelt hatte als die deutsche Sozialdemokratie».

Es erwies sich deutlich, dass die Österreicher den Deut-



Ganz oben:  
Verteidigungsstellungen in  
Ostgalizien, 1914

Oben: K. u. k. Soldat, deutscher  
Grenadier, Zeichnung des jungen  
Adolf Hitler, 1916

Rechts: Postkarte 1914

schen gewissermassen auf den Leim gegangen waren. Österreich hatte zwar den Anlass zum Krieg abgegeben – aber tatsächlich hatte das Wilhelminische Deutschland offene Rechnungen mit Frankreich und England zu begleichen. Da ging es um Elsass-Lothringen und um die Vorherrschaft zur See; um die Kolonien und den Welt-handel. Aber Österreich? Man wollte Serbien demüti-gen, schwächen, um die lästige südslawische Propaganda zu unterbinden – aber man wollte ja nicht einmal das Belgrader Königreich vernichten. Auch ist noch zu ver- stehen, dass Österreich-Ungarn den Einfluss der Russen auf die slawischen Völker schwächen wollte; aber sonst? Was hatte Österreich mit den Briten und Franzosen, später gar mit den Japanern und Amerikanern zu schaf- fen? Es war die seit Jahren betriebene totale Bindung an die Politik der Aufrüstung Deutschlands gewesen, die

die Donaumonarchie als engsten Verbündeten des Wil- helminischen Reiches in den Strudel zog.

Die rabiate Hysterie der breiten Masse und der ins Feld abgehenden Soldaten zu Kriegsbeginn entsprach dabei dem seit Jahren betriebenen Spiel mit dem Feuer bei *allen* Grossmächten. Erstmals hatte auch die «öffentliche Meinung» einen Stellenwert; und überall hatte die Presse plötzlich eine wichtige Aufklärungsfunktion – aber auch eine der Manipulation und Desinformation über die Kriegsgründe und die Kriegsvorbereitungen.

Nationale Selbstüberschätzung und Präventivüberlegun- gen, daneben Eifersüchteleien und Vorurteile, handfeste kapitalistische und imperialistische Interessen, aber auch nackte Angst bildeten jenes brisante Gemisch, das in der Hochsommerhitze des Jahres 1914 zur Explosion kam.

*Es knirscht, splittert und stampft. Und eine wilde (... )  
Stimme:  
«Achtung! Gruppenfeuer!»  
Die Kanonen schiessen! Und unsere MG's, irgendwo in  
der Nähe. Was noch da ist, wieviel noch da ist.  
Von hinten, gegen die Rücken  
über die äussersten Bäume hinweg sehen wir: durch niedrigen  
Wald, zwischen kleinen Kiefern hindurch  
sind unsere Soldaten losgerannt, losgerannt.  
Die Offiziere natürlich vornean, mit hoch über dem Kopf  
erhobenen Säbeln –  
eine hilflose Geste, für den Feind ganz ungefährlich, nur ein  
Zeichen für die eigenen Leute: Burschen, bleibt nicht zurück,  
alle Mann hoch schaffen wir es!  
Und neben den Rennenden:  
Keine Attacke – ein Gestolper.  
Sie schreien, was vom «Hurra!» übriggeblieben ist:  
«A-a-a-a-a . . .»  
(...)  
MG's hämmern.  
Unsere stürzen. Ach, sie stürzen, verlieren die Gewehre. . .  
Wie ist das gekommen? Ein Gewehr steckt mit dem Bajo-  
nett in der Erde, und der Kolben schaukelt,*

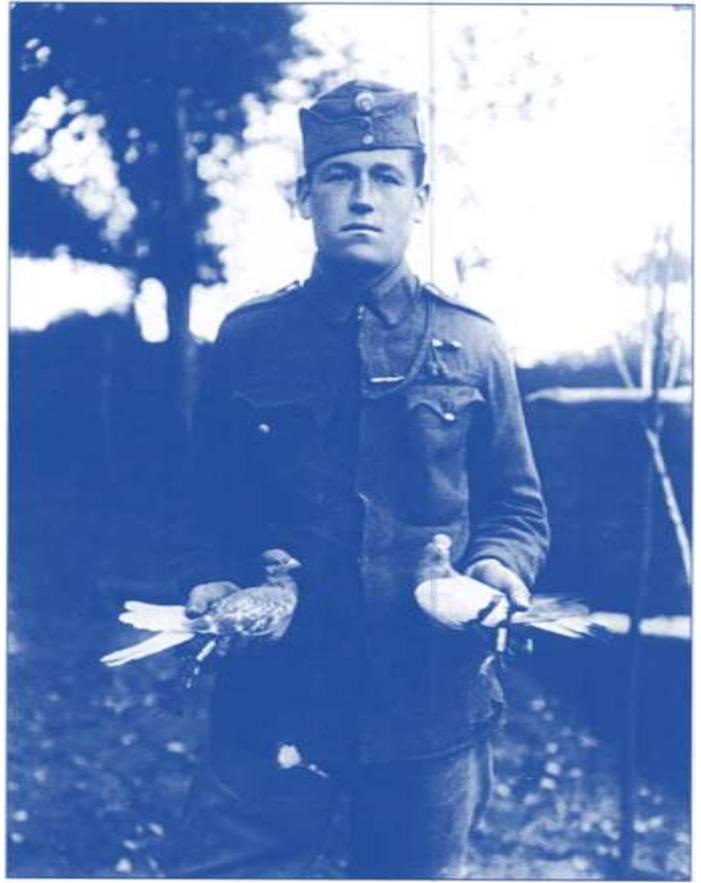
*der Kolben schaukelt.  
Grocholez rennt rührend, wir sehen es von hinten an der  
Glatze.  
Werden sie ihn wirklich treffen? Er rennt!  
Noch weiter vorn, allen voran, der hochgewachsene Perwu-  
schin. Furchtgebietend rennt er auf uns zu!  
mit einem furchtbaren Schnurrbart, das Bajonett stechbe-  
reit!  
Und jetzt stolpert er über einen niedrigen Draht, den er  
nicht bemerkt hat.  
Und aus dem Graben, aus der Deckung heraus, ein gesun-  
der Deutscher, der sticht mit dem Bajonett zu, spießt den  
furchterregenden Oberst von unten auf!  
Die dritte Stichwunde! Die dritte! Oberst Perwuschin  
stürzt zu Boden.  
Mit Maschinengewehren, mit Maschinengewehren wird der  
russische Angriff durchsiebt, abgewehrt, umgekehrt.  
Vom Waldrand aus sieht der grimmige muskulöse Tscher-  
nega: Jetzt heisst es nicht mehr schiessen, sondern türmen.*

*Alexander Solschenizyn, «August 1914»*

Unten: Offiziersquartier in  
Serbien, 1914

Rechts: Brieftauben vor dem  
Flug, Ungarn, 1914

Ganz unten: Junger Soldaten-  
helfer, Polen, 1915





Pionierbrücke über die Weichsel, Polen, 1915

Weshalb die Frage nach der «Kriegsschuld» heute weitgehend – und im Gegensatz zum Zweiten Weltkrieg – entschieden ist: 1914 trugen fast *alle* Mächte dazu bei, einer segensreichen Friedensperiode der europäischen Geschichte ein Ende zu bereiten. Es ist sicherlich kein Zufall, dass Sigmund Freud just in den Jahren vor 1914 den Todestrieb analysierte; dass in Österreich eine ganze Generation von Literaten den selbstmörderischen Neigungen in der menschlichen Seele nachspürte; und dass tatsächlich zwischen «Traum und Wirklichkeit» nach dem Fin de siècle die Schüsse des Jahres 1914 als eine Art «reinigendes Gewitter» empfunden und begrüsst wurden.

Dabei kam es niemanden in den Sinn, dass dieser Krieg nach seinem Ausbruch keineswegs ein kurzer sein würde. Obwohl der alte preussische Strategie Hellmuth von Moltke schon Jahre vorher prophezeit hatte: «Wenn der Krieg, der jetzt schon mehr als zehn Jahre lang wie ein Damoklesschwert über unseren Häuptern schwebt, zum Ausbruch kommt, so ist seine Dauer und sein Ende nicht abzusehen. Es sind die grössten Mächte Europas,

welche, gerüstet wie nie zuvor, gegeneinander in den Kampf treten, aber keine derselben kann in einem oder in zwei Feldzügen so vollständig niedergeworfen werden, dass sie sich für überwunden erklärten ... Es kann ein siebenjähriger, es kann ein dreissigjähriger Krieg werden – und wehe dem, der Europa in Brand steckt, der zuerst die Lunte in das Pulverfass schleudert!» Das Pulverfass war fast von selbst explodiert. Und im August 1914 liefen jetzt wie ein Uhrwerk die militärischen Aktionen ab.

Die Mittelmächte standen prompt in einem Zwei-, richtiger: Dreifrontenkrieg der Entente gegenüber. Entscheidend war vor allem, dass Russland auf der Grundlage einer bereits 1892 abgeschlossenen Vereinbarung mit Frankreich Deutschland offensiv angreifen sollte. In Berlin aber entschloss man sich endgültig, zuerst in Frankreich mit sieben Armeen einzufallen und sich nach einem Sieg im Westen gegen Osten zu wenden.

So war klar, dass es Österreich-Ungarn alleine zufallen musste, die Russen so lange aufzuhalten, bis Deutschland mit den Franzosen fertig geworden war – was, wie man weiss, bis zum Kriegsende nicht gelang, weil bereits 1914 die Engländer, später auch die Amerikaner in Nordfrankreich kämpfen sollten.



K. u. k. Artillerie in der  
Ukraine, 1916

Österreich-Ungarn hatte aber auch noch mit Serbien fertigzuwerden; denn deshalb war ja eigentlich der ganze Krieg ausgebrochen. Womit das Dilemma des österreichisch-ungarischen Generalstabes auch schon deutlich wird: Einer mit vier Armeen – rund eine Million Mann – antretenden russischen Dampfwalze musste die Monarchie im Interesse des deutschen Partners ihre ganze Kraft entgegensetzen, wollte sie nicht einen Vorstoß der zaristischen Armeen aus Polen heraus in den Rücken Deutschlands riskieren. Von Warschau nach Berlin durchzumarschieren, war – vereinfacht – das Ziel des russischen Generalstabes. Dass die Österreicher dies verhinderten, und dafür einen geradezu aberwitzigen Blutzoll leisteten, gehört zu den historischen unwiderleglichen Tatsachen. Aber obwohl sie Deutschland dadurch vor der totalen Umklammerung retteten, wurde dieser Umstand von der deutschen Führung und Geschichtsschreibung weder damals noch später anerkannt oder gewürdigt. Heute freilich lässt sich auf Grund aller vorliegenden Dokumente sagen: Hätte die k. u. k. Armee

nicht bereits in der ersten Kriegsphase den Russen widerstanden, wäre der Krieg – und zwar auf deutschem Territorium – sehr rasch zu Ende gegangen. Und dies hätte wohl auch die einzige damals in Ostpreussen stehende deutsche Armee nicht verhindern können.

Kaiser Wilhelm sah das natürlich anders. Der von ihm geformte aristokratische Kriegerstaat war von einem solchen Selbstwertgefühl getragen, dass das Pathos nicht allein uns Heutigen kaum erträglich ist, sondern auch schon die Österreicher damals ausserordentlich irritierte. Dem insgeheim belächelten Bündnispartner konnte man in Berlin gegenüber keine «Schwäche» zeigen, indem man gewissermassen zugab, von ihm abhängig zu sein. «Stärke» zeigen bedeutete ja alles. Wilhelms Charakter war dabei so geartet, dass er, wie kluge Zeitgenossen bemerkten, im Grunde nie erwachsen geworden war. Er «spielte» Soldaten, Schlachten, Kriege. Und wie Kinder nicht in der Lage sind, Fehler oder Schwächen zuzugeben, paarte sich seine Selbstherrlichkeit auch noch mit Sprunghaftigkeit und Rastlosigkeit. Es war ihm fast unmöglich, allein zu sein – immer musste er sich mitteilen. Er war unfähig, Kritik zu ertragen und hielt sich ergo fast nur Ja-Sager in seiner Umgebung. Dazu kam, dass er eine



Deutscher Kaiser Wilhelm,  
Honvedoffizier, Galizien,  
1915

brutale Menschenverachtung kultivierte, die im Krieg besonders deutlich zum Ausdruck kam. Offen gab er zu, dass es ihm völlig gleichgültig sei, was das «Publikum» sage. Es war so, als ritt er «auf einem bissenden und stampfenden Rosse über die Menschen». Und wie er Einzelindividuen ausschliesslich subjektiv nach Sympathie und Antipathie einordnete, machte er es auch mit ganzen Völkern. Dass er dabei die Österreicher aus einer Art Sentimentalität heraus so leidlich mochte, war sowieso ein Wunder; notabene, da der Salonwitz gerade in Wien vor seiner erlauchten Person keineswegs halt machte.

Die Chinesen jedenfalls bezeichnete er mit dem hochgespielten Gerede von der «Gelben Gefahr» als die Totengräber Europas, über die Engländer und Franzosen meinte er abschätzig, sie seien «gar keine Weissen, sondern Schwarze». War das alles schon beachtlich rassistisch, entpuppte er sich auch als rabiater Antisemit, dessen Hasskaskaden sich von jenen des Adolf Hitler kaum unterschieden (der, in Österreich desertiert, 1914 in die bayrische Armee eingetreten war). Der «Stamm Juda» habe sich, so Wilhelm, das Gastrecht in Deutschland verwirkt und kein Deutscher dürfe ruhen, «bis nicht diese Schmarotzer vom deutschen Boden *vertilgt* und *ausgerottet* sind».

Sein «Blut-muss-fliesen» war eine Standardfloskel, und er trieb nach Kriegsbeginn seine Generäle dazu an, weder den Gegner noch die eigenen Soldaten zu schonen. Seinen Feinden drohte er, wenn er ihrer habhaft werden sollte, das Füsiliere, Aufhängen, Erschlagen an. Anlässlich eines Streiks forderte er allen Ernstes, «dass beim Einschreiten der Truppe mindestens 500 Leute zur Strecke gebracht werden müssen», und über das Verhalten seiner deutschen Soldaten an der Front sagte er: «Pardon wird nicht gegeben. Gefangene nicht gemacht. Wer Euch in die Hände fällt, sei in Eurer Hand. Wie vor 1.000 Jahren die Hunnen sich einen Namen gemacht, der sie noch jetzt in der Überlieferung mächtig erscheinen lässt, so möge der Name Deutschland bekannt werden.»

Was auch prompt geschah. Mit Wilhelms Aussprüchen wurde in der englischen und später amerikanischen Kriegspropaganda der Ausdruck «Huns» für die Deutschen geradezu alltäglich.

Gleich nach Kriegsbeginn schlug Wilhelm auch allen Ernstes vor, die bei Tannenberg gefangenen 90.000 Russen am Ostseestrand zusammenzutreiben und dort ohne



Kaiser Wilhelm, deutscher  
Generaloberst Mackensen,  
Rumänien, 1915

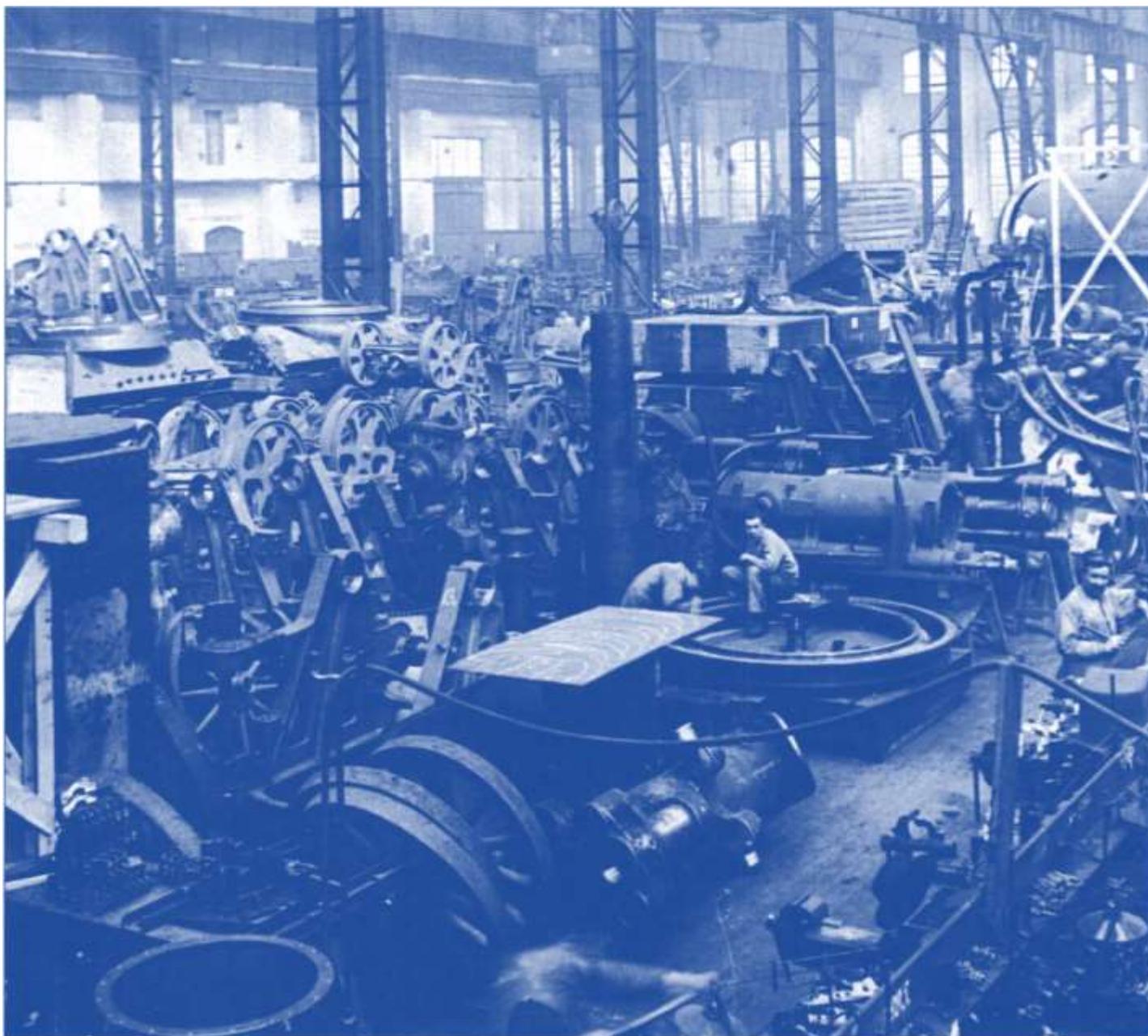
Wasser und Brot umkommen zu lassen . . .

Die Deutsche Oberste Heeresleitung kümmerte sich allerdings wenig um das Gerede des Kaisers und nahm die Hetzereien nicht wörtlich. Von Anfang an zeichnete sich der Erste Weltkrieg jedoch durch Erscheinungen aus, die mit den herkömmlichen Regeln des ritterlichen Kriegsführens unvereinbar waren. So kämpften schon im Sommer 1914 sogenannte Franc-tireurs in Belgien und Frankreich gegen die einmarschierenden Deutschen: Zivilisten, die aus Dachböden und Vorgärten auf die regulären Truppen schossen. Was scharfe Repressalien auslöste, die sich später steigerten. Andererseits richtete sich der Kampf wachsender Luftflotten auch bald gegen nichtmilitärische Einrichtungen und die Zivilbevölkerung im Hinterland.

Über das Verhalten gegenüber Verwundeten und Gefangenen sowie Zivilisten im Feindesland existierten in der Österreichisch-Ungarischen Armee von Anfang an Richtlinien. Aber auch bei den Österreichern kam es zu massenhaften Hinrichtungen von «Spionen» und «Saboteuren». Was die Behandlung der eigenen Soldaten betraf, so bemühten sich sowohl Kaiser Franz Joseph als auch der spätere Kaiser Karl um Milde.

Schon 1914 kritisierte Karl zum Beispiel Generalstabschef Conrad, weil dieser von der Truppe zu viel verlangte. Nicht selten intervenierte er hinter dem Rücken der Generalstäbler für mehr Menschlichkeit. Und als er 1916 Kaiser wurde, erliess er humane Verordnungen über das Verhalten im Feld, was bei den Preussen zu Hohnge lächter führte. Karl verbot auch körperliche Strafen wie das Anbinden und das berüchtigte Schliessen in Spangen. Ja, am Höhepunkt des Krieges erliess er sogar Bestimmungen zur Befreiung vom Fronteinsatz für jene Söhne, die als einzige in einer Familie verblieben waren; das gleiche galt für Väter von mehreren unversorgten Kindern.

Und doch war auch Karl, der alles andere als ein besonderer Freund der Deutschen war, von deren «Überlegenheit» fasziniert. Masochistisch hielt auch er das grosse österreichische Völkerkonglomerat für unregierbar und beklagte, dass man in Österreich «immer nur herumla viere und daher geringes Interesse für Heer, Marine und Handel habe». Die Deutschen hingegen, so Karl, «wollen



Skodawerke, Montagehalle,  
Pilsen, 1914

Rechte Seite oben: 30,5-Mör-  
ser, österreichische Artilleris-  
ten, Belgien, 1914

Rechts: 30,5-Mörser,  
Frankreich, 1915

seit Jahrzehnten Frankreich endgültig schlagen, haben Kolonien errichtet, neue Handelswege eröffnet». Später ärgerte er sich wiederum pausenlos darüber, «dass uns die Deutschen grauslich sekkieren». Und über den Komplex der Österreicher jammerte er selbstkritisch: «Der Deutschenrappel nimmt bei uns furchtbar zu, alles machen die Deutschen, alles können die Deutschen. Unsere brave Armee, die Russland so lange allein gegen eine erschreckende Übermacht aufgehalten hat, würdigen unsere eigenen Leute gar nicht. Daran ist unser Pessimismus und die schlechte Berichterstattung schuld!» Deutschenrappel: das Wort Karls spricht wohl aus, was

sich bereits gleich nach Kriegsbeginn breitmachte. Schon die ersten Erfolge der Deutschen in Belgien wurden enthusiastisch in Österreich als Triumph der preussischen Tüchtigkeit gefeiert. Dabei wäre der Fall der belgischen Forts ohne österreichische Artillerie gar nicht so rasch möglich gewesen. 30,5-Mörser der Skoda-Werke schossen nämlich die dicken Mauern der Befestigungsanlagen in Namur, Maubeuge und Antwerpen zu Brei. Dennoch hiess es in der «Neuen Freien Presse», dem Blatt der Wiener liberalen Intelligenz, dass sich «vor dem Willen dieses mächtigen deutschen Volkes jeder neigen wird, der es in den letzten Tagen an der Arbeit gesehen



hat». Der beliebte österreichische Schriftsteller und Dramenautor Hans Müller («Die Könige», «Sterne»), der heute zu Recht vergessen ist, schrieb sich liebedienerisch in der gleichen Zeitung seinen österreichischen Komplex von der Seele und den «Piefkes» ein Loblied: «Ich bitte ihnen ab! Wie oft, wenn das Thema Wien-Berlin angeschlagen wurde, haben wir hochmütig uns auf die ältere Kultur berufen. Es ist nicht wahr, sie haben die Kultur grosser männlicher Herzen – und die Treue wiegt tausend von den hübschen Barockpalästen auf, die uns so unnachahmlich scheinen. Ich bitte ihnen ab, aus tiefer Überzeugung!»

Was war das auch schon, dieser schmutzige Krieg, der im morastigen Galizien tobte, die Leiden der feldgrauen «Polaken», «Krowoten» und «Behm», die zwar nicht spektakulär durch ein neutrales kleines Land marschierten, wie die Deutschen durch Belgien, sich aber den von Stunde zu Stunde vermehrenden russischen Millionenarmeen entgegenstellten? Wie konnten die Österreicher auch die «Kultur grosser männlicher Herzen» verkörpern, wenn sie neben den Ausführungen des Herrn Müller in der «Neuen Freien Presse» die langen Verlustlisten aus den Kämpfen um Lemberg lasen und die Warnung vor der Intrige der Generalstäbler? Da berichtete diese Zeitung doch glatt, dass kopflose Gerüchte über die k. u. k. Armeen in den Wiener Salons aufgetaucht seien, «welche in niedriger, gehässiger Weise hochstehende Offiziere in den Staub zerren». Gemeint waren Berichte vom Versagen der Truppenführung in den ersten schweren Gefechten.

Das war es, der Gegensatz: Jubel über Preussen, Defätismus über die eigenen österreichischen Leistungen.

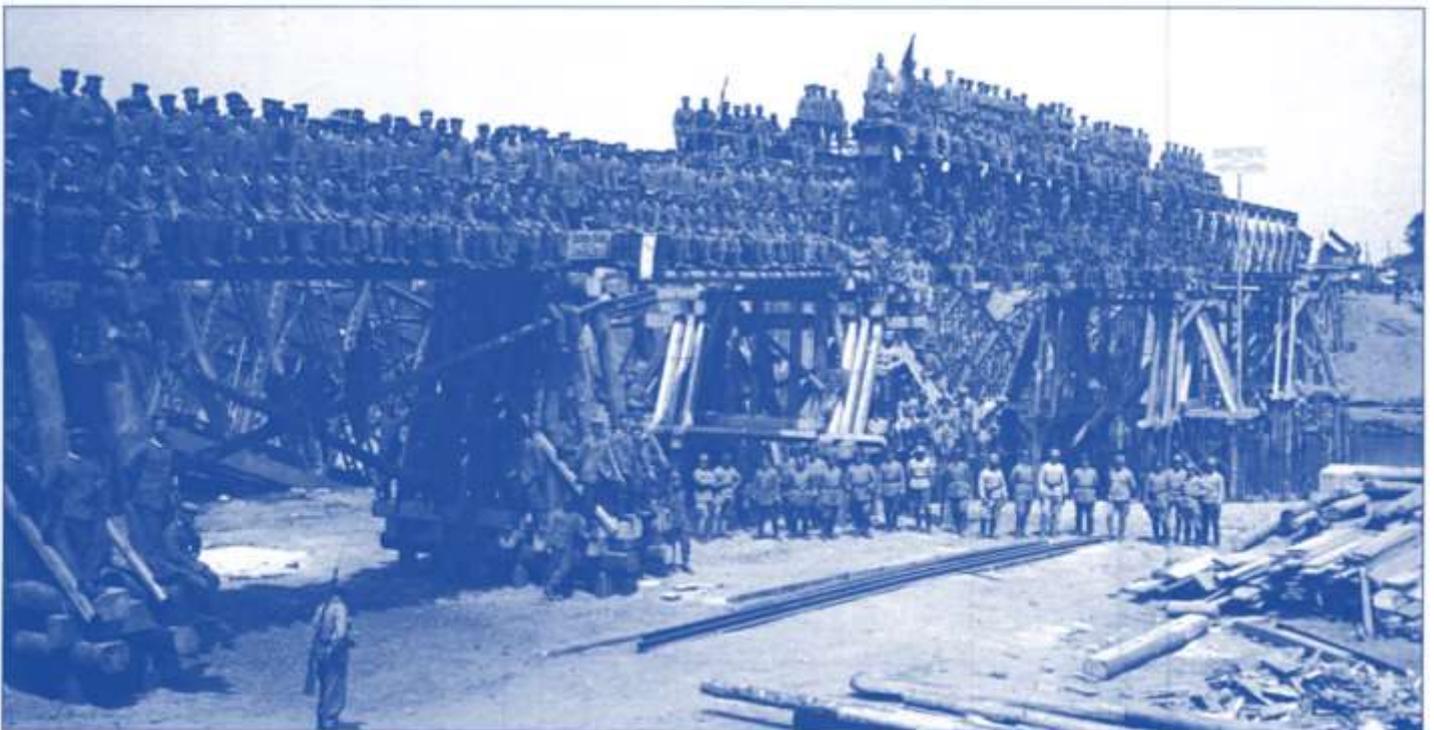
Dass es natürlich um die österreichische Führung zu Kriegsbeginn nicht allzu gut stand, gab Generalstabschef Conrad erst nach dem Krieg zu. Da war der alte Herr, Franz Joseph, der laut Conrad «unentschlossen und in seinem Vertrauen wankend» war; seine Ratgeber, wie der Aussenminister, liessen sich «düpierten und täuschen» sowie mit «erbärmlichen Scheinerfolgen» abspeisen; die Minister waren ansonsten «überheblich, ehrsüchtig und eitel». Auch der Kriegsminister «überblickte die Lage nicht und war für eine entschlossene Politik nicht zu ge-

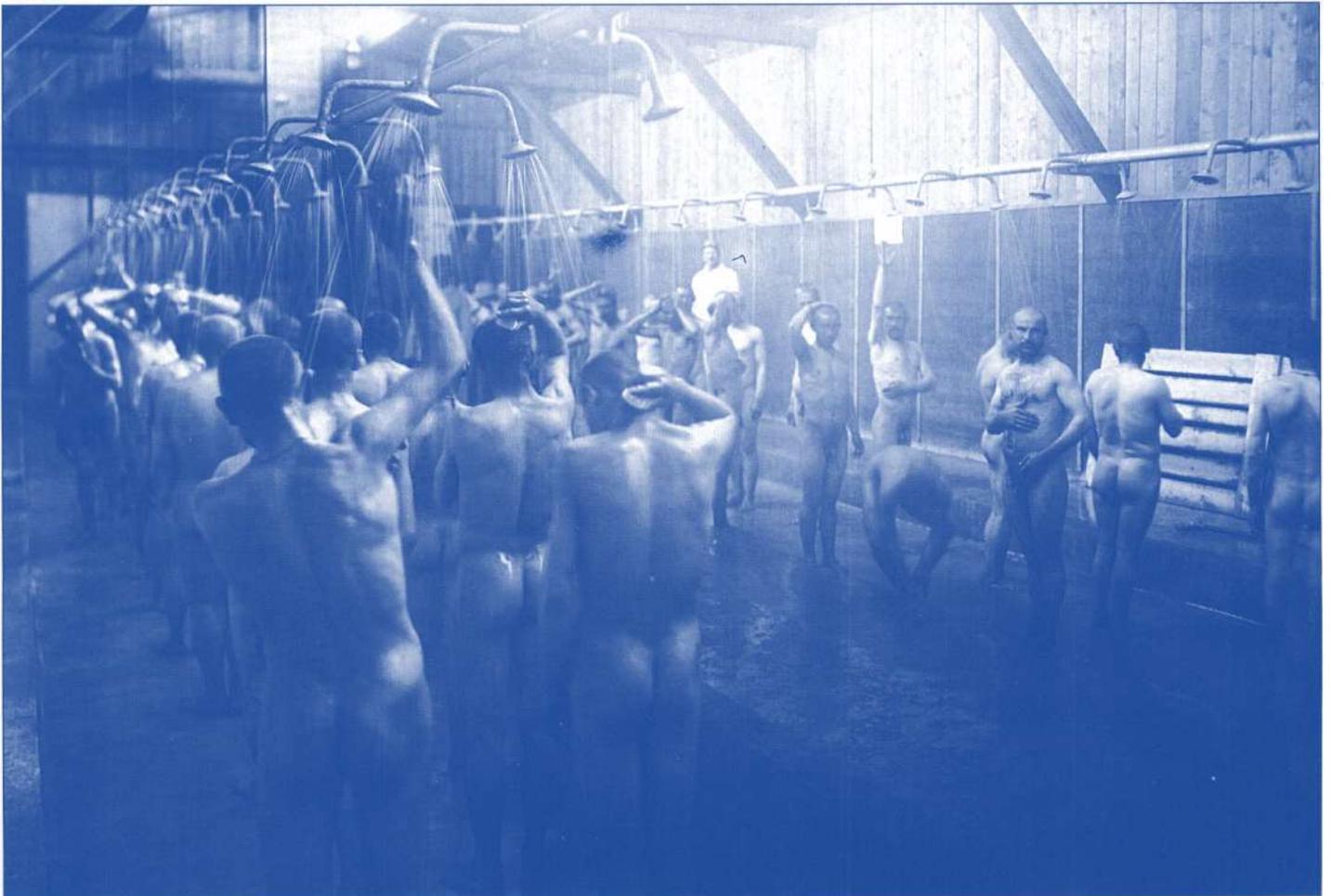
winnen». Aber Conrad erkannte wenigstens im Gegensatz zu den Preussen-Lobhudlern auch deren Schwächen. Über Kaiser Wilhelm hat er uns das treffendste Bonmot überliefert: «Kaiser Wilhelm glich einem Kapitän, der im herannahenden Sturm im Gesellschaftsraum des Schiffes Foxtrott tanzte.»

Es sei schon von Beginn an Deutschlands Bestreben gewesen, Österreichs Leistungen schlechtzumachen. Die Rede vom «lebenden Leichnam», den die Habsburgermonarchie darstelle, entsprach nach Conrad in keiner Weise den wahren Leistungen: «Tatsache ist, dass die k. u. k. Armee und das kleine deutsche Ostheer es zustande brachten, die russischen Massen zu hemmen und zurückzuwerfen, die Invasion Deutschlands und Österreich-Ungarns zu verhindern.» Erst dadurch waren die Voraussetzungen für den massiven Einsatz in Frankreich möglich geworden. Das Versagen der Deutschen im Westen wäre hingegen der entscheidende Fehler des ganzen Krieges gewesen. Conrad: «Die Deutschen handelten wie ein Jockey, der gleich vom Start weg sein Pferd auspumpt, das dann beim Tribünensprung zusammenbricht.» Um aber von ihrem eigenen Versagen abzulenken, suchten sie die Schuld bei den «ollen Österreichern»; wenn etwas schiefging, war prinzipiell der dumme «Kamerad Schnürschuh» schuld. Dahinter stand, so vermutete Conrad, Methode: «Nach glücklichem Kriegsausgang wären wir Deutschland auf seinem Weg nach dem Orient zum hinderlichen Nachbarn geworden, mit dem es nur gemeinsames Vorgehen oder gewaltsamen Ausgleich gab. Für beide Fälle schien es Deutschland geraten, sich beizeiten ein Übergewicht zu schaffen, und das strebte Deutschland schon während des Krieges an. Die Herabsetzung der Leistungen des österreichisch-ungarischen Heeres und das Bemühen, dieses zu zerteilen und deutschen Verbänden einzufügen ... lagen im Sinne dieses Strebens.»

Rechts oben: Behelfsbrücke,  
Galizien, 1915

Rechts: Belastungsprobe,  
Polen, 1915







Oben: Verwundeter vor dem Abtransport, Polen, 1916

Linke Seite oben:  
Munitionstransport, Frankreich, 1915

Unten: Duschanstalt, Galizien, 1916

# Mit Hurrah in die Niederlagen

---

Die Österreicher hatten 1866 gegen die Preussen verloren – durch eine einzige Entscheidungsschlacht im böhmischen Königgrätz. 1870/71 war es den vereinigten deutschen Truppen gelungen, in einem Feldzug mit wenigen Schlachten die Franzosen zu besiegen, wobei jene von Sedan die wichtigste war. Kein Wunder also, dass 1914 die Strategen auf allen Seiten in den Kategorien von «Entscheidungsschlachten» dachten.

Unberücksichtigt blieb, dass im nordamerikanischen Bürgerkrieg (1861-1865) nicht nur der eigentliche Kampf gegnerischer Heere den Ausschlag gegeben, sondern die bessere Ausrüstung und Bewaffnung die Entscheidung gebracht hatte.

Dass sich im russisch-japanischen Krieg (1904/05) erstmals die Auseinandersetzung im Schützengraben abgepielt hatte, wurde von den deutschen und österreichischen Generalstäblern gleichfalls nicht berücksichtigt. Man ging vielmehr 1914 davon aus, dass sich eine stark massierte Grossarmee zur Vernichtung des Gegners nach klassischen historischen Vorbildern jeweils zu Entscheidungsschlachten in offener Landschaft aufstellen würde. Die eigene Truppe war für diese kurze Maximalanstrengung einer Schlacht ausgerichtet und ausgerüstet; monatelanges Herumliegen und Herumziehen in stetiger Kampfbereitschaft konnte man sich nicht einmal vorstellen. Auch war die psychische Motivation auf etwas anderes ausgerichtet als auf den aufreibenden, Monate dauernden Stellungskrieg in Schützengraben und Unterständen.

Nach wie vor hatte in der Planung des k. u. k. General-

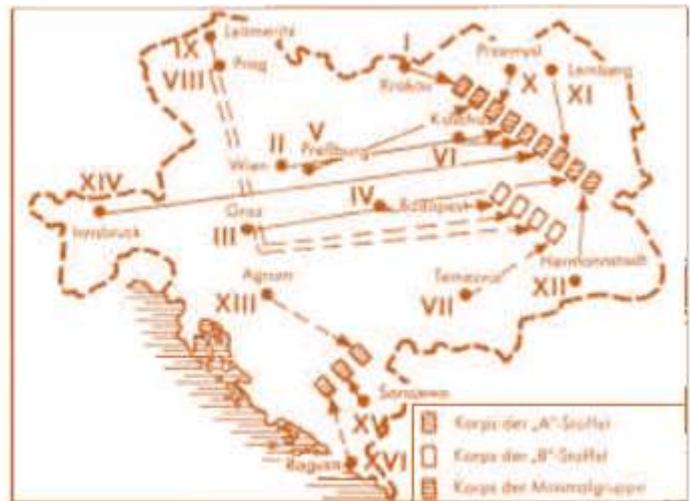
stabs die schlachtentscheidende Kavallerie daher einen traditionellen Stellenwert, während man der Artillerie viel geringeres Augenmerk zuwandte und den technischen Innovationen – wie Flugzeug oder gar gepanzertem Fahrzeug – eine ganz untergeordnete Rolle zumass. Die mangelnde Phantasie der Strategen wurde allerdings auf österreichischer Seite durch beachtliches Improvisationsvermögen aufgewogen. Dafür waren die Österreicher immer gut, sich auf neue Situationen ein- und umzustellen. Eines hatte der österreichische Generalstab überdies richtig erkannt und eingeschätzt: die Bedeutung, die dem Eisenbahnwesen zukam. Angesichts der räumlichen Ausdehnung der Monarchie und dem Mehrfrontenkrieg musste einer raschen Truppenzusammenziehung und -Verlegung ein immenser Stellenwert zukommen. Auch genoss es Conrad von Hötzendorf, dass er wirklich im AOK der «Chef» war und es wenigstens zu keinen Rivalitäten und Zersplitterungen in der Führung kam. Der nominelle Oberkommandant, Erzherzog Friedrich, redete Conrad nichts drein. Aber der Generalstabschef hatte eine ausgesprochen schlechte Menschenkenntnis und «wütete» vor allem bei Personalentscheidungen fürchterlich in den Reihen seiner Offiziere. Wer in seinen Augen versagte, wurde rücksichtslos seines

Rechts: Russische Angreifer  
vor einem österreichischen  
Schützengraben, Galizien, 1915





Schematische Darstellung des österreichisch-ungarischen Aufmarsches im Kriegsfall «B» (Balkan)



Schematische Darstellung des österreichisch-ungarischen Aufmarsches im Kriegsfall «R» (Russland)

Kommandos enthoben oder versetzt. Dass sich das psychologisch zeitweilig katastrophal auswirkte, bemerkte schon der junge Thronfolger Karl, als er in einem Brief über das Schicksal des Feldmarschalleutnants Friedrich Freiherr von Wodniansky, dem Chef der 15. Infanteriedivision, nach Wien berichtete. Dessen Division, in der viele Ungarn Dienst versahen, hatte die Russen in Galizien heldenmütig aus einem Wald vertrieben, war dann aber durch die Ungeschicklichkeit der Führung in feindliches Artilleriefeld geraten.

Conrad wütete. Daraufhin erschossen sich der Divisionär und dessen Generalstabschef. Neuerlich griff Conrad ein. Nach Wodnianskys Selbstmord übernahm der rangälteste Brigadier das Kommando, kurz darauf ein Feldmarschalleutnant aus dem Kriegsministerium. Dieser wiederum wurde zwei Tage später zum Korpskommando versetzt, weshalb wieder der Brigadier zum Zug kam. Schliesslich ernannte Conrad den Etappenkommandanten der Armee, einen General Schenk – aber wieder nur für zwei Tage. Die Folge: neuerlich sprang der Brigadier in die Bresche. Erzherzog Karls Resümee: «Also binnen acht Tagen ein sechsmaliger Kommandantenwechsel!»

Nun muss man sich freilich vor Augen führen, mit welchen organisatorischen – und damit personellen – Problemen Conrad gleich zu Kriegsbeginn zu rechnen hatte. Der Generalstab musste zwei grundsätzliche Möglichkeiten ins Auge fassen:

- Einen Krieg Österreich-Ungarns mit Serbien allein; womit man seit der Ermordung des Thronfolgers von Ende Juni 1914 an rechnete. Vorgesehen war ein Angriff am Balkan (Donau, Drina) durch die

sogenannte B-Staffel mit zwölf Infanterie-, einer Kavalleriedivision und sechs Landsturmbri­gaden, verstärkt durch die «Minimalgruppe Balkan», die aus acht Infanteriedivisionen sowie sieben Landsturmbri­gaden bestand und binnen zwölf Tagen einsatzbereit sein sollte (das waren zusammen ca.  $\frac{2}{5}$  der Armee).

- Den Fall eines Krieges nicht nur mit Serbien, sondern zusätzlich mit Russland, was 1914 erst *nach* der Mobilisierung Russlands feststand. In diesem Fall war vorgesehen, die sogenannte A-Staffel so rasch wie möglich nach Galizien zu bringen – bestehend aus 28% Infanterie-, zehn Kavalleriedivisionen und 21 Landsturmbri­gaden (zusammen  $\frac{3}{5}$  der Armee). Für den Aufmarsch rechnete man mit 18 Tagen.

Einen Monat lang ging das AOK ergo unverschuldet davon aus, dass es nur einen Krieg am Balkan geben würde. Daher schickte man die B-Staffel auf den Weg in den Süden. Mittlerweile hatte sich die politische Situation geändert. Und die Generalstäbler, die exakte Fahrpläne und Bereitstellung von Aufnahmelagern, Versorgung und Munition planen mussten, wussten von einem zum andern Tag nicht, wohin die Truppen wirklich gehen sollten. Ebenso wusste etwa der Chef der Balkanstreitkräfte, Oskar Potiorek, bis zur letzten Minute nicht, ob er seinen Angriff auf Serbien wie vorgesehen mit der B-Staffel oder nur mit der «Minimalgruppe Balkan» führen würde.

Und tatsächlich trat das totale Tohuwabohu mitten in den Aufmarsch der B-Staffel hinein ein. Über Nacht brauchte man die vier Korps der B-Staffel im nördlichen Galizien, musste aber ihren Transport in Stellungen am

Rechts: Österreichische Kavallerie im Angriff bei Lublin, Polen, 1914



Unten: Im Drahtverhau, Isonzo, 1917

Unten rechts: Handgranatenangriff, Isonzo, 1917

Ganz unten: Russischer Unteroffizier hindert zwei Deserteure am Überlaufen, Polen, 1915





Links aussen: Durch k. u. k. Truppen gefangener Komitatschi (Freischärler), Serbien, 1914

Links: Auf österreichischer Seite kämpfender weiblicher Offizier der «Ukrainischen Legion», Russland, 1917

Links unten: Österreichischer Landsturm an der Save, Serbien, 1914

Balkan in Kauf nehmen. Erst ab dem 18. August begann der Transport der B-Staffler über 1.000 Kilometer von Süd nach Nord an die Front gegen die Russen. Und dort waren die Angehörigen der A-Staffel bis zu diesem Zeitpunkt allein im Einsatz.

Der Raum der ersten grossen Kämpfe liegt heute in der ukrainischen Sowjetrepublik und im östlichsten Teil Polens. Die Namen von Städten, die uns immer wieder begegnen werden, hiessen damals Przemysl und Lemberg

(heute Lvov), Lublin und Tarnopol (heute Ternopol). Ein souveränes Polen gab es nicht, vielmehr war dieses dreigeteilt: Russisch-Polen umfasste Warschau, das Land rundum und Städte wie Lodz, Radom, Lublin, Brest und Bialystok. Das Deutsche Reich hingegen erstreckte sich damals bis einschliesslich Posen (Poznan), Breslau (Wroclaw), umfasste einen Grossteil der Masurischen Seenplatte und reichte bis zur Ostsee. Das österreichische Galizien erstreckte sich ganz im Süden von den Hö-



Joseph Roth

*Der Durst wurde stärker. Der Mittag kam. Der Feind hatte sie wahrscheinlich überholt. Sie schlängelten sich weiter, auf die Erde gedrückt. Bald begann, sie sahen es bereits, der Weg breiter zu werden. Schon leuchtete eine verlassene Bahnstation. Hier fingen die Schienen an. Im Laufschrift erreichte das Bataillon die Station, hier war man sicher; ein paar Kilometer weit war man zu beiden Seiten von den Bahndämmen gedeckt. Der Feind, vielleicht eine dahingaloppierende Sotnie Kosaken, mochte sich jenseits des Damms auf gleicher Höhe befinden. Still und gedrückt marschierten sie zwischen den Bahndämmen. Plötzlich rief einer: «Wasser!» Und im nächsten Augenblick hatten alle schon den Brunnen auf dem Grat des Bahndammes neben einem Wächterhäuschen erblickt. «Hierbleiben!», kommandierte Major Zoglauer. «Hierbleiben!», wiederholten die Offiziere. Die durstigen Männer aber waren nicht zu halten. Einzelnen zuerst, dann in Gruppen liefen die Männer den Abhang hinan; Schüsse knallten und die Männer fielen. Die feindlichen Reiter jenseits des Bahndammes schossen auf die durstigen Männer, und immer mehr durstige Männer liefen dem tödlichen Brunnen entgegen.*

*Und als sich der zweite Zug der zweiten Kompanie dem Brunnen näherte, lag schon ein Dutzend Leichen auf dem grünen Abhang. «Zug halt!», kommandierte Leutnant Trotta. Er trat seitwärts und sagte: «Ich werde euch Wasser bringen! Dass keiner sich rührt! Hier warten! Eimer her!» Man brachte ihm zwei Eimer aus wasserdichtem Leinen von der Maschinengewehrabteilung. Er nahm beide, je einen Eimer in jede Hand. Und er ging den Abhang hinauf, dem Brunnen zu. Die Kugeln umpfiffen ihn, fielen vor seinen Füissen nieder, flogen an seinen Ohren vorbei und an seinen Beinen und über seinen Kopf hinweg. Er beugte sich über den Brunnen. Er sah auf der anderen Seite, jenseits des Abhangs, die zwei Reihen der zielenden Kosaken. Er hatte keine Angst. Es fiel ihm nicht ein, dass er getroffen werden könnte wie die anderen. Er hörte schon die Schüsse, die noch nicht gefallen waren, und gleichzeitig die ersten trommelnden Takte des Radetzky-marsches. (...) Jetzt senkte Trotta den zweiten Eimer in den Brunnen. Jetzt schmetterten die Tschinnellen. Jetzt hob er den Eimer hoch. In jeder Hand einen vollen, überquellenden Eimer, von den Kugeln umsaust, setzte er den linken Fuss an, um hinabzugehen. Jetzt tat er zwei Schritte. Jetzt ragte gerade noch sein Kopf über den Rand des Abhangs. Jetzt schlug eine Kugel an seinen Schädel. Er machte noch einen Schritt und fiel nieder. Die vollen Eimer wankten, stürzten und ergossen sich über ihn. Warmes Blut rann aus seinem Kopf auf die kühle Erde des Abhangs. Von unten her riefen die ukrainischen Bauern seines Zuges im Chor: «Gelobt sei Jesus Christus!»*

Joseph Roth, «Radetzky-marsch»



hen der Karpaten bis zu einer durch die Flüsse Weichsel, San, Bug und Dnjestr gezogenen Linie.

Am 22. August 1914 rückte die erste österreichisch-ungarische Armee vom Zusammenfluss des Bug und der Weichsel durch Sumpfgebiet gegen das russische Lublin vor. Die 4. k. u. k. Armee griff weiter südöstlich an und stiess bei Komarow auf die 5. russische Armee. Schon damals zeigte sich, dass die Offiziere des Zaren aus dem zehn Jahre zurückliegenden russisch-japanischen Krieg gelernt hatten und sich in Schützengräben vor den Österreichern eingruben. Dennoch hatten diese schöne Anfangserfolge. Unter dem Kavalleriegeneral Viktor Graf Dankl gingen schneidige Husaren vor. Tausende kamen in diesen ersten Attacken um, drängten die Russen aber schliesslich doch bis Lublin zurück. Ähnliches gelang dem General Moritz Freiherr von Auffenberg, der beinahe die ganze russische 5. Armee eingekesselt hätte. Die Russen zogen sich fluchtartig zurück und nicht weniger als 35.000 Mann gerieten auf einen Streich in österreichische Gefangenschaft. Wiener und Tiroler Regimenter zeichneten sich besonders aus.

Dafür misslang alles im Süden der Galizienfront. Conrad hatte den russischen Aufmarsch unterschätzt und angenommen, die Zaren-Generäle würden viel längere Zeit benötigen, ihre Massen aus den Tiefen Russlands heranzuführen. So traf die 2. und 3. österreichisch-ungarische Armee auf starke Gegenkräfte und verblutete sich in schneidigen Attacken. Das ging so weit, dass die Russen schliesslich den Spieß umdrehen konnten und die Österreicher vor sich hertrieben. Am 30. August fiel das österreichische Lemberg in russische Hand. Und damit war eine arge psychologische Belastung unvermeidlich – immerhin war Lemberg die Hauptstadt Galiziens.

Überdies erwies sich die Hoffnung des AOK als Illusion, hinter den russischen Linien würden sich die Polen zu einem Aufstand formieren und den Österreichern zu Hilfe kommen. Eine auf Seiten Österreichs kämpfende «Polnische Legion» erwies sich eher als Ballast denn als Hilfe für die k. u. k. Armeen. Das einzig Erfreuliche war, dass die relativ kleine 8. Deutsche Armee unter General Paul von Hindenburg in Ostpreussen, bei Tannenberg, die Russen vernichtend geschlagen hatte. Aber die Vorstellung erwies sich als trügerisch, dass die Deutschen vom Norden her die Österreicher im Süden entlasten hätten können.

Also griffen diese Anfang September allein wieder an. Bald waren auch Lembergs Vorstädte in österreichischer Hand. Doch da ereilte die bislang erfolgreiche erste Armee ihr Schicksal: Schrittweise mussten die noch vom Sieg bei Komarow begeisterten Soldaten der sich von Tag zu Tag verstärkenden russischen Dampfwalze weichen und gegen die Weichsel zurückgehen. Jetzt begann es auch fürchterlich zu regnen. Die galizischen Strassen verwandelten sich in wenigen Stunden in tiefe Schlammfurchen; Ruhr und Typhus traten bei den Einheiten auf: «Versagen einzelner Unterführer, Paniken, die auch hervorragende Regimenter nicht verschonten ... Massenschreck, dem auffallend viele Truppen zum Opfer gefallen sind», hiess es später in einem Generalstäblerbericht. Tatsächlich: Die Angst vor den plötzlichen Überfällen der russischen Kosaken versetzte jetzt immer mehr Österreicher in latente Furcht. Conrad entschloss sich daher, seine Armeen bis zum San zurückzunehmen. Fast ganz West- und Mittelgalizien ging verloren.

Als man Bilanz zog, musste man sich eingestehen, dass man die Russen unterschätzt hatte und in kürzester Zeit



Links oben: Russischer  
Angriff, Galizien, 1915



Oben: Russen bei der  
Kapitulation, Galizien, 1915

Oben: Österreicher im  
Schützengraben, Galizien,  
1916

Unten: Russische  
Gefangene, österreichische  
Bewacher, Russland, 1916





Russische Juden, Ukraine,  
1916

kläglich in die Defensive geraten war. Der Schwung des Hochsommers war wie weggeblasen, und der Kriegsalltag setzte der Truppe schwer zu. Bloss im Hinterland begriff man lange nicht die fatale Situation, obwohl auffallend viele weisse Flecken in den Zeitungen zu finden waren, die die Zensur veranlasst hatte.

Die Bilanz war jedenfalls schrecklich: Nur zwei Drittel der Staffeln A und B waren noch intakt; 250.000 Österreicher waren gefallen oder verwundet, 100.000 in russische Kriegsgefangenschaft geraten.

Und das war noch nicht alles. Die Monarchie hatte ja den Krieg wegen Serbien begonnen. Also war es nur logisch, dass man dort mit der wegen des Thronfolgermordes angedrohten «Strafexpedition» ernstmachen musste, wollte man nicht vor aller Welt blamiert dastehen. Nur: Zum Angriff auf Serbien standen nach dem Abzug der B-Staffel kaum ausreichend Truppen zur Verfügung. Dennoch entschloss sich der Chef der Balkaneinheiten, Oskar Potiorek, zu einer Offensive. Die Serben und das mit ihnen verbündete Montenegro (ein unabhängiger Kleinstaat im Süden Bosniens und im Norden Albani-

ens) konnten auf rund eine Viertelmillion Soldaten zählen, die überdies in den vorangegangenen Balkankriegen gut geführt und gar nicht schlecht ausgerüstet waren. Kurzum – die Offensive der Österreicher über den Grenzfluss Drina blieb rasch stecken. Von «Serbien muss sterben», diesem dummen Sinnspruch, war jetzt keine Rede mehr. Am Jadar, einem Nebenfluss der Drina, kam es zur ersten handfesten Niederlage. Die 21. österreichische Schützendivision wurde von den angreifenden Serben praktisch niedergaloppiert. Und diese Einheit bestand vor allem aus tschechischen Soldaten, von denen einige tausend in der Folge desertierten. Eine Geisterdivision, die in der ganzen Welt die Mär von der Unverlässlichkeit der Nationalitäten-Soldaten der k. u. k. Armee nährte. Ganz abgesehen davon erwies sich die Führung der Österreicher durch Potiorek insgesamt als miserabel, der Nachschub funktionierte nicht und gegen die sich vermehrt zeigenden «Komitatschis», Freischär-



Flüchtende Zivilisten, k. u. k. Husaren, Polen, 1916

ler, frühe Partisanen, war man überhaupt hilflos. Nachdem sich die Österreicher einmal als «Papiertiger» enttarnt hatten, stiessen die Serben auf Sarajevo, die Schicksalsstadt, vor. Zum Glück für die Österreicher blieb der Angriff in den Karstbergen östlich der Stadt stecken. Aber was war noch übrig vom Image einer Grossmacht, deren Armee sich in so vielen Kaisermanövern vor den ausländischen Militärattachés als schneidig, fesch und gut geführt präsentiert hatte und jetzt so kläglich zurücksteckte?

Aber noch etwas spielte im Frühherbst 1914 eine Rolle: es ging den Mittelmächten darum, die Türkei in ihr Bündnis einzubinden. Um aber eine Landverbindung zum Osmanischen Reich zu schaffen, hätte man zuerst die Serben besiegen und zweitens die Bulgaren zum Mitmachen bei den Mittelmächten animieren müssen. Das alles war jetzt nach dem miserablen Abschneiden der Österreicher am Balkan in Frage gestellt. Und gerade deshalb entschlossen sich sowohl die politische Führung als auch das AOK zu einem geradezu verzweifelten Schritt. Im November griff Potiorek nach dem ersten Schneefall mit weit unterlegenen Kräften die Serben

dennoch neuerlich an. Und siehe da! Eine Art Wunder schien sich tatsächlich anzubahnen. Denn nun stiess die 5. und 6. österreichische Armee tatsächlich tief in serbisches Hinterland vor. Anfang Dezember räumten die Serben ihre Hauptstadt Belgrad und eine Einkesselung ihrer Truppen im Norden schien möglich. Das freilich misslang, weil der Nachschub mangels Eisenbahnverbindung ausblieb. Ermüdet und fast verhungert mussten sich die Österreicher wieder über die Grenze zurückziehen.

Zu Weihnachten sassen die Serben wieder in Belgrad, während angesichts des einbrechenden Winters das AOK die noch einigermaßen intakten Einheiten jetzt endgültig vom Balkan abzog und nach Galizien transportierte, wo ein fürchterlicher Winterkrieg in Gang gekommen war.

Die Russen hatten sich nach dem Rückmarsch der Österreicher nämlich entschlossen, sich nicht weiter mit den k. u. k. Armeen aufzuhalten und weiter nördlich

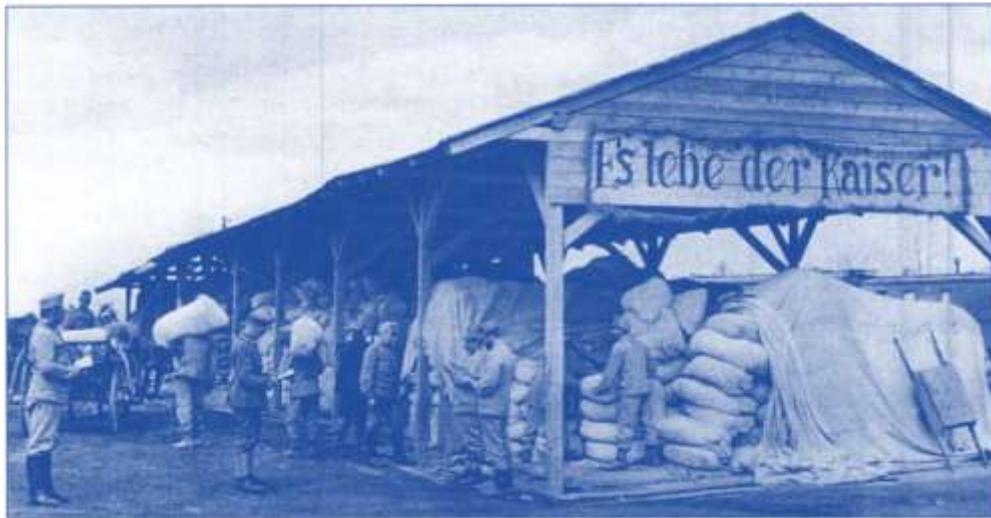


Oben: Einzug der siegreichen Österreicher in Lublin, Polen, 1915

Rechte Seite oben: K. u. k. Feldkurat beim Verteilen von Gebetstexten, Bukowina, 1916

nach Westen – direkt hinein nach Deutschland – durchzustossen. Im Sinne der Vereinbarungen zwischen Wien und Berlin sollte, ja musste aber genau das von den Österreichern verhindert werden. Die Armee Hindenburgs in Ostpreussen konnte bestenfalls im nördlichen Frontabschnitt die Offensive einigermaßen bremsen. In einem riesigen Halbkreis von 400 Kilometern traten also alle verfügbaren Einheiten mit dem Auftrag an, die russische Dampfwalze aufzuhalten. Daraufhin änderte der russische Generalstab seinen Plan und wandte sich schlagartig nach Süden. Kam man nicht nach Deutschland hinein, dann würde man über die Karpaten steigen und in die ungarische Tiefebene einbrechen. Als die Russen südlich von Krakau vorrückten, fielen sie die 3. und 4. österreichisch-ungarische Armee in der Flanke an. So kam es bei Limanowa-Lapanow doch noch zu einem österreichischen Sieg, den sich alle Nationalitäten teilen

konnten. Der Kroat Svezozar Boroevic von Bojna kommandierte die erfolgreiche 3. Armee, unter dem Feldmarschalleutnant Alexander Szurmay war es vor allem die ungarische Landwehr, das 38. und 39. Honvedregiment, die eine grosse Rolle spielten. Später erklärte der Kommandant der russischen Nordwestfront, Nikolaj Russki, einem amerikanischen Berichterstatter: «Die Lage der Österreicher war zur Zeit der grossen Karpateukämpfe keine beneidenswerte gewesen. Wir in Russland glaubten damals fest an die totale Vernichtung der österreichisch-ungarischen Armee. Umso überraschender war für uns der Ausgang der Schlacht bei Limanowa, denn der schneidige Angriff der Österreicher kam für uns ganz überraschend und traf uns an der gefährlichsten Stelle der ganzen Front.» Freilich: Przemysl, die starke Festung, blieb von den Russen umzingelt. Und rund 120.000 Österreicher waren in den Kasematten der Stadt eingesperrt.



Oben: Nachschubdepot in  
Miechow, Polen, 1914

# Wahnsinn in den Karpaten

---

Durch Jahrhunderte hindurch galt es als Grundgesetz der Kriegsführung, im Winter Kampfpausen einzulegen. Man suchte bis ins 19. Jahrhundert Winterquartiere für die Truppen. Ging es doch nicht nur um die Erholung und Verpflegung der eigenen Mannschaften, sondern angesichts des hohen Anteils von Kavallerie auch um Futter für die Pferde. Seit Napoleons Russland-Feldzug 1812/13 galt das unfreiwillige Kriegführen im Winter als eine Höllenstrafe für Mann und Vieh. Die Strategen in den Generalstäben versuchten daher alles, Winterfeldzüge so weit wie möglich zu vermeiden. Jetzt aber lagen sich – unentschieden – Riesenheere gegenüber. Niemand wollte auch nur einen Quadratmeter freigeben. Ein Abzug in Winterquartiere hinter die Front kam daher für niemanden in Frage. Die Folge: Wo sie gerade lagen, mussten sich Österreicher wie Russen eingraben, Stacheldrahtverhaue ziehen, Unterkünfte anlegen. Sie gerieten für die in diesem Winter in den Karpaten liegenden Soldaten entsprechend primitiv: Holzverschläge, Notbaracken, Verhaue wurden in die gefrorene Erde gestellt und in immer dicker werdende Schneewächten gegraben. Jeder österreichisch-ungarische Soldat hatte einen Pullover, eine Pelzweste, ein Paar Handschuhe, Pulswärmer, wollene Fusslappen, einen Mantel mit Schafwollfutter und eine Schneemütze erhalten. Nur Offiziere und Vermögende hatten sich noch mit Sonder- und Pelzbekleidung eindecken können. Gekochtes Fleisch und Käse wurden, vielfach kalt, bald zur Haupt-ration, dazu kam zum Aufwärmen ein halber Liter Alkohol je Mann und Tag.

Die Kompanien erhielten Zeltöfen, das Brennmaterial mussten sie sich aber zusammensuchen. Immerhin erwies sich, dass die Grundausrüstung der k. u. k. Soldaten gar nicht so schlecht war; die Russen auf der anderen Seite der Verhaue litten nämlich noch viel mehr unter Kälte und Unterversorgung. Jetzt erwies es sich geradezu als Wohltat, dass die österreichischen Soldaten so vieles mit sich herumzuschleppen gewohnt waren. Die Beladung der Infanteristen mit rund 30 Kilo Marschgepäck – die sie am schnellen Marschieren so oft behinderte – umfasste normalerweise nicht nur Tornister (später Rucksack), Spaten und Kochgeschirr, sondern auch Mantel und Decke nebst, selbstverständlich, den Waffen: Modernere M-95-Gewehre, ältere mit einem 8-mm-Kaliber. Die Waffenfabrik Steyr produzierte seit Kriegsbeginn auf Hochtouren und steigerte die Produktion von monatlich 2.000 auf 32.000 im Jänner 1915.

Die in den Karpaten liegenden Gruppen hatten aber auch russische Beutewaffen im Einsatz. Man kann sich unschwer vorstellen, welcher Munitionssalat entstand. Jetzt rächte sich, dass das Kriegsministerium noch in Friedenszeiten den militärpolitisch wichtigen Wirtschaftszweigen viel zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt hatte. Und die ständigen Streitereien in den Parlamenten waren dazu angetan, die Forcierung der Rüstung zu verhindern. Dabei hatte Conrad von Hötzendorf in einer Denkschrift bereits zum Jahreswechsel 1907 angeregt, die Armee mit einem automatischen Mehrlader auszurüsten. Die Firma Mauser-Oberndorf hatte mit sogenann-



Oben: K. u. k. Patrouille in den Karpaten, 1914

Unten: Verhaftung eines «Spions», Karpaten, 1915



ten Maschinengewehrpistolen bereits grosse Erfolge erzielt; aus den Burenkriegen waren ähnliche Waffen bekannt. Aber Conrad hatte keine Chance erhalten und auch der Deutsche Generalstab, an den sich der Österreicher zwecks gemeinsamer Entwicklung der Waffe gewandt hatte, hatte nicht deren Bedeutung begriffen.

Dafür stand der k. u. k. Armee ein sehr gutes Maschinengewehr zur Verfügung. Besonderes Problem: die Wasserkühlung und die Schwere der Munitionskisten, die hinter den MG's herumgeschleppt werden mussten. Letzteres galt auch für die Handgranaten, die sich seit Kriegsbeginn als äusserst wirksame Waffe herausgestellt hatten und jetzt im Stellungskrieg – Graben gegen Graben – immer mehr an Bedeutung gewannen. Dafür hatten die Soldaten der Monarchie 1914/15 noch keine Stahlhelme. Kopfverletzungen waren an der Tagesordnung, weil selbst Stein- oder Holzsplitter zu fürchterlichen Wunden führten.

Den blamablen Rückzug im Frühherbst hatten viele Truppenoffiziere auf das Fehlen oder die Veraltung der österreichischen Feldartillerie zurückgeführt. Gebirgskanonen und Feldhaubitzen waren alte Modelle und selbst eine Neuformierung der Batterien in diesem Winter verstärkte die Feuerkraft nicht besonders.

Das Groteske daran: die Firma Skoda in Böhmen galt weltweit bei der Kanonenproduktion als technisch führend. Aber im Laufe des Herbstes 1914 produzierte man bei Skoda noch Hunderte Kanonen für das Ausland, für China etwa und die Türkei, während man den Anforderungen der eigenen Armee nur schleppend nachkommen konnte. Zu diesem Zeitpunkt hatten dabei die legendären 30,5-cm-Mörser ihre kampfentscheidende Wirkung in Belgien und Frankreich schon bewiesen. Nur in den Karpaten konnten die Riesen angesichts des schwierigen Terrains nicht eingesetzt werden.

Aber auch noch eine andere, legendäre Truppe musste in diesem Winter endgültig umdenken: die Kavallerie. Noch zu Kriegsbeginn gab es die traditionellen Reiterattaken. Der Blutzoll der Husaren und Dragoner war der höchste aller Einheiten gewesen. Die bunten Uniformröcke verschwanden bald aus dem Lagerleben. Und vielfach kämpften im galizischen Grau die Kavalleristen

jetzt bereits zu Fuss; bei Limanowa noch hatten sie sich, heroischen Legenden zufolge, ihre Stiefel ausgezogen und mangels Bajonetten die Sporen im Nahkampf eingesetzt. Jetzt waren vielfach die Pferde erschossen, erfroren, verhungert. Die «Füssler» ohne Pferd wurden in Schützenabteilungen zusammengefasst und die einst



Hugo von Hofmannsthal

CRESCENCE *Mit welchem Hechbingen wärscht du besprochen? Mit dem Nandi?*

HANS KARL *Nein, mit dem Adolf.*

CRESCENCE *Der Antoinette ihrem Mann? Ist er nicht ein kompletter Dummkopf?*

HANS KARL *Weisst du, Crescence, darüber hab ich gar kein Urteil. Mir kommt bei Konversationen auf die Länge alles sogenannte Gescheite dumm und noch eber das Dumme gescheit vor –*  
 CRESCENCE *Und ich bin von Vornberein überzeugt, dass an ihm mehr ist als an ihr.*

HANS KARL *Weisst du, ich hab ihn ja früher gar nicht gekannt, oder – (Er hat sich gegen die Wand gewendet und richtet an einem Bild, das nicht gerade hängt) – nur als Mann seiner Frau – und dann draussen, da haben wir uns miteinander angefreundet. Weisst du, er ist ein so völlig anständiger Mensch. Wir waren miteinander, im Winter fünfzehn, zwanzig Wochen in der Stellung in den Waldkarpaten, ich mit meinen Schützen und er mit seinen Pionieren, und wir haben das letzte Stückl Brot miteinander geteilt. Ich habe sehr viel Respekt vor ihm bekommen. Brave Menschen hats draussen viele gegeben, aber ich habe nie einen gesehen, der vis-à-vis dem Tod sich eine solche Ruhe bewahrt hätte, beinahe eine Art Beaglichkeit.*

Hugo von Hofmannsthal, «Der Schwierige»



Skipatrouille, Karpaten, 1915



Freischaufeln der Unterkünfte,  
Karpaten, 1915



Deutsche Helfer, österreichischer  
Verwundeter, Galizien,  
1915



schneidige Elite lag neben Landwehr und Jägern in Schnee und Eis der Karpaten. Das Thermometer fiel auf minus 25 Grad und selbst die einfachsten Lebensvorgänge wurden zum Problem.

Aber gerade deshalb entschloss sich – nicht zuletzt, um der Verzweiflung und Untätigkeit der Mannschaften entgegenzuwirken – Generalstabschef Conrad zu einer Offensive, die an Wahnsinn grenzte: Es ging ihm um den Entsatz der Festung Przemysl, die rund hundert Kilometer von den österreichischen Linien entfernt lag und bekanntlich von den Russen eingeschlossen war.

Es war eines der rücksichtslosesten Abenteuer der Kriegsgeschichte, das im Grunde nur auf dem vagen Kalkül aufgebaut war, die Russen könnten überrascht werden. Conrad verteidigte später eher zögernd seine menschenverachtende Rücksichtslosigkeit mit der Flos-

kel «Willensenergie». Das musste ihn endgültig zu einer unbeliebten Figur machen. Immerhin war er ehrlich genug, später zuzugeben, dass er die Chancen des Kampfes schon damals als gering einschätzte.

Leider wehrte sich gegen das Karpatenabenteuer damals aber auch der nominelle Oberbefehlshaber, Erzherzog Friedrich, in keiner Weise. Er akzeptierte vielmehr in schicksalsergebener Freundlichkeit und habsburgischer Weichheit die Planungen Conrads, soweit er sie überhaupt zu Gesicht bekam. Kaiser Franz Joseph seinerseits war bereits zu schwächlich, um sich gegen die Massnahmen aufzulehnen. Er glaubte allen, die ihm weismachten, man könne nur durch eine Offensive den drohenden Untergang der Monarchie abwenden.

Conrad musste aber auch noch den Widerstand der





Oben: Am Dukla-Pass, 1915



Oben rechts: K. u. k. Kavallerie bei Kolomea, Bukowina, 1915

Rechts: Offizier mit Winterpelz, Beskidenpass, 1915



Linke Seite oben links: Schützengraben in den Karpaten, 1915

Oben rechts: Rückzug Verwundeter, Galizien, 1915

Unten: Pioniere am Dnestr, 1915

deutschen Verbündeten ausschalten. Am Neujahrstag 1915 versuchte er, seinem Kollegen, dem Generalstabschef Erich von Falkenhayn, beizubringen, dass ein Sieg jetzt und in den Karpaten eine entscheidende Wende bringen könnte. Der Deutsche war genau umgekehrter Meinung; und überdies hatte für ihn nach wie vor die Frankreichfront Vorrang. Falkenhayn soll sich bei diesem Neujahrspunsch überdies sehr abfällig über Österreich ausgelassen haben und empfohlen haben, lieber den Italienern mit Zugeständnissen entgegenzukommen. Tatsächlich beobachtete das noch neutrale Italien das Geschehen in Galizien genau, und es war zu befürchten, dass im Falle einer österreichischen Niederlage der Kriegseintritt gegen Österreich nur eine Frage der Zeit sein würde.

Conrad wollte natürlich gerade das verhindern – aber just dazu brauchte er einen Offensiv-Sieg, um den Italienern jede Lust zu nehmen.

Bei Falkenhayn erreichte der Österreicher wenigstens, dass drei deutsche Divisionen unter dem General Alexander Linsingen die Winteroffensive unterstützen sollten.

Am 23. Jänner 1915 begann der Kampf. 175.000 Österreicher gingen, nein, stolperten im tiefen Schnee mit 1.000 Geschützen die Karpaten abwärts. Schneestürme machten jeden Schritt zu einer Qual. Die Geschütze blieben in tiefen Wächten stecken, der Pferdemangel wirkte sich beim Transport des Nachschubs katastrophal aus. Schwächliche oder leicht verwundete Männer blieben einfach im Schnee liegen, die Sanitäter konnten sich zu den verlassen kämpfenden Truppen zumeist gar nicht vorkämpfen und Tausende starben schon in den ersten Tagen den Erfrierungstod. In all das Chaos hinein entschloss sich die gar nicht überraschte russische Heeresleitung zu einer Gegenoffensive ihrer 8. Armee gegen den Flügel der 3. österreichischen. Und jetzt, ganz plötzlich, begann es zu tauen. Die Folge war eine in Schlamm und Tauwasser steckende Armee, die nicht vorwärts und nicht rückwärts kam. Was am Tag im Matsch versank, fror in der Nacht wieder zu.

Boroëvic, der tüchtige Kroat, musste zurückstecken. Jetzt ging auch jenes Terrain, das man vor Weihnachten erobert hatte, verloren. Die Russen stiessen über den Duklapass vor. Zahlreiche Desertionen auf österreichi-

scher Seite sprengten die Verteidigungsketten. Das Prager Hausregiment Nr. 28 ging mit 1.400 Mann geschlossen zu den Russen über. Und Przemysl war weiter entfernt denn je.

Aber dennoch vollzog sich in dieser fast aussichtslosen Lage neuerlich ein Wunder. Weiter östlich gewannen die Truppen der Armeegruppe Karl Freiherr von Pflanzer-Baltin in der Südukraine ohne besondere Schwierigkeiten immer mehr Terrain und eroberten die Städte Czernowitz, Kolomea und Stanislawów zurück. Dort, in der österreichischen Bukowina, mussten die Russen wiederum befürchten, in der Flanke angefallen zu werden und einem Vorstoss der Österreicher geradewegs nach Przemysl nicht standhaften zu können. In grosser Eile wurde daher eine neugebildete russische Armee in Bewegung gesetzt. So geriet alles wieder zum Stellungskrieg. Wer noch lebte, fror sich durch die letzten Winterwochen hindurch. Am 8. März 1915 verhinderte überdies noch ein grässlicher Schneesturm jedes weitere Vorgehen.

Erst jetzt war auch das Schicksal der Kämpfer von Przemysl besiegelt. Von den Russen unbesiegt, aber durch den Hunger bezwungen – wie es offiziell hiess –, entschloss sich der Festungskommandant Hermann von Kusmanek zu einem Ausbruchversuch mit seinen 120.000 Österreichern. «Des Allmächtigen Schutz sei mit Euch», telegraphierte Franz Joseph.

Es kam, wie es vorherzusehen war. Die Österreicher hätten sich ja rund hundert Kilometer weit zu ihren Kameraden durchschlagen müssen. Eine pure Unmöglichkeit. So war bereits nach einem Tag der Ausbruchversuch gescheitert. 117.000 Mann gingen in Gefangenschaft. Und viele von ihnen sollten erst Jahre später, inmitten der Wirren der russischen Revolution, zurückkehren. Der Grossteil freilich überlebte in den schon damals grau-sam-grauenhaften Kriegsgefangenenlagern im Ural und weiter östlich nicht.

Jetzt wurden weitere russische Truppen für den Druck auf die Österreicher in den Karpaten frei. Eine Katastrophe bahnte sich an. Am 1. April fielen die Karpatenhöhen, und es war eine Frage der Zeit, bis die ersten Russen in Nordungarn auftauchen würden. Bis zu diesem Zeitpunkt waren rund 700.000 Österreicher im Karpatenwinter ausgefallen und das ganze Kronland Galizien in



K. u. k. Brigadestab, Polen,  
1915



Oben: Rückzug, Uszoker-Pass, Karpaten, 1915

Rechte Seite oben: In der Festungsstadt Przemyśl, 1915

Links: Die Fronten im «Karpatenwinter», 1914/1915

Unten links: Tauwetter in den Karpaten, 1915

Unten rechts: Przemyśl,

1915

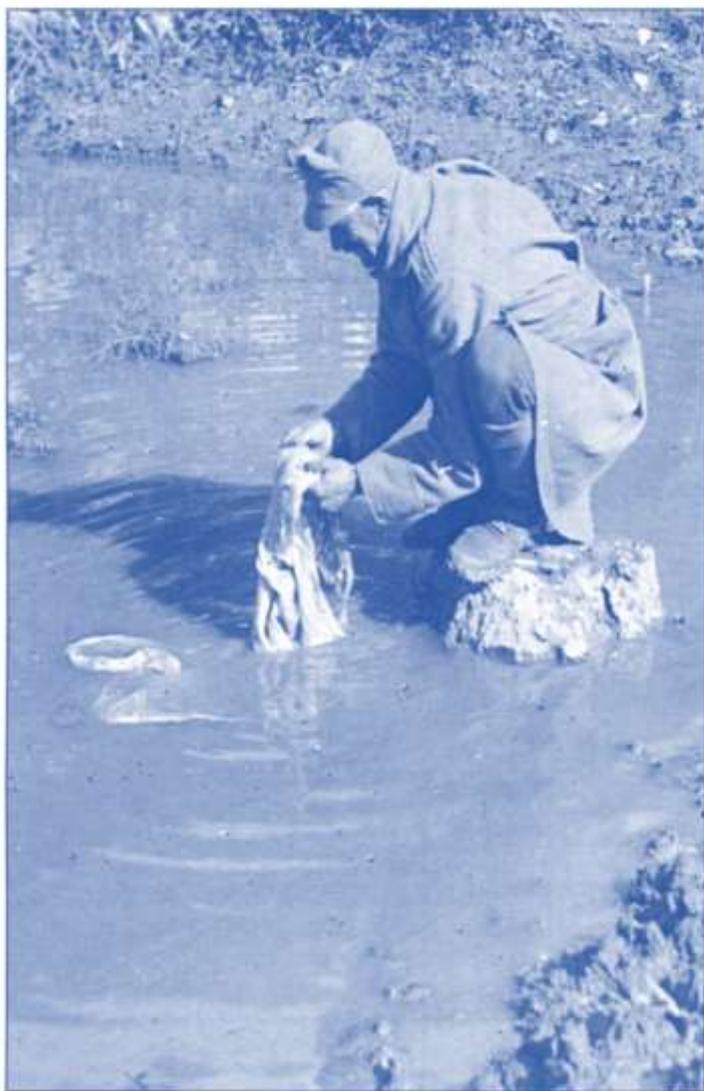


Feindeshand.

Nun konnte man auch in der Heimat die Katastrophe nicht mehr vertuschen.

In die Hiobsmeldungen von der Nordostfront mischten sich düstere Berichte der österreichischen Diplomaten. Was viele Vorausblickende befürchtet hatten, war eingetreten: Die Italiener hielten den Zeitpunkt für richtig, nunmehr aktiv zu werden. Aus ihrem Blickwinkel war eine Niederlage Österreichs nur mehr eine Frage weniger Wochen. Wenn nicht jetzt, wann denn sollten sie sich einen Anteil an der Beute holen? Eine dritte Front würde sich Österreich-Ungarn gar nicht leisten können, spekulierte man in Rom.

Prompt fielen zuerst einmal die deutschen Diplomaten um. Aufgeregt riet der Botschafter Kaiser Wilhelms den Österreichern, sich gefälligst durch einen sofortigen Gebietsverzicht die Neutralität der Italiener zu erkaufen.



Und da war noch etwas: Italien hatte einen Verbündeten am Balkan – Rumänien. Die Deutschen fürchteten (mit Recht) einen Kriegseintritt auch dieses Landes.

Man stelle sich die Lage also vor: Über Nacht drohten für Österreich entlang seiner Grenzen gleich zwei neue Fronten, während der Durchbruch der Russen unmittelbar bevorstand. Ergo entschied man zuerst einmal geschockt in Wien, den Italienern Welschtirol – also das Trentino zwischen Idro- und Gardasee im Westen sowie den Grossteil der Dolomiten – abzutreten. Was die Italiener aber nur noch hungriger machte. Am 10. April forderten sie auch noch alle anderen Gebiete mit italienisch sprechender Bevölkerung und zusätzlich sogar einen Teil des deutschsprachigen Südtirols.

Was man in Wien ahnte, aber nicht wusste, geschah am 26. April. An diesem Tag unterzeichneten die Vertreter Italiens in London einen Vertrag, der im Falle eines Kriegseintritts dem Königreich die Brennergrenze ebenso versprach wie die Stadt Triest und das istrische Küstenland.

In Italien fanden jetzt laufend nationalistische Kundgebungen statt und man verspottete die Österreicher unter ihrem alten, «vertrottelten» Kaiser.

Fieberhaft rüstete man die Armee aus und die ersten Lieferungen von Kriegsmaterial durch die Alliierten setzten ein.

Italiens Öffentlichkeit wollte Revanche: Für die angeblichen Greuel der österreichischen Besetzung Oberitaliens ein Jahrhundert zuvor, für die Niederlagen bei Novara 1849, bei Custoza und Lissa 1866, für die Behandlung der Landsleute unter dem schrecklichen österreichischen «Joch». Kurzum: «Einen Krieg zur Verteidigung der Kultur gegen die Barbarei.»

Eine Million Mann stand in vier Armeen in kürzester Zeit unter Waffen; 1.800 schwere Geschütze schätzte das AOK; und eine besonders beachtliche Luftflotte konnte eine Gefahr für jeden Gegner abgeben.

Nichts wusste man in diesem Frühjahr 1915 über die Eigenschaften der italienischen Soldaten; aus früheren Erfahrungen kannte man sie als fanatische, wenngleich nicht sehr ausdauernde und zu Stimmungsschwankungen neigende Truppen. Würde man mit ihnen ebenso leichtes Spiel haben wie die österreichischen Heerführer fünfzig und hundert Jahre vorher?

Man muss sich vor Augen führen, wie aus österreichi-

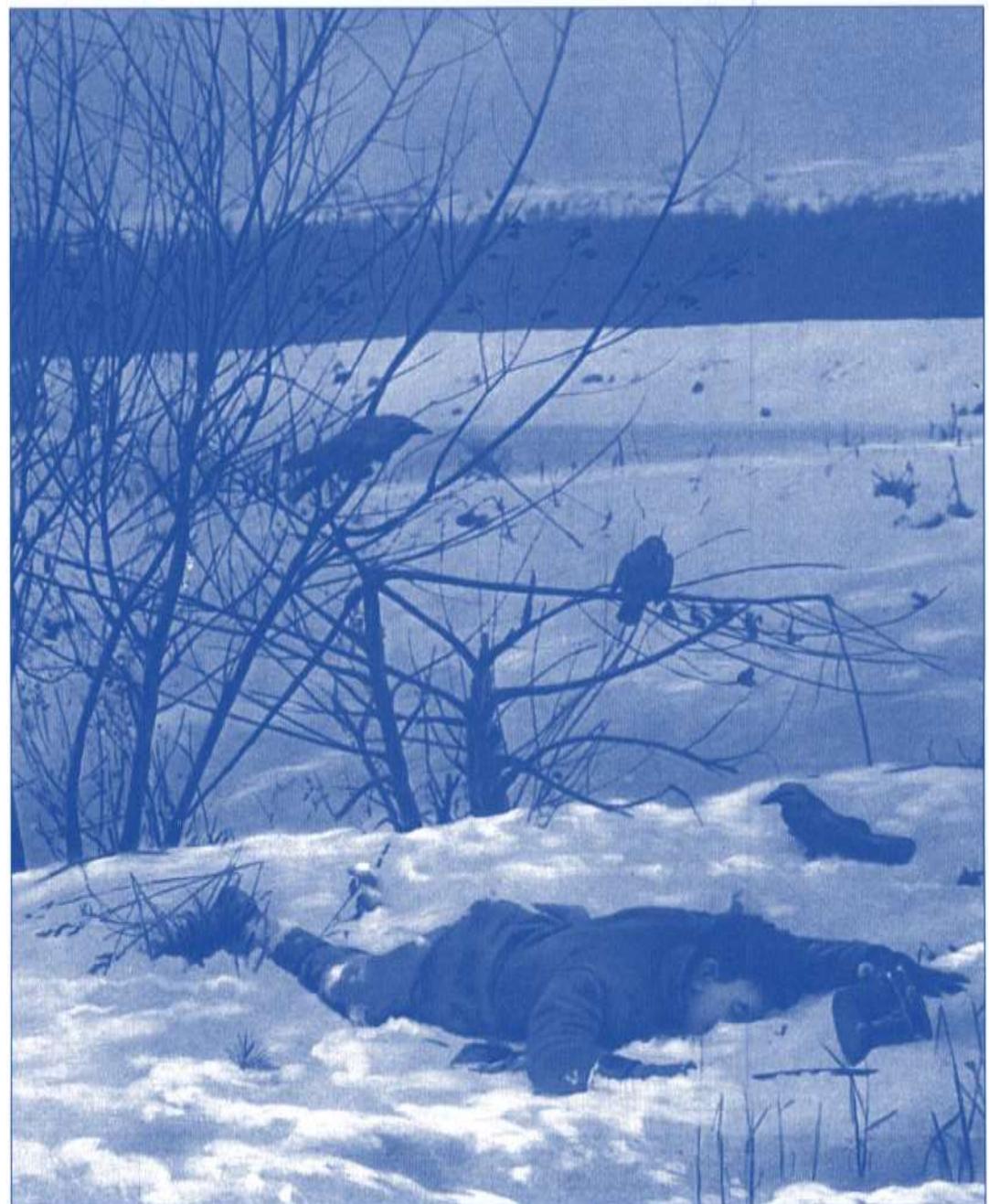
*Feldwebel Zwirngraf übernahm das Kommando, arbeitete sich bis zum feindlichen Graben vor, musste aber dort halt machen, weil österreichische Artillerie gemäss der trefflichen Organisation des Angriffs in ihre Reihen schoss. Vor sich die Russen, hinter sich die toten Kameraden und die stöhnenden Verwundeten, über sich die zerplatzenden Schrapnells der eigenen und der feindlichen Geschütze, so lagen sie flach, mit dem Gesicht im Dreck, im Kampf um das heissgeliebte Vaterland. Der Gefreite Kumpf betete laut ein Vater unser nach dem andern, der Infanterist Einfell weinte haltlos ins kotige Gras, das ihm um die Wangen strich. Feldwebel Zwirngraf schrie sie an, sie sollten das Maul halten. Der Gefreite brüllte durch den Lärm der Explosionen zurück: «Da kumma ma nimma aussa! Hast den Leichtfried gsegn? Der ist jetzen scho hin! Die Haxen is a Gaatschl!» «Nimm di zamm!», heulte der Feldwebel. «Leck marn Arsch! I bin ka Held – i bin a Tischlergsell!»*

*Eine Kugel kommt geflogen, gilt sie mir oder gilt sie dir?  
Es war keine Kugel, sondern eine russische 18-cm-Granate.  
Sie schlug dort ein, wo der Tischlergeselle lag.  
Ihn hat es weggerissen, er Hegt zu meinen Füissen.  
Es riss ihn nicht weg, es zerriss ihn in handtellergrosse Fetzen,  
so dass er nirgends liegen konnte, und schon gar nicht bei den Füissen des Feldwebels Zwirngraf, die in einem Wasserloch steckten,  
während der Rumpff etwa zwei Meter abseits verblutete. Den Infanteristen Einfell hatte der Luftdruck aus der Uniform gepresst;  
der nackte Leichnam hing an einem spanischen Reiter wie an einem Kreuz.  
Als wär's ein Stück von mir.  
Ein Stück?  
Meine Seele.*

*Fritz Habeck, «Der Ritt auf dem Tiger»*



Gräber in Galizien, 1915



Das Ende in den  
Karpaten, 1915



scher Sicht bisher fast alles schiefgegangen war: Nicht einmal ein Jahr war seit dem Attentat von Sarajevo verstrichen. Und statt einem einzigen Gegner, nämlich Serbien, stand man nun mit halb Europa in einem Weltkrieg. Für die nächste Zeit war auch von den Deutschen keine Hilfe zu erwarten. Deren Offensive war in Frankreich an der Marne steckengeblieben und seither verbluteten die besten Regimenter des Deutschen Kaisers zwischen Ärmelkanal und Elsass.

Man kann die Stimmung in Wien, Budapest, Prag oder Triest auf einen einfachen Nenner bringen: total verzweifelt. Das Ende schien in der Tat nahe. Ein Abschnüren Österreich-Ungarns vom Seeweg in der Adria, eine Offensive der Russen über die Karpaten ins Herz der Monarchie, ja ein denkbarer Verlust in Bosnien und der Herzegowina am Balkan standen nahe bevor. Die Spitäler waren voller Verwundeter, das Auffüllen der Armeen mit Reservisten und Landsturmmännern vollzog sich äusserst zäh und die Kriegswirtschaft litt bereits unter akutem Rohstoffmangel. Immer mehr Frauen waren zu Witwen geworden, immer mehr mussten die eingerückten Männer in den Fabriken ersetzen.

Aber gerade jetzt, in dieser fürchterlichen Notsituation, erwies sich eine österreichische Nationaleigenschaft als entscheidend: die Improvisationsgabe und die Zähigkeit im Unglück. Diese alte Tugend hatte sich ja in der Geschichte immer wieder erwiesen. Die Österreicher hatten ihre grossen Stunden ja nie durch und im Sieg, sondern in der Niederlage, im Durchhalten, in der Organisation des Rückzugs.

Aber noch etwas kam jetzt, 1915, dazu. Just in dieser

Entscheidungsstunde standen die Nationalitäten erstaunlich geschlossen hinter dem Kaiserhaus. Obwohl unmittelbar bedroht, war es etwa Ungarns Ministerpräsident Tisza, der den Kaiser auch in Italien zum Hartbleiben aufforderte. Politiker aus allen Teilen der Monarchie wandten sich fast unisono gegen einen Separatfrieden oder freiwillige Gebietsabtretungen.

Psychologisch war es dabei der «Verrat» Italiens, der die ‚Jetzt-erst-recht«-Stimmung begründete. Die «Niedertracht» der «Welschen» liess den Nationalitätenzank über Nacht verstummen. Und da war noch etwas: man wollte den arroganten Deutschen im Reich endlich zeigen, dass man sich sehr wohl bewähren könnte und wollte, kurz: dass man nicht jener «Leichnam» war, als den die Deutschen die Österreicher gerade nach diesem Katastrophenwinter ansahen.

Jetzt fühlte sich paradoxerweise auch Conrad bestätigt. Er hatte den Deutschen immer geraten, zuerst gemeinsam gegen die Russen anzutreten. So wäre es nicht zu der Katastrophe in Galizien gekommen – aber auch nicht zum Versagen der deutschen Heeresleitung an der Marne. Immerhin überraschte das kleine Männchen mit dem immer heller werdenden Schnurrbart den deutschen Generalstab mit einem glänzenden taktischen Plan. Er, der seine Männer noch kürzlich in ein wahn sinniges Abenteuer getrieben hatte, wollte den wunden Punkt der Russen an der Ostfront gefunden haben – und mit einer gemeinsamen Offensive das Kriegsglück schlagartig wenden.



Oben: Russische Gefangene, k. u. k. Soldaten, Bukowina, 1915

Linke Seite oben:  
Rückmarsch nach Ungarn, 1915

Unten: Einer von  
Tausenden, Karpaten, 1915



# «Conferenciers» gegen «Kannibalen»

Hinter dem Meinungsumschwung, diesem «Lernen aus der Katastrophe», stand freilich bereits ein gewisses System: die Kriegspropaganda. Und sie beeinflusste sowohl die Soldaten im Feld als auch die Menschen im Hinterland von Tag zu Tag mehr.

Im Sommer 1914 war in Wien das sogenannte Kriegspressequartier (KPQ) begründet und dem Generalmajor Maximilian von Hoen, einem eleganten, charmanten und ganz und gar kakanischen Offizier unterstellt worden, der zeitweilig ein «unentbehrlicher Conferencier» war: Zuerst amtierte Hoen mit ganz wenigen Hilfskräften in den Wiener Hotels «Spinne» und «Tegetthoff», was die Behauptung, die Kriegsbegeisterung der ersten Tage im Juli 1914 wäre eine von einer offiziellen Propagandazentrale gesteuerte Euphorie gewesen, in das Reich der Fabel verbannt. Hoen bemühte sich allerdings sogleich um ausländische Berichterstatter, die er persönlich in Wien betreute. Dann, im August, übersiedelte das KPQ nach Galizien, wo man die Korrespondenten aus dem In- und Ausland aufs Erste gewissermassen internierte. Sie wurden nämlich von der eigentlichen Front absichtlich abgeschnitten und erfuhren bald weniger als ihre Kollegen, die in Wien geblieben waren. Nicht einmal ins Armeekommando liess man die Frontjournalisten, sondern speiste sie mit frisierten Berichten der Heeresleitung ab. Nur so erklärt sich auch die falsche, jedenfalls aber mangelhafte Darstellung der ersten Niederlagen gegen die Russen. In den Zeitungen der Monarchie las sich immer alles als «Vormarsch», als «Abweisung feindlicher Angriffe» und «hinhaltender Widerstand».

Erst nach und nach erwiesen sich feinfühligere Leser als Detektive: «Vormarsch» bedeutete auch Verlegung, «Abweisung feindlicher Angriffe» hohe eigene Verluste, «hinhaltender Widerstand» schlichter Rückzug. Überdies walteten bei den Zeitungen der Monarchie Zensurbeamte ihres Amtes. Berichtet durfte nichts werden, was Beunruhigung auslöste oder die Zuversicht untergrub; direkte Angaben über die Stellung einzelner Truppenteile waren verboten; Schätzungen über Verluste untersagt. Deshalb fanden sich auch in «loyalen» Zeitungen zahllose weisse Flecken, die von der Zensur veranlasst waren; bald eine Alltäglichkeit im Kriegesallerlei.

Dennoch wurde die Zensur durch das KPQ nicht schikanös, sondern liberal gehandhabt. Und bald begriff überdies Hoen, dass durch laufende «Richtlinien» an die Presse mehr zu erreichen war als durch direkte Eingriffe. Der vorausseilende Gehorsam der Journalisten funktionierte ganz gut. Bald hielten sich die Zeitungen auch an die geheime Regel, keine strategischen oder operativen Betrachtungen anzustellen. Jubelkommentare waren willkommen, Spekulationen überflüssig.

Hoen – und später sein Nachfolger Oberst Wilhelm Eisner-Buba – begründeten aber auch eine sogenannte Kunstgruppe und eine Propagandatruppe, in denen Künstler und Literaten zusammengefasst wurden. Für viele bedeutete eine Tätigkeit im KPQ die Rettung vom Frontdienst und einen relativ gemütlichen Platz zum Überdauern der harten Zeit. Um das Ganze zu camouflieren, wurden allein bis Mai 1917 26 Ausstellungen in

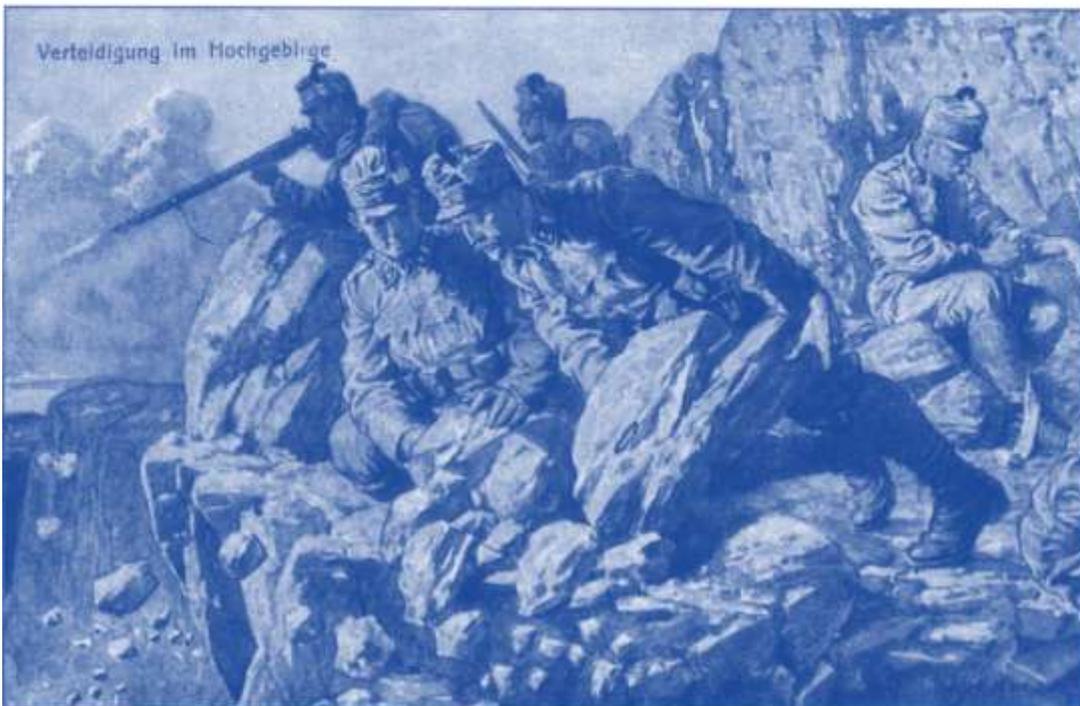
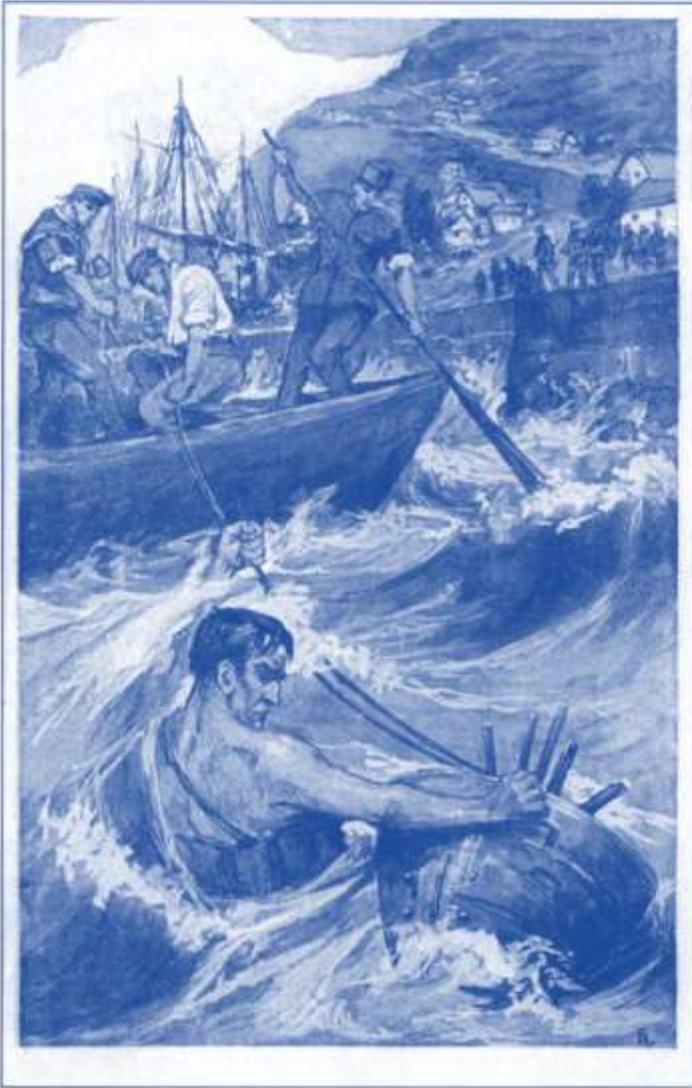


Oben: Offiziere des k. u. k. Kriegspressequartiers (zweiter von links Generalmajor Hoen), Berlin, 1915

Unten: Die «Kunstgruppe», Wien, 1916



der Monarchie, bei den Verbündeten und im neutralen Ausland durch das KPQ organisiert; es gab Zeitschriften, in denen die Literaten arbeiten konnten, sowie eine eigene Photo- und Filmstelle, die gleichfalls mit Künstlern eng zusammenarbeitete. Angehörige des KPQ trugen teils Uniform, teils auch Zivil mit Armbinden. Da wirkten in der Zeitschriftenabteilung Stefan Zweig und Franz Theodor Csokor in einer vom KPQ herausgegebenen Zeitschrift «Donauland» – ebenso Hugo von Hofmannsthal, Walter von Molo und Alexander Roda-Roda; Franz Molnar war Kriegsberichterstatler, Egon Erwin Kisch, Franz Blei, Franz Karl Ginzkey, Rainer Maria Rilke, Felix Salten und Peter Altenberg lieferten Propagandaartikel. Librettisten wie jener des «Walzertraums», Felix Dörmann, waren Mitarbeiter der «Österreichisch- Ungarischen Kriegskorrespondenz»; Franz Werfel wurde im Einvernehmen mit dem Aussenministerium sogar in die neutrale Schweiz auf eine Vortragstournee geschickt. Man schaltete auch norwegische, schwedische und holländische Literaten ein – unter ihnen Sven Hedin und Jan Fabricius. Dazu kamen rund 160 Maler und Bildhauer, die das KPQ freigeboxt hatte. Sie kolorierten Postkarten, entwarfen Plakate, waren als Photographen eingesetzt und organisierten Ausstellungen. So kamen Pazifisten und sogar Gegner der Monarchie einigermaßen ungeschoren durch die Kriegsjahre, die Nachwelt aber auch zu höchst eigenwilligen und hochwertigen Zeugnissen künstlerischen Schaffens des ausgehenden Jugendstils und des Expressionismus.



Kolorierte Postkarten und  
Propagandamaterial,  
1914—1918

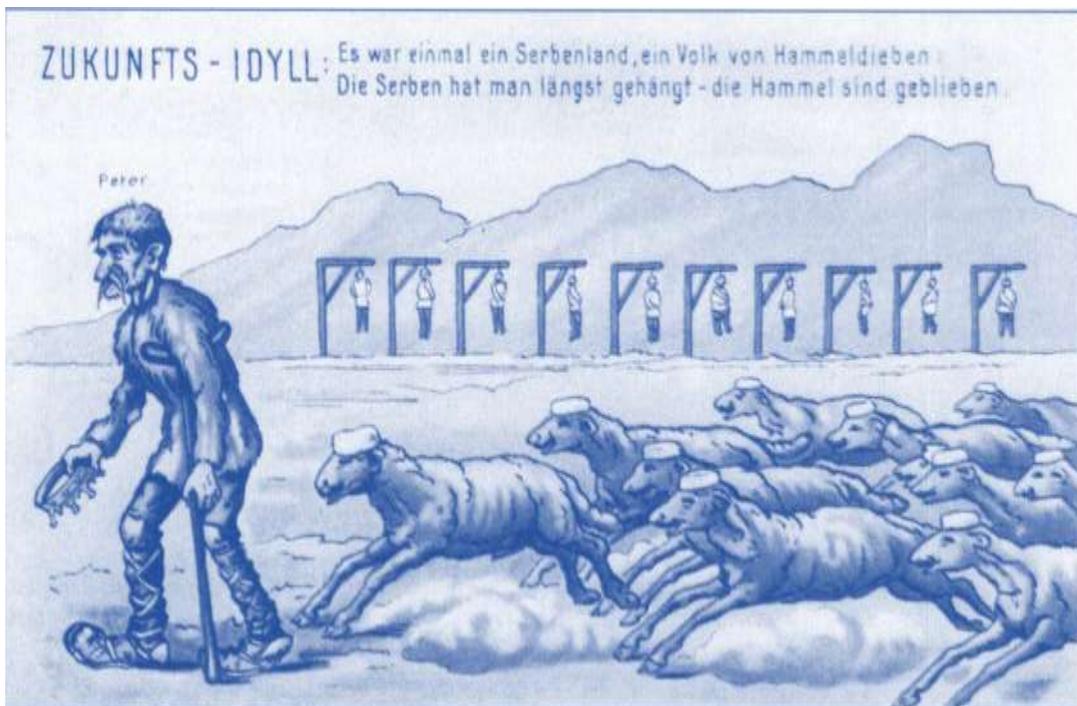




Links: Ausstellung, an der Mitglieder der Sezession, des Künstlerhauses, des Hagenbundes und der Klimt-Gruppe teilnahmen, Wien 1916

Rechts: Antiitalienisches Plakat, 1915

Rechts aussen: Postkarte aus Tirol, 1916



Links: Antiserbische Propagandazeichnung, 1916



Der Truppe um Hoen gelang es nun tatsächlich 1915, die Wut gegen den «Treuebruch» Italiens, für den es «kein Beispiel in der Geschichte gib» (so die «Reichspost»), zu einer patriotischen Hysterie zu steigern und gleichzeitig auch die anderen Gegner zu denunzieren. Die hintergründige Psychologie ging dabei davon aus, den Österreichern zweierlei einzureden:

- Die Russen seien Feinde jeglicher Zivilisation, neue «Tartaren» und «Barbaren», gegen die Österreich-Ungarn als «Bollwerk des Okzidents gegen den Orient» in einem Überlebenskampf stehe.
- Die Italiener wiederum wären verachtenswerte falsche Feiglinge, hinterlistige Lügner – kurz: Charakterschweine.

Eine Flut gehässigster, übelster Polemik und Hetze wurde freilich nicht nur von den Männern im Kriegspressequartier, sondern selbständig von unzähligen patriotischen Vereinigungen, Vereinen und Organisationen produziert. Und die populären Zeitungen machten bei der Verhetzung auch bieder mit. Gezielte Desinforma-

tionen des KPQ zeigten gleichfalls Wirkung: Da wurde im April 1915 ein sogenanntes Rotbuch produziert, in dem unglaublichste Greuelthaten der Russen verzeichnet waren. Da war die Rede von Vergewaltigungen unter der Zivilbevölkerung, Massakrierung Gefangener, Folterung von «Spionen»; das Bild vom russischen Untermenschentum wurde geradezu lustvoll hochgezeichnet. Die «Reichspost», das christlich-soziale Organ, sprach vom «Volk der Kannibalen, das über uns hereingebrochen ist», vom «Ausbund der Hölle», das Gefangenen die Zunge herausschneide, und fragte rhetorisch, «ob das die allslawischen Erretter sind, die unseren österreichischen Slawen Freiheit und Kultur bringen wollen». Ganz ähnlich die Tonart, in der es gegen die Italiener ging: auf einem Partezettel begrub man die Italiener auf der Friedhofsabteilung «für Ehrlose»; die «tückischen Welschen» und der «Judas» wurden neben dem traditionellen Schimpfwort «Katzelmacher» zu Synonymen für den neuen Gegner. Das gab trefflich den Hintergrund des tatsächlichen Umschwungs in der Stimmung ab. Natur-

lich hatten nicht nur die Offiziere an der Front und die hohen Herrschaften in der Hofburg begriffen, welche fürchterlichen Niederlagen die Monarchie im Karpatenwinter eingesteckt hatte; das Kriegspressearchiv hatte seinerseits am 24. April 1915 eine Karte vom nördlichen Kriegsschauplatz freigegeben, in der der Verlust Galiziens für jeden Leser ersichtlich war. Und ausserdem wurden jetzt im Hinterland Brotkarten ausgegeben. Die «Arbeiter-Zeitung» war zu einer Anti-Kriegseinstellung zurückgekehrt – in dem sozialdemokratischen Organ sprach man nicht mehr vom Sieg, sondern vom Frieden als Ziel der Politik der Monarchie.

Aber nun, nach Italiens «Raubüberfall», war alles wieder voll von Pathos. Die zweite Kriegsanleihe wurde ein grosser Erfolg und die diversen Sammlungen wiesen schöne Ergebnisse auf. Die «Jetzt-erst-recht»-Stimmung registrierten sogar die Auslandsberichtersteller. Das «Berner Tagblatt» berichtete in diesen Tagen, dass «Wien, dieses kleinstmütige, rasonierende, erschreckte und verzagte Wien wie in Friedenszeit seinen Kopf jetzt steifer im Nacken trägt»; und dass sich die österreichische Industrie «mit einer Fixigkeit, die erstaunt und befremdet, dem Krieg assimiliert» habe. «Mit dem Blute der Schlachtfelder kittet sich Österreichs Einheit», bramarbasierte erklärend die «Reichspost» – und: «Noch nie ist der wahre Inhalt des Begriffes ‚Heimat‘ so unmittelbar urkräftig erlebt worden wie jetzt.» Der «österreichische Kulturmensch» stand plötzlich als «Übermensch» da.

Leicht wollte man auch den Handelsbilanzüberschuss verkraften, den die Monarchie gegenüber Italien in der Grössenordnung von fast 50 Millionen Kronen hatte; und im Übrigen hoffte man auf deutsche Hilfe, wenn gleich sich bald die Ernüchterung einstellen sollte, dass die deutsche Heeresleitung keinesfalls bereit war, die italienische Front auch nur mit einem einzigen Soldaten zu stärken. Dort musste Österreich, ob es wollte oder nicht, allein die Last der Verteidigung tragen. Bloss: woher die Soldaten?

Bis zum Frühjahr 1915 waren mehr als zwei Millionen Männer tot, verwundet, krank oder in Gefangenschaft geraten; der letzte Rekrutenjahrgang im Frieden hatte 335.000 Taugliche gebracht, jetzt konnten die Rekrutierungskommissionen monatlich ein Marschbataillon je Regiment auffüllen – das machte zusammen maximal

200.000 Mann aus. Manche Divisionen waren jedenfalls auf 3.000 Gewehre zusammenschmolzen, während sie 12.000 umfassen sollten. Schon im Oktober 1914 hatte man überdies den Jahrgang 1915 gemustert und eingezogen. Jetzt konnte man nicht anders, als die Landsturmpflicht bis auf das 50. Lebensjahr auszudehnen. Wer nur leicht verwundet war, wurde rasch wieder in Marsch gesetzt.

Auf diese Weise kamen jedenfalls bis zum Sommer 1915 über 20.000 Offiziere und rund 650.000 Mann neuerlich zum Fronteinsatz.

Erstaunlich jedenfalls ist, dass sich der Generalstabschef nun gewissermassen mit dem Mut der Verzweiflung einen zunächst wohl mit Recht als «verrückt» abqualifizierten Plan zurechtlegte: Conrad erklärte nämlich die Italienfront – entgegen allen vernünftigen Erwartungen – für zweitrangig und schlug dem Deutschen Generalstabschef Erich von Falkenhayn einen neuen, riesenhaft dimensionierten Vorstoss in Polen vor. Eine riesige Zange sollte von Ostpreussen (im Norden des heutigen Polen) bis zum Süden in Galizien reichen und die ganze russische Armee umfassen. Deutsche und Österreicher sollten sodann im «wunden Punkt» der Russen im Raum Tarnow-Gorlice durchbrechen.

Conrad war, keine Frage, der Vater dieser Idee; und erstaunlicherweise akzeptierte Falkenhayn die Konzeption, bestand aber auf der Detailplanung durch die deutschen Kommandostellen sowie auf dem deutschen Oberbefehl in der Person des preussischen Generaloberst August von Mackensen.

Den Österreichern blieb nichts übrig, als die Bedingung der Deutschen zu akzeptieren, sicherten diese doch zu, eine eigene 11. Armee aufzustellen, die wiederum von den österreichischen Eisenbahnoffizieren in einer organisatorischen Meisterleistung und innerhalb weniger Tage mit über 500 Zügen zu ihren Ausgangsstellen gebracht werden sollte. Umso kränkender empfand es Conrad, dass später der Ruhm des Erfolges nicht ihm, sondern Falkenhayn und Mackensen zufiel, nachdem Kaiser Wilhelm ihn vor aller Welt bloss «als mitlaufende Nebenperson» (Conrad) hingestellt hatte.

Wie auch immer: Mit dem Feuer aus tausend Geschützen griffen am 2. Mai 1915 die deutsche 11. Armee und zwei österreichisch-ungarische Infanteriedivisionen mit



Oben: Schützengraben

Unten: Angriff eines k. u. k. Infanterieregimentes





"All the News That's  
Fit to Print"

# The New York Times.

THE WEATHER

Forecast for the City of New York and Vicinity  
 for the 24 hours ending 12:00 P. M., May 7, 1918  
 Partly cloudy, with light to moderate  
 breeze from the west. Temperature  
 50 to 60.

VOL. LXXV...NO. 21,222

NEW YORK, FRIDAY, MAY 7, 1918—TWENTY-TWO PAGES.

ONE CENT

## RUSSIANS ARE BEATEN, LOSE TARNOW; RETREATING FROM MOUNTAIN PASSES; AUSTRO-GERMAN ARMY SWEEPING ON

Three Rivers Crossed and  
Gorlice, Jaslo and  
Dukla Also Taken.

MAY CAPTURE FLEEING ARMY

High Mountain That Protected  
Great Base at Tarnow  
Taken by Storm.

LINE SMASHED BY NEW GUNS

### German Armies Operating on a Scale Unparalleled in the History of War

LONDON, May 6.—The Germans, in consort with their Austrian allies, are putting forth an effort, the extent of which has never been approached in the history of war. Throughout virtually the whole length of the eastern front they are engaged with the Russians, while in the west, in addition to their attacks around Ypres, they are on the offensive at many points. At other points they are being attacked by the French, British, and Belgians.

Far up in the Russian Baltic Provinces, heretofore untouched by the war, the Germans are attempting to advance toward Libau and Riga. On the East Prussian frontier they are engaged in a series of battles, and with a big gun are bombarding at long range, as they did Dunkirk, the Russian fortress of Grodno. In Central Poland they have had to defend themselves against a Russian attack. In Western Galicia they are attacking with all their strength the Russian flank and compelling the Russians to abandon the Carpathian passes

the; in Galicia, and in Belgium indicate that German forces are taking the offensive on a large scale, and that greater events are to be expected.

Further developments in Galicia are awaited with breathless interest, as it is believed that the events on this section of the front may give a decisive turn to the entire Eastern campaign. The view held here is that the whole Russian position in the Carpathians has now become precarious.

The operations of the Austro-German force which is now threatening the Russian lines between the Danube and Isala Rivers is regarded as a first-class performance, from a German military standpoint, particularly as it is the result of a frontal attack against strongly fortified positions.

The Austrians crossed the Danube near its confluence with the Vistula, although the Russians were strongly protected behind a dike on the eastern bank.

The Austrians, behind a dike on the west shore, advanced pontoons by night, cutting through the dike and demolishing the pontoons along high roads along the shore. They refilled and reloaded the gut each night. In this way a sufficient number of pontoons was concealed in three nights for effecting a crossing of the river. When these preparations had been completed a terrific artillery bombardment enabled the Austrians to bridge the stream with comparatively little loss. The Austro-German attack near Gorlice is described as an unparalleled artillery performance. The Russians believed their position to be absolutely impregnable. The artillery of the allies, from 42 equidistant guns, completely overwhelmed the Russians; however, that the Austro-German infantry was able to take the opposing positions at the first rush.

Attack on the Nida a Blid. These operations were aided by a heavy bombardment of the Russian positions along the Nida River last week; the Germans and Austrians meanwhile



Oben: Vorstoss von k. u. k. Verbänden

Links: «The New York Times», 7. Mai 1915

weit mehr als 100.000 Mann an – und zwar dort, wo bei Gorlice die Front einen Vorsprung bildete und die Russen in der Flanke gepackt werden konnten. Gelang dort der Durchstoss, dann mussten sich die Russen beeilen, um sich aus den Karpaten abzusetzen und den Rückzug anzutreten.

Und tatsächlich: Der «Überfall» war fast perfekt. Die Russen rechneten mit allem, nur nicht mit diesem Kraftakt, der zwar von den Deutschen getragen wurde, in dem sich aber die wieder selbstbewussten Österreicher sehr rasch als harte Gegner entpuppten. Nun geht es Schlag auf Schlag: ganze russische Divisionen ergeben sich, weil sie von der Artillerie, darunter den mörderischen österreichischen Mörsern, völlig demoralisiert sind. Das österreichische Edelweisskorps nimmt die Höhen bei Tarnow ein und die 2. und 3. österreichisch-ungarische Armee drückt die Russen von den Karpatenhöhen zurück in die Ebene. Mitte Mai erreichen die Verbündeten

den San und die Österreicher beginnen – jetzt mit umgekehrten Vorzeichen – die Belagerung ihrer einstigen eigenen Festung, Przemysl. Sie fällt am 4. Juni. Die Russen lassen ungeheure Mengen an Material zurück, auch hier wandern Zehntausende in Gefangenschaft. Aber im Rückzug sind sie auch rücksichtslos konsequent: erstmals begreifen Deutsche und Österreicher, was «Verbrannte Erde» bedeutet. Die Dörfer sind verwüstet und leer, die Brunnen zerstört, die Vorräte vernichtet. Hunderttausende Zivilisten werden heimatlos. Es sind durchwegs Bauern; Polen, Ukrainer, Juden. Die deutschen und österreichischen Truppen erleben das Elend der einfachen Menschen, die zum Bauernopfer der Generalstäbler werden. Und in dieser bislang grössten Schlacht des Ersten Weltkrieges schafft das Flüchtlingsproblem eine zusätzliche Dimension der Unmenschlichkeit.

Pioniere leisten für die vormarschierenden Truppen ungeheure Arbeit: Überall werden Brücken errichtet, Schienen gelegt, Strassen durch Gefangene und zusammengedrückte Zivilisten hergestellt. Es zeigt sich neuerlich, dass die berühmte deutsche «Organisation» dem österreichischen Schlendrian überlegen ist. Mackensen treibt wie bei einem Uhrwerk die Räder der riesigen Kriegsmaschine an. Am 22. Juni ist auch Lemberg wieder zurück-



Miroslav  
Krleža

Der vor achtundvierzig Stunden angekündigte massive Gegenstoss gelang wirklich, und die Russen wurden im Morgengrauen mit grosser Wucht zurückgeworfen und auf beiden Flügeln umgangen. Fünf Bataillone Infanterie und einige Batterien wurden gefangengenommen, und Graf Maximilian Axelrode kam schon um halb zehn in Begleitung der Baronin Liechtenstein in seinem Wagen im Lazarett an. Zuerst fand eine grosse Untersuchung statt, wegen der Vergewaltigung der zwei deutschen Krankenschwestern. Um halb eins wurden sieben Russen, die vorher ihr eigenes Grab hatten ausschaufeln müssen, erschossen. Dann wurden dreihundertfünfzig Simulanten (die mit Trachomen behaftet gewesen waren, mit Scabies und Geschlechtskrankheiten), ferner Leute mit Streifschüssen und einige aus den Baracken für interne Krankheiten, deren Temperatur nicht über 38

Grad betrug, in den Kampf geworfen, so dass im Lazarett schon um halb eins die nüchterne Ordnung der Malteser wieder eingezogen war.

Um die Autorität der kaiserlichen Fahne und die so sehr korrumpierte Disziplin wiederherzustellen, befahl Graf Axelrode, dass der grosse Sieg der vergangenen Nacht mit einem Fackelzug gefeiert werden sollte. Alle Insassen des Lazarettts, ohne Unterschied, wurden angewiesen, an einer schwarz-gelben Fahne vorbeizumarschieren, und alle, die nicht gehen konnten, sollten von den Russen auf Bahren vorbeigetragen werden. Aber defilieren mussten sie alle. Und so geschah es auch.

(...)

Die Enkel der Männer, die 1848 auf den Barrikaden von Wien gefallen waren, die Söhne von Garibaldis Fahnenträgern, hussitische Gottesstreiter, Jelacics Grenzer, Kossuths ungarische Honveds zogen vorbei, verkrüppelt, humpelnd, verunstaltet, verbunden, amputiert, mit Stöcken, auf Wägelchen und Tragbahren, sie taumelten, stiessen einander an und schleppten einander – und dort stand eine grosse schwarz-gelbe Fahne, davor Graf Axelrode in Schwarz, geschmückt mit dem Malteserkreuz, hinter ihm Krankenschwestern mit dem Roten Kreuz und Ärzte, und alle sangen im Chor: «Gott erhalte!»

Miroslav Krleža, «Der kroatische Gott Mars»



Oben links: Einmarsch der siegreichen k. u. k. Truppen in Lublin, 1915.

Oben: Ein russischer Stadtkommandant ergibt sich den Österreichern, 1915

erobert und damit fast ganz Galizien wieder in österreichischem Besitz. Trotz grosser Hitze gehen die Deutschen auch von Ostpreussen aus gegen die Russen vor. Warschau, Lublin fallen, die k. u. k. Armeegruppe Kövess nimmt die Weichselfestung Iwangorod, das heutige Deblin. Und schliesslich fällt auch die Festung Brest. Ein Grossteil der heutigen Ukrainischen Sowjetrepublik wird – vor allem von den Österreichern – besetzt.

Bald erweist sich allerdings, dass die immens lange Front quer durch halb Europa Armeen nicht nur als Eroberer, sondern auch als Besetzer bindet. Noch war ja Russland nicht geschlagen, noch war mit einer neuen Offensive des zwar geschwächten, aber keinesfalls vernichteten Zarenheeres zu rechnen.

Das alles bewies jetzt endgültig: die Technik wurde zum Taktgeber für das Kriegführen. Erstmals hatte bei Gorlice der schnelle Transport von Truppen und Gerät durch Eisenbahnen den Ausschlag gegeben. Und Eisenbahnoffiziere entschieden nun neuerlich einen zweiten Wettlauf. Gelang es, alle verfügbaren österreichischen Einheiten rechtzeitig an die Italienfront zu bringen, um dem zu erwartenden Ansturm der ausgeruhten und noch kriegsbegeisterten italienischen Armeen zuvorzukom-

men – ganz abgesehen vom Problem des Material- und Provianttransportes?

Man muss bedenken, dass die Armeen im Jahre 1915 noch nicht über ein ausgebautes Telefonnetz, nicht über Funk verfügten; dass die Luftaufklärung unzulänglich und die Spionage dilettantisch war. Die Einschätzung des Gegners erfolgte eher intuitiv, und die Mobilisierung der eigenen Kräfte bedeutete ein schwieriges organisatorisches Unterfangen. Geradezu abenteuerlich war das alles in der österreichisch-ungarischen Monarchie angesichts des Sprachenbabels und der auch im Krieg komplizierten Armeebürokratie der beiden Reichshälften.

Deshalb musste sich auch die Armeeführung fragen, welche Massnahmen mit einem Minimum an Aufwand die sinnvollsten waren. Eine Korrektur einmal ausgesprochener Befehle war im Grunde unmöglich – und beim Aufmarsch gegen Italien konnte man sich keinesfalls mehr die Schnitzer erlauben, die im Hochsommer 1914 mit der A- und B-Staffel passiert waren.

Die Grenze der Habsburgermonarchie zum Königreich Italien verlief damals in einer Länge von ca. 750 Kilometern quer durch unzählige Täler, Höhen, Plateaus, Flüsse und Seen, ganz abgesehen von der Adria, die die dalmatinische Küste Österreich-Ungarns von jener Italiens trennte und in der die beiden Flottenverbände operierten. War es möglich oder überhaupt denkbar, das alles



Rechts:  
Die Südwestfront, Juni 1915

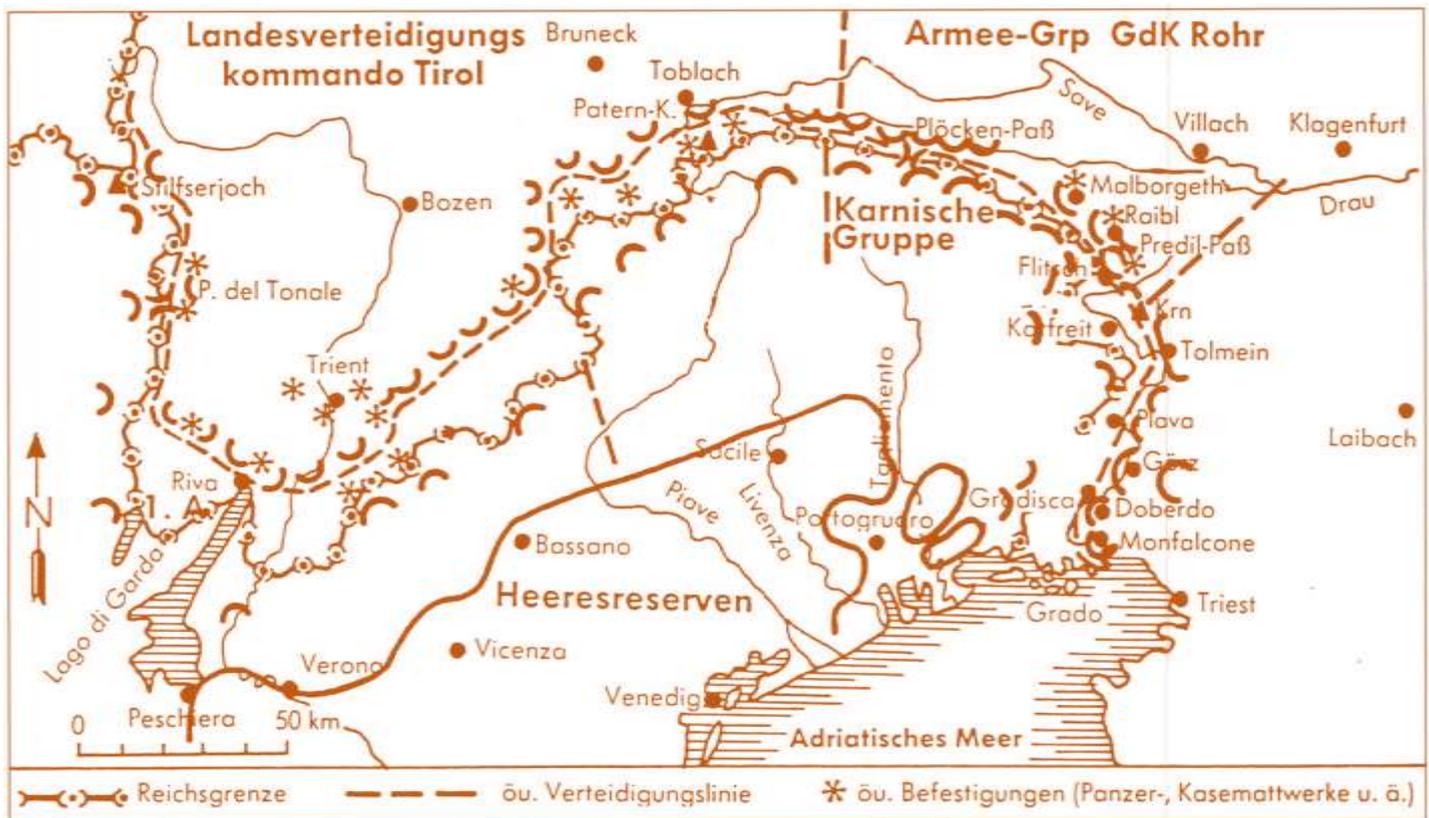
Die Angehörigen der auf österreichischer Seite kämpfenden «Ukrainischen Legion» Sofia Haleczka und Anna Dmyterko, 1915



Russische Kriegsgefangene bei Brest-Litowsk, 1915



Telegraphenzentrale in Polen, 1915



zu schützen? Und wo würden die Italiener zuerst angreifen?

Im Sommer 1914 hatte im italienischen Generalstab ein Wechsel stattgefunden. Luigi Graf Cadorna – aus einer traditionsreichen Offiziersfamilie stammend – war von König Vittorio Emanuele III. zum Nachfolger des Generals Pollio bestellt worden. Cadornas Grossvater hatte bereits gegen Feldmarschall Radetzky gekämpft, sein Onkel war 1870 durch die Porta Pia in Rom einmarschiert – eine legendäre Tat. Nun lag es an ihm, die richtige Entscheidung zu treffen. Der Verantwortliche für den Krieg gegen Österreich musste sich ergo vor allem überlegen, wo die Österreicher wohl die grösste Schwäche aufweisen würden.

Da gab es in Südtirol und Trient zahlreiche Festungen und Forts, von denen viele aus der Zeit vor 1866 stammten. Rund um den Gardasee und auf dem Hochplateau von Lavarone wiederum waren österreichische Waffenplätze angelegt und Kasematten sowie Panzerwerke errichtet worden. Ein Angriff bedeutete dort für die Italiener, durch die Täler und aus dem Hügelland gegen die Höhen der Dolomiten vorzustürmen und sich dem Feuer eben dieser Sperren auszusetzen. Andererseits musste Cadorna fürchten, dass die Österreicher von den Dolomitenhöhen herab hervorbrechen und in die dichtbevölkerte Poebene eindringen würden. Brescia, Verona, Vicenza, Bassano lagen in Entfernungen, die bei einem

plötzlichen österreichischen Vorstoss in kürzester Zeit besetzt werden würden.

Weiter östlich sprang die Grenze zurück, und Italien war im Besitz der weit nach Norden reichenden Täler der Flüsse Meduna, Piave und Tagliamento. Ein Vordringen über die Pässe rund um die Marmolata hätte die Italiener wiederum ins Zentrum von (Süd)tirol geführt. Noch weiter östlich verlief die Grenze hoch im Gebirge der Karnischen Alpen.

Schliesslich türmen sich dort, wo heute die Staatsgrenze zwischen Jugoslawien und Italien verläuft, gleichfalls Bergrücken von über 2.000 Meter Höhe auf – entlang dem Fluss Isonzo. Bis zum Meer wandeln die karstigen Höhen sich aber zum Hügelland, das dem Hafen Triest vorgelagert ist. Besonders bei der Stadt Görz (Gorizia) gibt es eine Senke, durch die man relativ problemlos nach Slowenien gelangt. Nun war es erstens ein zentrales Kriegsziel Italiens, Triest als italienische Stadt zu «befreien» – und zweitens konnte mit einem Vorstoss über den Isonzo in der Gegend von Görz eine nachhaltige Störung einer der wichtigsten Verkehrsadern der Donaumonarchie erfolgen.

Die Verbindung von Wien zum Meer und zum Kriegshafen Pola führt ja über Laibach; und eine Unterbindung hätte eine wesentliche Abschnürung Österreich-Ungarns bedeutet.

Nur aus diesem Grund ist zu erklären, dass Cadorna geradezu fixiert auf den Isonzo startete, den Fluss zum zen-

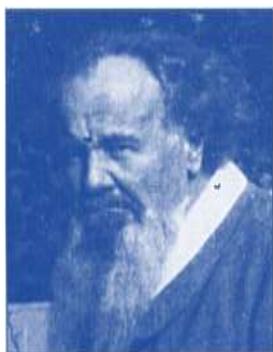
tralen Angriffspunkt erklärte und schliesslich sogar alle anderen Frontabschnitte vernachlässigte; und nur die geopolitischen Umstände machen es verständlich, warum Italien im Karst auch Hunderttausende Soldaten opferte.

In Wien und im Armeeoberkommando versuchte man sich in die Gedankengänge der Italiener hineinzusetzen. Und stellte sich instinktiv tatsächlich auf das Richtige ein. Für Österreich war ja, solange die Offensive in Galizien noch im vollen Gang war, nur ein Halten der italienischen Stellungen möglich, eine Defensivstrategie somit die einzig denkbare: O In Südtirol und Kärnten stand Franz Freiherr von Rohr mit besseren Wachmannschaften bereit, die jetzt durch Freiwillige nach der Tiroler Wehrverfassung ergänzt wurden. Dazu kamen Landstürmer, Stand- und Jungschützen. Blutjunge und Grauhaarige – wie der 76jährige Michael Senn aus Meran

als Ältester – stiegen im Sommer 1915 auf die Höhen hinauf, die die Dolomitenfront durchschnitten.

- Generalstabschef Conrad war aber klar, dass alles getan werden musste, um sich am Isonzo einzugraben. Was immer vorerst von den am Balkan stehenden Truppen entbehrlich war, wurde daher auch vom serbischen Kriegsschauplatz in den Karst westlich von Triest verlegt. In Görz wurde ein Divisionskommando eingerichtet und einer der erfolgreichsten Offiziere der Monarchie mit dem Oberbefehl betraut: Svetozar Boroevic, ein Kroat, der sich den Titel «Löwe vom Isonzo» erwerben sollte.

Und tatsächlich – die Italiener taten das, was das österreichische AOK erwartete: Sie konzentrierten ihre stärksten Kräfte in Friaul zwischen Adria und Udine, nachdem sie unmittelbar nach der Kriegserklärung zwecks Ablenkung zuerst Dolomitenstellungen berannt hatten. Die Drei Zinnen, die markanteste Erhebung der



Hermann  
Bahr

*Reg dich nicht auf, sagte Franz. «Und wozu?» «Es wär sicher klüger gewesen», erwiderte Ferdinand, «ich hätt mich nicht aufgeregt! Aber jetzt wird's mir weiter auch nicht mehr schaden. Damals in der Todesangst – denn das war's – erzähl's gefälligst nicht oder – erzähl's, erzähl's nur, bitte! Den möcht ich sehn, der draussen war, wirklich draussen, Leib an Leib mit diesem teuflischen Nichts, das nirgends ist, aber mit so grauenhafter Gewalt, den möcht ich sehn, der mir sagt, mir, er hätt nicht Angst gehabt! Heidenangst, Höllenangst, eine ganz gemeine Schandangst, dass man sich vor sich selber schämte, wenn nur noch etwas da wär von einem selbst!»*

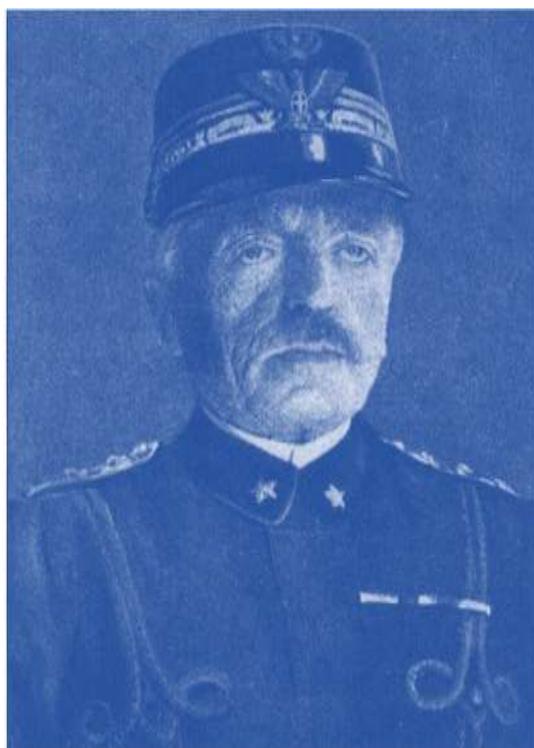
*«Ungemütlich!», sagte Franz mechanisch, bloss um etwas zu*

*sagen. Ihm wurden mit der Zeit diese Kriegspsychosen schon langweilig, aber der arme Kerl tat ihm leid. «Ungemütlich!», wiederholte Ferdinand. «Sehr richtig, man soll nicht übertreiben! Aber in dieser Ungemütlichkeit, siehst du, da kommt dann ein Augenblicke – du musst dir vorstellen: man hat den Magen flau, man hat Läuse, man is noch ganz taub, man weiss nicht, wird noch geschossen oder schießt's nur im Ohr fort, auch riecht's schlecht, ein Kamerad stirbt, ein anderer, verrückt geworden, lacht und singt, eine Schänd, so wenig Disziplin, kurz und gut: in der Tat ungemütlich im vollen Sinn des Wortes, recht ungemütlich, und siehst du, grad das aber, scheint's, braucht die Kanaille, die man is, denn grad dann, in solchen Augenblicken der höchsten Ungemütlichkeit, ja, da hat man sich dann plötzlich wieder! Seltsam ist das! Und ich möcht das doch nicht hergeben! Um nichts in der Welt möcht ich das Gefühl hergeben, das erlebt zu haben!»*

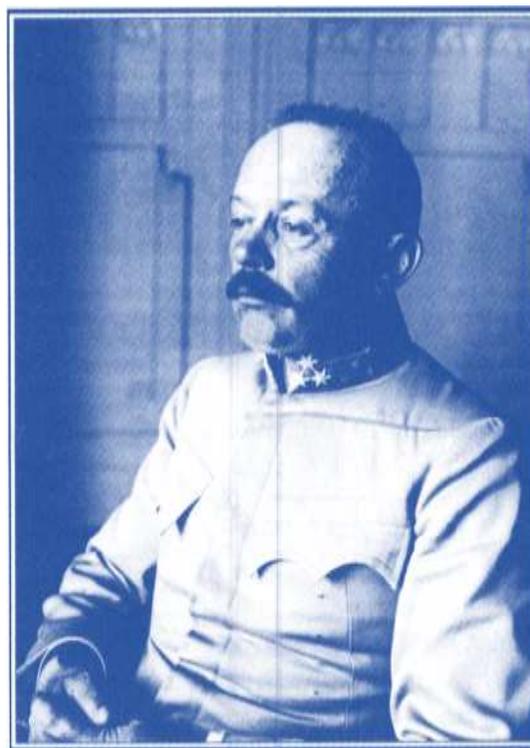
*Er blieb stehen und sah den schmucken Leutnant an, aber sein Blick ging über ihn weit hinweg, und der schmucke Leutnant wunderte sich: das hässliche Gesicht des Gefährten schien auf einmal beinahe schön.*

Hermann Bahr, «Die Rotte Korahs»

Rechts: Italiens Generalstabschef Luigi Cadorna, 1915



Rechts aussen: K. u. k. Feldmarschall Svetozar Boroevic, der «Löwe vom Isonzo», 1915



Südalpen, wurden zum Schauplatz erster blutiger Schiesereien – ein Vorgeschmack auf den Gebirgskrieg, der später hier noch toben sollte.

Der Isonzo – slowenisch Soca – ist ein freundlicher Gebirgsfluss, der von seinem Ursprung mit intensiver Blau- und Grünfärbung durch dicht bewaldetes Bergland zieht (und im Norden heute auf jugoslawischem Gebiet liegt); Triglav, Krn, Grintavec sind dort Berge von weit über 2.000 Metern. Weiter südlich werden die Höhenrücken entlang des Flusses niedriger, dafür aber immer karstiger. Das Kalkgestein ist sehr porös, wasserdurchlässig und vegetationsfeindlich; bei Geschosseinschlag zersplittert es und bewirkt, dass ein Hagel von kleinen und kleinsten Steinen auf die Umgebung niedergeht. Waren es die tiefe Erde, Schlamm und Matsch, die in Galizien den Österreichern hart zusetzten, so mussten nun völlig neue Techniken bei der Anlage von Sperr- und Verteidigungsanlagen im Kalk der Julischen Alpen angewandt werden. Man grub sich, so gut es ging, in vorhandene oder erst ausgebrochene Kavernen, Höhlen und sogenannte Dohnen ein, häufte rundum Steinmauern auf und verlegte Stacheldrahtverhaue. Ein grosses Problem wurde bald die Wassernot, weil besonders im Süden des Isonzo jeder Regentropfen blitzschnell im Gestein versickert. Der Fluss Timavo zum Beispiel hat einen langen unterirdischen Flusslauf und tritt erst knapp vor seiner Mündung in das Meer wieder an die Oberfläche.

Dort, in dem der Adria zugekehrten Teil des Gebirgsriegels, liegt auch das Hochplateau von Doberdo, eine wasserarme Karsterhebung mit Bergen von 200 bis 300 Meter Höhe. Dieses Plateau ist der einzige natürliche Schutzwall, der die nordöstliche Adria von Land her abschliesst. Wer hier durchbricht, kann entlang der Küste mühelos bis Triest vorstossen.

Nun war für die Verantwortlichen im österreichischen AOK bald klar, dass um Görz und das Plateau von Doberdo die entscheidende Auseinandersetzung stattfinden würde. Und darauf richtete man sich, so gut es ging, aufs Erste ein. Italiens Generalstabschef Cadorna zog bereits bei Kriegsausbruch Einheiten hier zusammen, griff allerdings die lächerlich unterlegenen Verteidiger mit ihrer einzigen (!) Fliegerabwehrkanone und den zwei schweren Mörsern nicht sofort an. Offensichtlich hatte er solchen Respekt vor den Österreichern, dass er die beste Chance für einen raschen Überraschungsdurchbruch vorbeigehen liess.

Und überdies passierte etwas, was die Italiener den Österreichern keinesfalls zugetraut hätten: in der Adria griff die k. u. k. Kriegsmarine bereits am Tag nach der italienischen Kriegserklärung den Kriegshafen Ancona an, zerstörte dort Werften, Industrieanlagen und wichtige Eisenbahnverbindungen, mit denen man Truppen aus dem italienischen Süden nach Friaul heranbrachte. Bei Vieste wurde der italienische Zerstörer «Turbine» versenkt und erstmals traten k. u. k. Marineflugzeuge auch

bei Angriffen am Himmel über Venedig in Erscheinung. In Italien war man konsterniert, und die Entente-Verbündeten drängten desto vehementer auf einen raschen Vorstoss der Italiener zu Lande, weil man um die hektischen Bemühungen Conrads wusste, Truppen aus allen Ecken der Monarchie zum Isonzo zu bringen. Schliesslich liess Cadorna am 23. Juni unter dem Schutz eines mörderischen Artilleriefeuers seine Truppen gegen Görz und das Doberdo-Plateau vorgehen. Die erste Isonzo-Schlacht hatte begonnen und die Italiener verfügten mit rund 100.000 Mann und tausend Geschützen über eine Übermacht im Verhältnis von 5:1. Der Bergrücken verwandelte sich von nun an zu einer immer baumloser werdenden Kraterlandschaft, nachdem die Einschläge der Geschosse unzählige Löcher in den Karst gerissen hatten.

Umso erstaunlicher ist, dass die Österreicher relativ geringe Verluste erlitten – und das trotz der Tatsache, dass es noch wenige Stahlhelme gab, die Schutz gegen die Gellerschüsse und den Steinhagel boten. Die Soldaten hoben einfach den Tornister über den Kopf und vergruben sich während der Kanonaden hinter ihren Sand- und Steinbarrieren. Rückte dann italienische Infanterie heran, robbten sich die Österreicher frei und eröffneten gezieltes Schützenfeuer. Bis zum 6. Juli wiederholte sich dieser Vorgang mehrmals. Und es erwies sich, dass die Österreicher die Defensivtaktik vortrefflich beherrschten. Eine römische Zeitung bezifferte die Verluste des ersten Kräftemessens am Isonzo auf italienischer Seite mit 80.000 Mann. Das war viel – und die Enttäuschung in Italien gross.

In den folgenden zehn Tagen ersetzte Cadorna die erfolglosen Einheiten und griff am 17. Juli neuerlich an. Jetzt waren es über 200.000 Mann – und wiederum ging es vor allem gegen Görz und das Doberdo-Plateau. Die Moral dieser italienischen Elitetruppen war dabei ausgezeichnet. Von «Feigheit» war bei diesen Männern, allen voran den Bersaglieri, nichts zu bemerken, wie die österreichische Kriegspropaganda allzu grossmäulig behauptet hatte. Und die Italiener eroberten auch mit einem geradezu aberwitzigen Blutzoll am 20. Juli bei brütender Hitze Meter für Meter des Monte San Michele unweit von Gradisca. Nur: österreichische Infanterie stürmte am nächsten Tag den Berg und eroberte ihn wieder zu-

rück, wobei sich das mährische Infanterieregiment Nr. 93 besonders auszeichnete.

Es waren hier auch Dalmatiner aus dem Triester Hinterland gewesen, die sich als tapfer und verlässlich erwiesen. Im feindlichen Kugelregen richtete einer von ihnen ein Christusbild auf einem Kalvarienberg wieder auf, das abgeschossen worden war – und büsste dabei sein Leben ein.

Dennoch waren in der zweiten Isonzoschlacht die Verluste der österreichischen Verteidiger grösser als jene der italienischen Angreifer. Rund 46.000 Österreicher waren gefallen, verwundet oder in Gefangenschaft geraten.

Jetzt war auch in Wien klar: Der Isonzo war endgültig zur Hauptkampflinie der Monarchie geworden. Und alles hing davon ab, wie rasch man dort neue Truppen heranzuführen konnte. Die Italiener wollten die Österreicher offenbar mit einer unmenschlichen Zermürbungsstrategie herausfordern, wobei sie vor der bewusst in Kauf genommenen Vernichtung der eigenen Einheiten nicht zurückschreckten.

Das Eisenbahnwesen Österreich-Ungarns war wegen seiner Wichtigkeit mittlerweile zu einer eigenen Abteilung des Armeeoberkommandos gemacht worden. Die praktische Durchführung lag in den Händen des Leiters des sogenannten Feldeisenbahnwesens, abgekürzt FECH. Dort errechnete man – ohne Computer – mit beachtlicher Präzision die Transportkapazitäten und optimisierte den Einsatz der Züge im gesamten Streckennetz der Monarchie. Alle Befehle mussten dabei verschlüsselt werden, um mögliche Auskundschaftung auszuschalten. Das las sich dann in den Befehlen so: «IV. Korps samt Unmittelbaren mit 31. Division der 2. Armee als Hannibal aus dem Bereich Lemberg mit 20 Zügen über Krakau, Wien, Graz. 32. Division Xerxes mit 10 täglich über Sianki, Debreczen, Budapest, Pragerhof beide zu Feldtransportleitung 9 Laibach für Isonzoarmee.»

Sowohl die Bahnhofsleiter als auch die einzelnen militärischen Eisenbahnstellen erfuhren jeweils nur Tageszugszahl, Zeit und Meldung, wieviel sie jeweils an Verpflegung für die vollgepferchten Züge bereitstellen mussten. Für Militärtransporte durfte der Zivilverkehr völlig eingestellt werden. Noch den ganzen Sommer 1915 über musste dabei in Eisenbahntransporten auch

K. u. k. Sanitäter, italienischer Verwundeter, Isonzo, 1915



Feldbahn am Doberdo-Plateau (bei Görz), 1915



Österreichische Unterstände im Karst, Isonzo, 1916





Links: Feldspital in einer Kirche in Slowenien, 1916

Unten: K. u. k. Offizier, zerstörte Kirche am Isonzo, 1916

noch Nachschub für die in Ostpolen kämpfenden österreichischen Verbände herangekarrt werden. In einer einzigen Woche rollten etwa bei einer Bahnstation in Galizien 351 Militärzüge vorbei.

Ein Teil der in den Karpaten eingesetzten Truppenteile wurde über Budapest, Südungarn, Graz und Kärnten nach Slowenien geführt; andere Einheiten über Krakau, Prag, Linz und die Tauernbahn in den Süden gebracht. Schliesslich verlief eine Route über Pecs (Fünfkirchen), Zagreb und Laibach. Innerhalb von 23 Tagen verkehrten auf dieser Strecke jedenfalls 868 Truppenzüge.

Zu alledem kam im Spätsommer und Herbst der Aufmarsch der nach dem Balkan abgehenden Truppentransporte, wo sowohl die deutsche wie die österreichische Armeeführung eine weitere Offensive planten. Es zeigte sich, dass man sehr wohl aus den Fehlern des Sommers 1914 gelernt hatte, als vieles zum Wirrwarr geworden war. Die Eisenbahntuppen der Monarchie bewiesen jedenfalls erstaunliche Fähigkeiten bei der befehlsmässigen Instandsetzung oder Neuerrichtung von Brücken, die wahre Meisterwerke von Verstrebnungen und Pözlungen waren und zu den bemerkenswertesten Ingenieurleistungen der Zeit gehörten.

Überall war jetzt klargeworden, dass das Kriegsende in weite Ferne gerückt war und man sich auf eine noch langandauernde Abschnürung von den Rohstoffmärkten einerseits, traditionellen Absatzgebieten andererseits einrichten musste. Immer mehr Frauen traten jetzt auch in Rüstungsbetriebe ein und ersetzten die an der Front stehenden Männer.

Mit den Gefangenen konnte man hingegen nur wenig anfangen: Die Hunderttausenden Russen erwiesen sich eher als Belastung, weil ein System der sklavenähnlichen Zwangsarbeit, wie es im Zweiten Weltkrieg gang und gäbe war, im Ersten Weltkrieg von österreichischer Seite abgelehnt wurde; einerseits waren dafür humanitäre Überlegungen massgeblich, zweitens waren aber auch Hunderttausende Österreicher in russische Gefangenschaft geraten, um deren Wohlergehen man sich sorgte. Das Kriegsministerium verstärkte zuerst die Artillerie energisch, um den Italienern besser entgegenzutreten zu können; die Skoda-Werke, die Eisenwerke-Böhler und einige kleinere Fabriken erzeugten bis Jahresende 1915

fast 2.000 neue Geschütze aller Kaliber. Vor allem ihre neuen Konstruktionen für den Gebirgskrieg und weittragende 10,4-Kanonen erwiesen sich als sehr leistungsfähig.

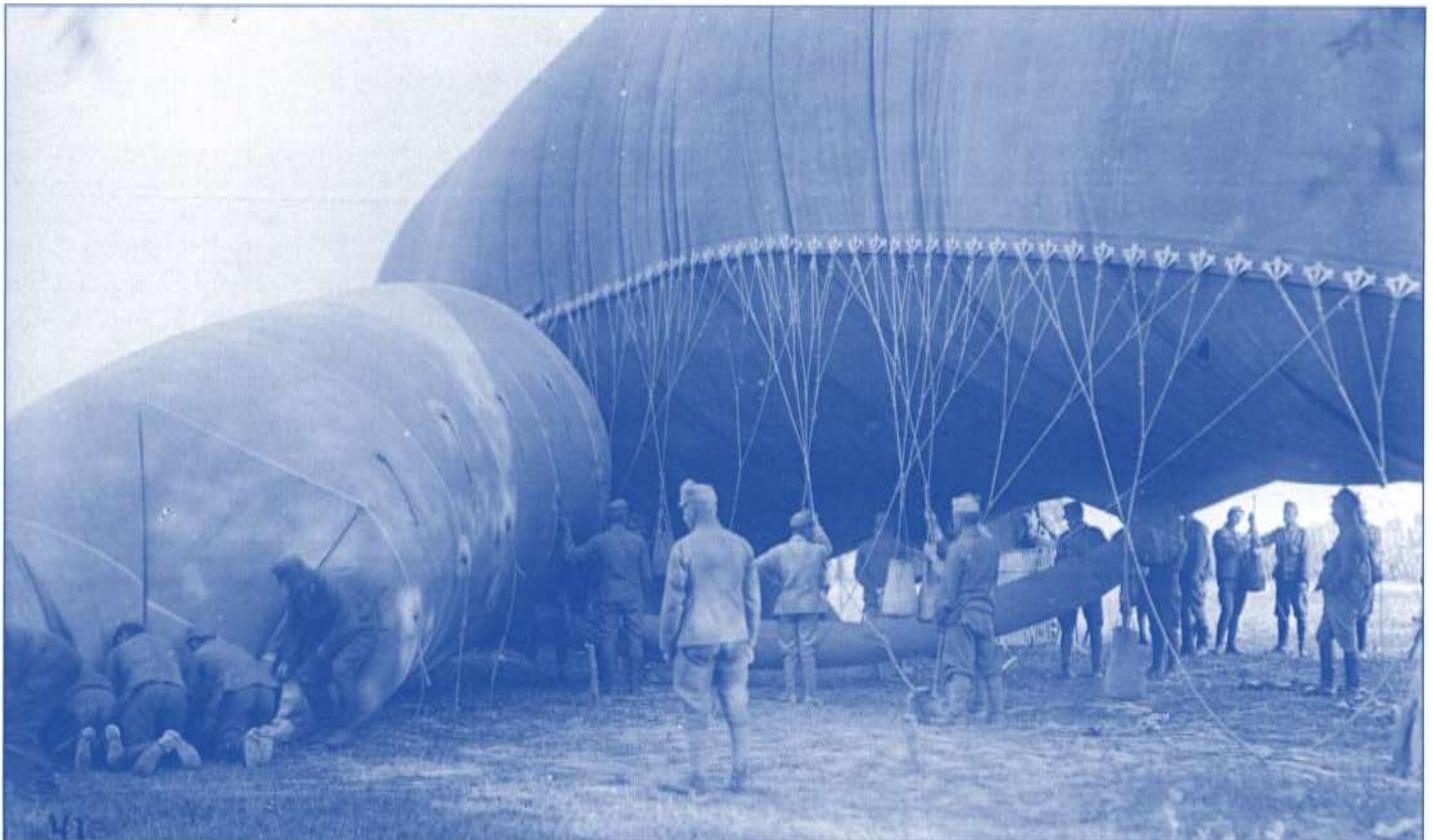
Weitere Fortschritte machte auch die Festungsartillerie. Die Forts in den Dolomiten wurden zu armierten Giganten ausgebaut, wobei die 30,5-Mörser eine wichtige Rolle spielten.

Bald erwies sich bei dem industriellen Produktionsprogramm der Mangel an Kupfer, Nickel und Blei allerdings als besonders drückend.

Überall in der Monarchie begann man daher mit der Demontage von Kupfer- und Bleidächern sowie Verkleidungen; Kirchenglocken wurden eingeschmolzen; Kessel – auch jene der Feldküchen – wurden requiriert, weil man aus ihnen immerhin 500 Tonnen Nickel gewann. Auch die chemische Industrie kämpfte mit ähnlichen Rohstoffproblemen zur Erzeugung der Sprengstoffe und des Schiessbedarfs. Die Folge: der Munitionsnachschub blieb immer ungenügend; und es war schon ein Glück, wenn für jedes Gewehr im Feld 200 Schuss Munition, für jedes Gebirgsgeschütz 200 Geschosse an Reserve bereitgestellt werden konnten.

Dafür gewann am Isonzo eine neue Waffenart grösste Bedeutung: das Maschinengewehr. Die Steyr-Werke produzierten ein wassergekühltes Modell, das relativ schwer war. Immerhin waren zur Jahreswende 1915/16 über 4.000 Maschinengewehre ausgeliefert und MG-Abteilungen bei den meisten Bataillonen eingerichtet. Die in geduckter Haltung ihre schweren Ausrüstungen und Kisten schleppenden Angehörigen der MG-Abteilungen wurden zum typischen Kriegsgenre – etwa auf den Bildern des Tiroler Malers Egger-Lienz und seiner Nachahmer.

Daneben gab es auch leichte Infanteriewaffen, wie 37-Millimeter-Geschütze und Minenwerfer, wobei Italien bei dieser Waffenart – die besonders die gefürchteten Geller verursachte – weit überlegen blieb. Und da waren auch die Handgranaten: bei den vielen Sturmläufen auf beiden Seiten kamen sie entlang des Isonzo immer stärker zum Einsatz und die typische Propagandapostkarte der Zeit zeigt auch den mit der Handgranate stürmenden Infanteristen beim Überwinden der Verhaue und feindlichen Gräben am Karst.



Noch etwas war aber neu am Kriegsschauplatz: schiesende und granatenabwerfende Flugzeuge.

Auf deutscher und österreichischer Seite hatte man zuerst trotz der technischen Beiträge in der zivilen Flugpionierära die militärische Bedeutung einer Luftwaffe nicht richtig erkannt.

Frankreich war daher bei Kriegsausbruch im Aufbau einer Luftflotte eindeutig führend gewesen. Dort gab es schon 1914 bei jedem Korps zumindest eine Fliegerkompanie mit mindestens sechs «Apparaten». Die Deutschen konterteten mit den spektakulären Fesselballonen und «Luftschiffen» zu Aufklärungs- und Propagandazwecken und erregten, auch an der russischen Front, allgemeine Aufmerksamkeit.

In Österreich gab es auf dem Papier zuerst 15 Fliegerkompanien mit 84 feldflugfähigen Maschinen, zu denen 35 Schul-«Apparate» kamen. Überdies besass Österreich-Ungarn einige von Deutschland überlassene «Mercedes»-Doppeldecker, die 150 Kilometer Reichweite hatten und eine Geschwindigkeit von maximal 100 Stundenkilometer erreichten. Damit wurden mehr und mehr Erkundungs- und Aufklärungsflüge unternommen.

Italien hingegen hatte von Haus aus auf die fragilen Luftapparaturen gesetzt und nahm ausserdem jetzt das Know-how Frankreichs in Anspruch. Eine neue, unbekannte Dimension war entstanden. Zuerst versuchte man, vom Boden aus mittels Infanteriefuer die tollküh-

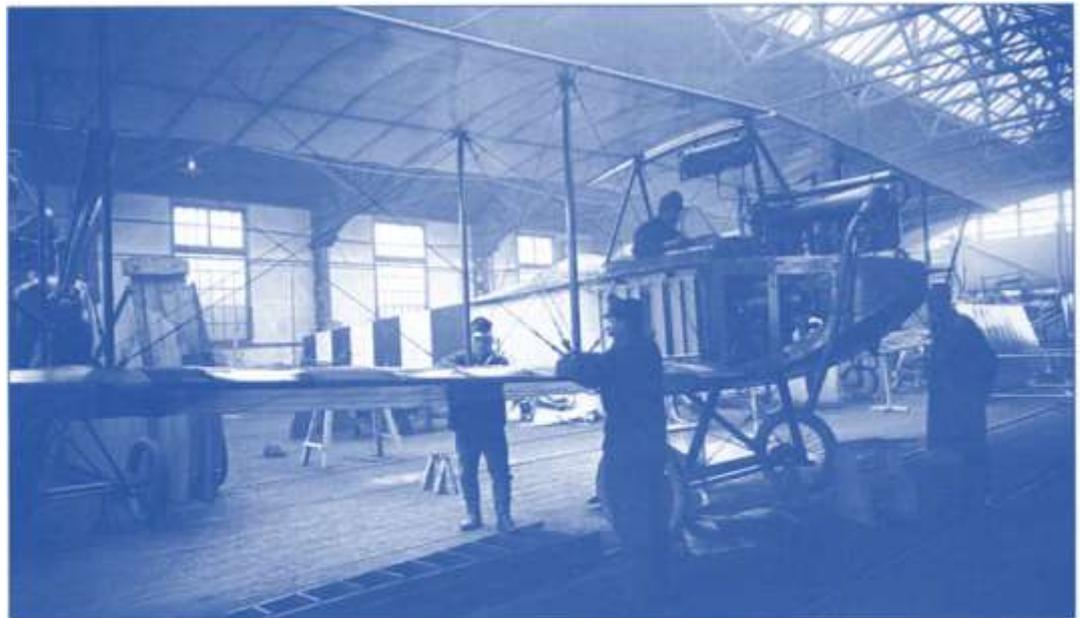
nen Männer in ihren fliegenden Kisten zu Boden zu bringen, dann setzte man auch Feldkanonen ein – beides freilich vergeblich. Erst die Konstruktion von speziellen Luftfahrzeugbatterien brachte einen gewissen Erfolg – aber das war erst im Laufe des Jahres 1916.

Mittlerweile kurbelte man auch im Hinterland die österreichische Flugzeugproduktion kräftig an. Ende 1915



Links: Fesselballon, Dalmatien,  
1916

Rechts: Flugzeugmontage, Wiener  
Neustadt, 1916



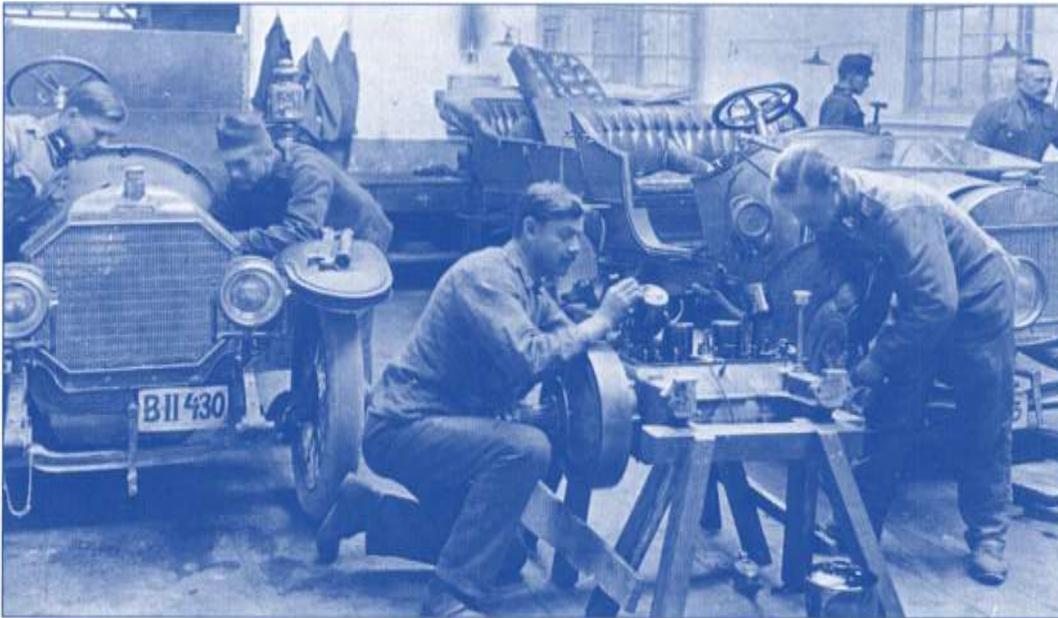
Rechts: Flugzeug beim Start,  
Triest, 1916



Links: Scheinwerfer mit Ab-  
horchvorrichtung für Flieger in  
den Karnischen Alpen, 1916

Rechts: Offiziere der  
k. u. k. Fliegertruppe, Triest,  
1916

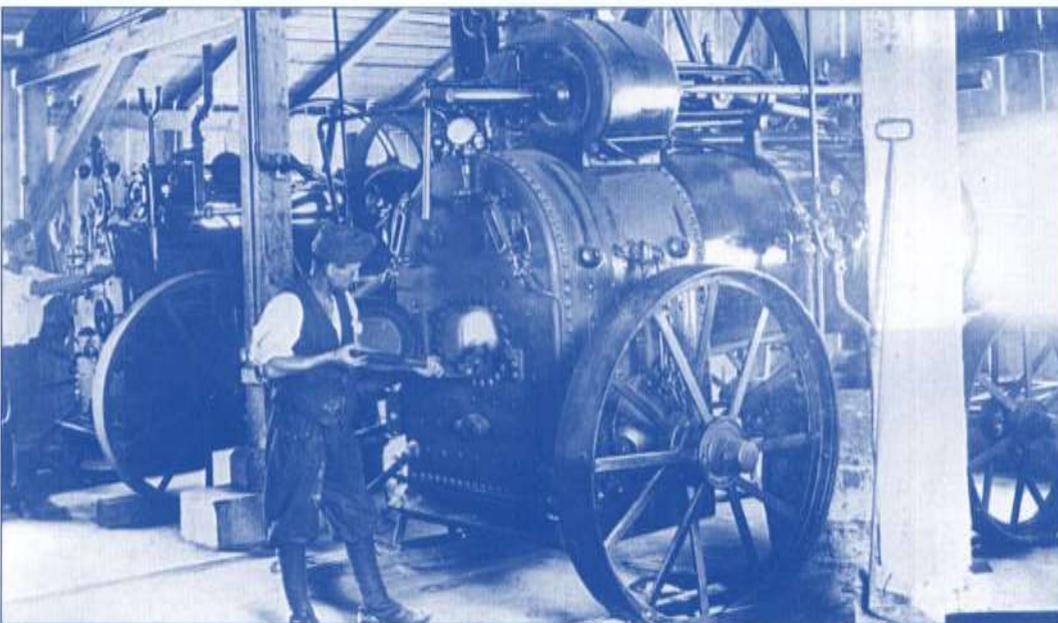




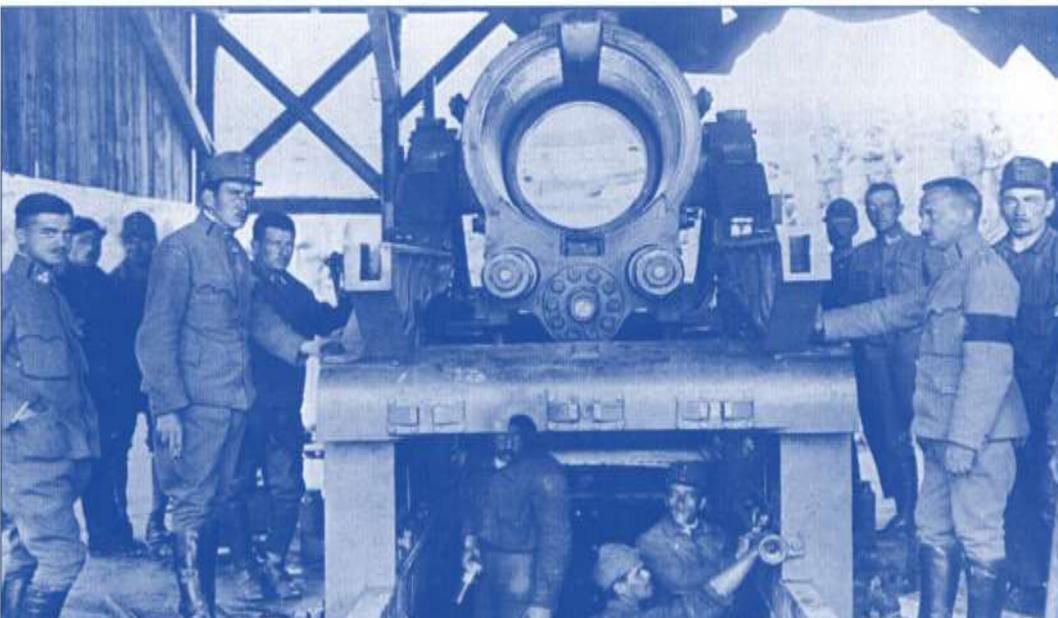
Links:  
Heeres-Kraftfahrzeugwerk-  
stätte, Wien, 1916

Rechts: Österreichisches  
Maschinengewehr, Isonzo,  
1916

Rechts aussen:  
Granatwerfer, Dolomiten,  
1917



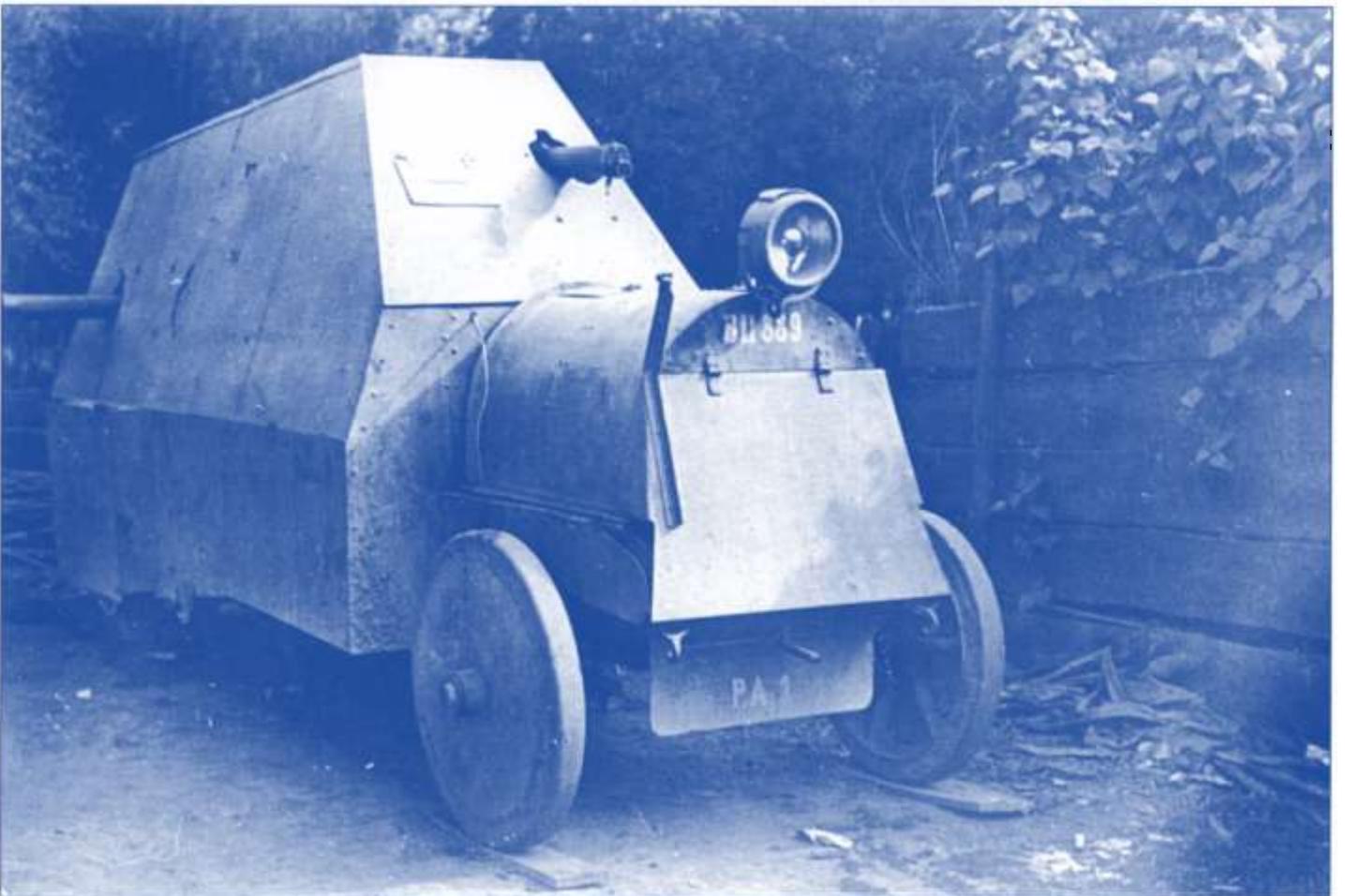
Links: Munitionsfabrik,  
Wiener Neustadt, 1916



Links: Geschützmontage,  
Frankreich, 1916

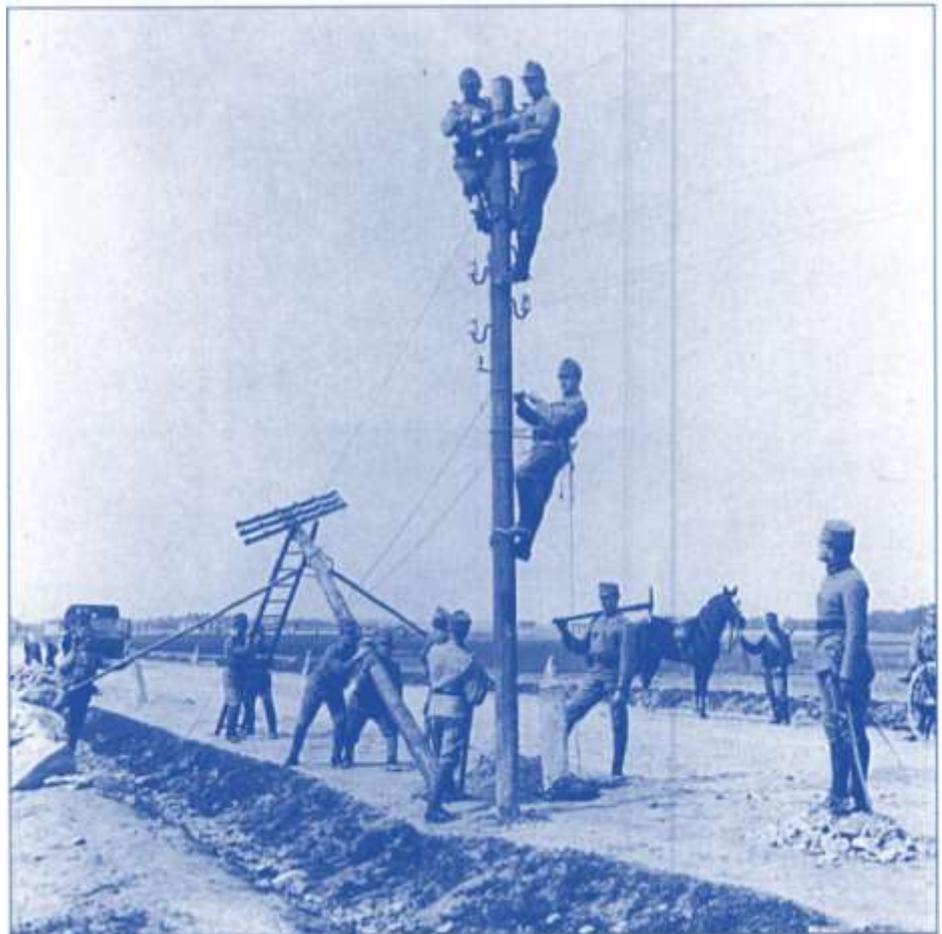
Rechts: Fliegerabwehr mit  
Maschinengewehren,  
Dolomiten, 1917





Linke Seite oben:  
Gepanzerter Zug, Bosnien,  
1916

Unten: Gepanzerter  
Kampfwagen, Isonzo, 1916



Rechts: Verlegen von  
Strom- und  
Telegraphenleitungen,  
Serbien, 1916

Unten: Fahrzeug der k. u. k.  
Autotruppe, Triest, 1916





Oben links:  
Mörsergranaten,  
Frankreich, 1917

Links: Kaiserjäger Sepp  
Innerkofler, Sohn Christian,  
Dolomiten, 1915

Oben: Taucher, Hafen von  
Triest, 1916

Rechts: K. u. k. Marinesoldaten,  
Dalmatien, 1915

gab es immerhin sieben Flugzeug-, respektive Motorenfabriken, die bis Jahresende über 400 Maschinen produziert hatten. Die ersten Luftgefechte spielten sich sodann ausschliesslich über den Julischen Alpen und dem Isonzo vor den Augen Hunderttausender Soldaten als spektakuläre Schaukämpfe ab, in denen sich die Österreicher respektabel schlugen. Italiens grosser Dichter Gabriele D'Annunzio wurde damals bereits abgeschossen, kam aber schliesslich mit einer Maschine bis Wien, wo er Flugzettel abwarf.

Und schliesslich gab es noch eine Waffengattung, die dem Krieg eine neue Dimension geben sollte. Sie tauchte zuerst in Frankreich auf: der Tank oder Kampfwagen. Vor allem die Amerikaner setzten später auf die neue Waffe und entschieden schliesslich durch den massenhaften Einsatz von Panzern die Auseinandersetzung im Westen. Wer aber wusste schon, dass der Panzer eine österreichische Erfindung war?

Der junge Oberleutnant im Eisenbahnregiment Günther Burstyn hatte 1912 einen kleinen Kreis überrascht, als er das Konzept eines gepanzerten Kampfwagens in «Strefleurs Militärischer Zeitschrift», 1/1912, veröffentlichte.



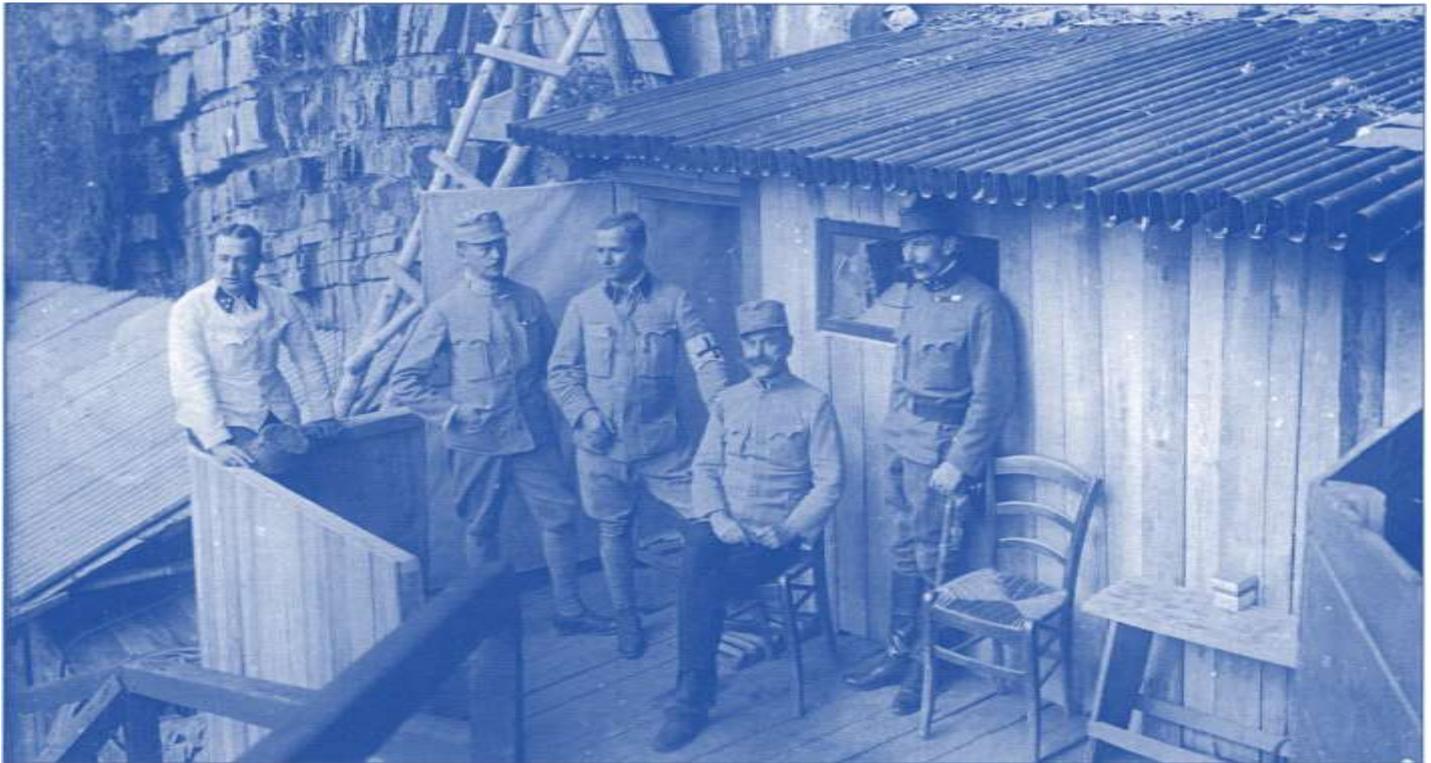
Dieses Gefährt sollte «so klein und so rasch wie möglich» sein und war daher sowohl auf Ketten- wie Radbasis konstruiert – ja, sogar eine relativ einfache Umstellung war jeweils möglich. Das erste Modell entwickelte mit Radbetrieb immerhin schon 25 Stundenkilometer, im Gelände mit Ketten etwa acht, wobei die Experten eine erstaunliche Steig- und Kletterfähigkeit überraschte. Aber die Erfindung wurde vom österreichischen Kriegsministerium nicht nur nicht weiterverfolgt, sondern – belächelt. Die verknöcherten Bürokraten waren sogar so dumm, die Erfindung für weitere Publikationen im Ausland freizugeben! Es ist heute keine Frage mehr, dass sich der französische Major Renault der österreichischen Vorlage bediente, als er für den französischen Generalstab den «Tank» einsatzfähig machte.

Der Burstyn-Kampfwagen wurde so zu einem Kuriosum der Militärgeschichte – und wenn seine Realisierung auch für den Einsatz in Italien weniger bedeutet hätte, im offenen Gelände Polens und Russlands wäre er sehr wohl wichtig gewesen.

Mittlerweile hatten schwere Kämpfe nicht nur am Isonzo, sondern auch im Hochgebirge stattgefunden. Es waren tapfere Alpini-Einheiten, die im Norden Venetiens – von Belluno her – in den Dolomiten um Raumge-

winn und die Eroberung strategisch wichtiger Höhen kämpften. Da war der Col di Lana mit seinen 2.500 Metern, auf dem die Österreicher sassen; da waren die riesige Marmolata, der Falzaregopass, der Monte Piano und die Sextener Dolomiten, die wie Riegel die Zugänge ins Ladinische und nach Südtirol absperren; und weiter im Osten der Karnische Kamm, der das Lesach- und Gailtal schützt.

Die vor allem aus Landwehrmännern bestehenden österreichischen Einheiten verteidigten sich im Hochgebirge überaus geschickt und unkonventionell, sodass diese Jäger und Schützen bald zu Volkshelden der Monarchie wurden. Der Bergführer Sepp Innerkofler etwa hatte mit seiner legendären «fliegenden Patrouille» die unwahrscheinlichsten Taten vollbracht; und er erledigte sie weniger in militärischer als in sportlicher Art und Weise. Es waren die Drei Zinnen, um deren Beherrschung sich ein Kampf Mann gegen Mann entwickelte; in fast 3.000 Meter Höhe errichtete man winzige Stellungen, verbarrikadierte sich in Felswänden und nützte Höhlen als Unterstände. Am Paternkofel ereilte Innerkofler schliesslich sein Schicksal und er fiel als Heros der ganzen Monarchie; sein Leichnam wurde voll Hoch-



Oben: Unterstände am oberen Isonzo, 1915

achtung von den Italienern mühsam auf die Spitze des Berges geseilt und dort bestattet – eine menschliche Episode in dem sich in Grausamkeit steigernden Krieg.

Im Herbst 1915 war es dabei das Wetter, das die Verteidiger begünstigte und die angreifenden Italiener benachteiligte. Sehr früh setzten Lawinen ein, Felsstürze begruben halbe Kompanien unter sich, während die terrainkundigen Österreicher sich ausserordentlich geschickt auf den strategisch wichtigen Pässen und Höhen festsetzen konnten.

Aber all diese Auseinandersetzungen fanden auf Nebenkriegsschauplätzen statt. Am 18. Oktober trieb nämlich Cadorna wieder die 2. und 3. italienische Armee gegen den Isonzo vor. Und neuerlich war in dieser Isonzoschlacht – der dritten – zuerst das Artilleriefeuer von noch nie dagewesener Intensität, wobei neuerlich Görz und die südlichen Stellungen zum Meer hin Hauptkampfpunkt waren. Aber auch am Monte Sabatino (nördlich von Görz) wurde Mann gegen Mann gekämpft. Um Allerheiligen erreichten die italienischen Angriffe einen fürchterlichen Höhepunkt; und blieben dennoch erfolglos, obwohl sich bei den Österreichern Versorgungsmängel bemerkbar machten.

Als sich die Italiener am 5. November zurückzogen, waren 67.000 Mann gefallen, verwundet oder in österreichische Gefangenschaft geraten – aber auch der Ausfall der Österreicher mit 42.000 Mann war gross genug. Wie oft noch, so fragte man sich in Wien und Berlin, aber

auch bei der Entente in Paris und London, würde Cadorna diese Blutbäder wiederholen können?

Kaum waren die Toten bestattet, griffen die Italiener am 10. November neuerlich an. Und tatsächlich gelang ihnen diesmal der Gewinn einiger Quadratkilometer in der Gegend von Monfalcone im Süden und östlich von Cormons. Doch stand der Verlust von 50.000 Mann neuerlich in keiner vernünftigen Relation zum Erfolg.

In Wien atmete man auf. Die am Isonzo eingesetzten Truppen hatten sich ebenso wie jene in Südtirol grossartig geschlagen. Es gab kaum Defätismus. Das Überlaufen von Truppenteilen hatte völlig aufgehört. Wegen der souveränen Führung durch den beliebten Boroewic nahm man an, dass eine wesentliche Verstärkung am Isonzo kaum notwendig sein würde – weil man darauf spekulierte, dass sich Cadorna ja irgendwann zurückziehen müsste.

So lag es nahe, nach den Offensiverfolgen in Polen und der Ukraine sowie der fulminanten Abwehrleistung in Italien jene Gegner niederringen zu können, an deren Front es relativ ruhig geblieben war, wo aber das Prestige für die Monarchie am Spiel stand: Serbien und Montenegro.



Es ist der Stolz meines Lebens, durch  
die Gnade Seiner Majestät an der Spitze der  
herrlichen Armee zu stehen, die in schwärme-  
rischer Liebe und Verehrung für ihren Obersten  
Kriegsherrn bis zum Niederringen des zahlreichen  
und mächtigen Feindes unentwegt ihre Pflicht  
tun wird.

Im Felde 4. Juni 1916.

Fürst Herzog Friedrich  
Armee Ober Kommandant. Jhr.

# Das Balkan-Abenteuer

Hadte es zwischen Diplomaten und Militärs sowohl in Deutschland als auch in Österreich-Ungarn stets dumme, ja kindische Rivalitäten gegeben, gelang es 1915 erstmals, durch ein geschicktes und konzertiertes Vorgehen einen zusätzlichen Verbündeten zu gewinnen: Bulgarien. Im September 1915 hatten die Bulgaren ein Abkommen mit den Mittelmächten geschlossen, wobei ihre Begehrlichkeit nach einem Zugang zum Mittelmeer und die alten offenen Rechnungen mit den Serben dafür den Ausschlag gaben. Mazedonien an ihr Königreich anzugliedern, war der alte Traum der «Preussen des Balkans», die nun gemeinsam mit Österreich die Serben in die Zange nehmen wollten.

Ein weiterer Grund für die Offensive der Mittelmächte am Balkan war allerdings auch die missliche Lage, in der sich die verbündete Türkei zu diesem Zeitpunkt befand. Ein Jahr lang hatte der Sultan zwar erfolgreich die Meerengen für jene Schiffe der Entente sperren können, die die Russen mit Kriegsmaterial versorgen wollten. Dann aber überredete der Erste Lord der britischen Admiralität, der junge Winston Churchill, das alliierte Oberkommando erfolgreich, sich den Weg durch die Dardanellen ins Schwarze Meer einfach durch eine Angriffsoperation freizuschiessen. Und so hatten englische und französische Schiffe auch bei Gallipoli, einer 66 Kilometer langen Landzunge, die die Dardanellen nördlich umgreift, mit Bombardements und Landungsoperationen begonnen. 1915 wurde die Situation der dort stationierten türkischen Truppen immer bedrohlicher, nachdem im Som-

mer drei britische und zwei französische Divisionen zum Sturm angetreten waren. Erst als bei den Türken österreichisch-ungarische Artillerie eingetroffen war, wurde eine Entlastung spürbar. Die Türken hatten sich jedenfalls tapfer gewehrt und schliesslich die Alliierten – darunter auch Australier und Neuseeländer – ins Meer zurückgedrängt. Freilich war klar, dass die Mittelmächte zu ihrem gefährdeten Verbündeten am Goldenen Horn raschest eine dauerhafte und gesicherte Landverbindung benötigten. Das strategische Ziel musste daher in Berlin und Wien lauten: Serbien niederkämpfen, um über Bulgarien eine Achse in die Türkei zu schaffen.

Man vereinbarte, den Sieger der Offensive im Osten, Mackensen, jetzt auch mit der Balkanoffensive zu betrauen. Das k. u. k. Armeeoberkommando wurde ihm formell übergeordnet.

Und Mackensen setzte Teile seiner in Polen so erfolgreichen 11. Armee sowie die österreichisch-ungarische 3. Armee auch sogleich wirkungsvoll ein. Die Bulgaren übernahmen es, mit ihrer 1. Armee im Südosten nach Serbien einzufallen.

Und so bereitete es keine Schwierigkeiten, mit diesen sowohl zahlen- wie materialmässig überlegenen Einheiten die Serben von allen Seiten zurückzudrängen. Für die

Oben: Österreicher rücken in Serbien ein, 1915

Unten: Am Markt in Belgrad, 1915



Unten: Entlassung serbischer Kriegsgefangener, NiS, 1915

Ganz unten: Autokolonne im Kosovo, 1915

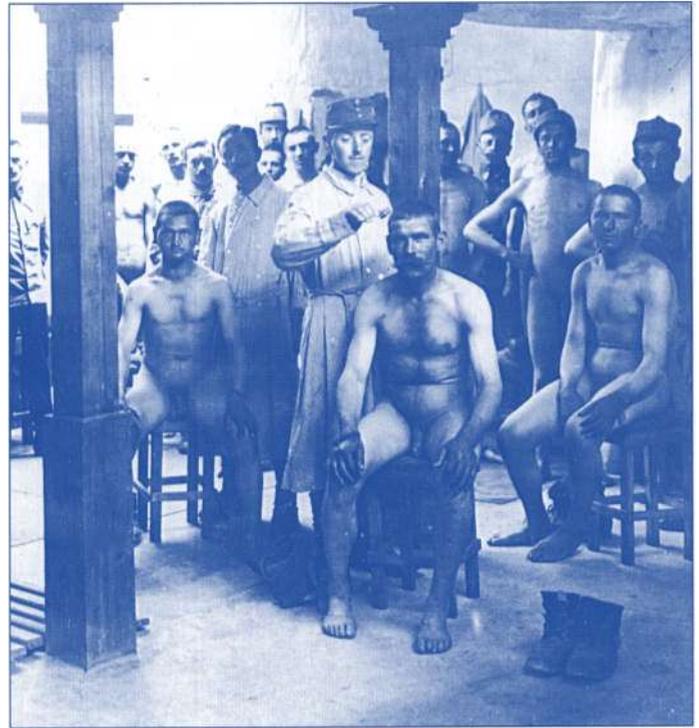
Österreicher war es eine verspätete Genugtuung, gerade durch ihre Einheiten Serbiens Hauptstadt Belgrad im Strassenkampf nehmen zu können, das Versagen in den ersten Kriegstagen vergessen zu machen und sich als Erben des legendären Prinz Eugen zu fühlen.

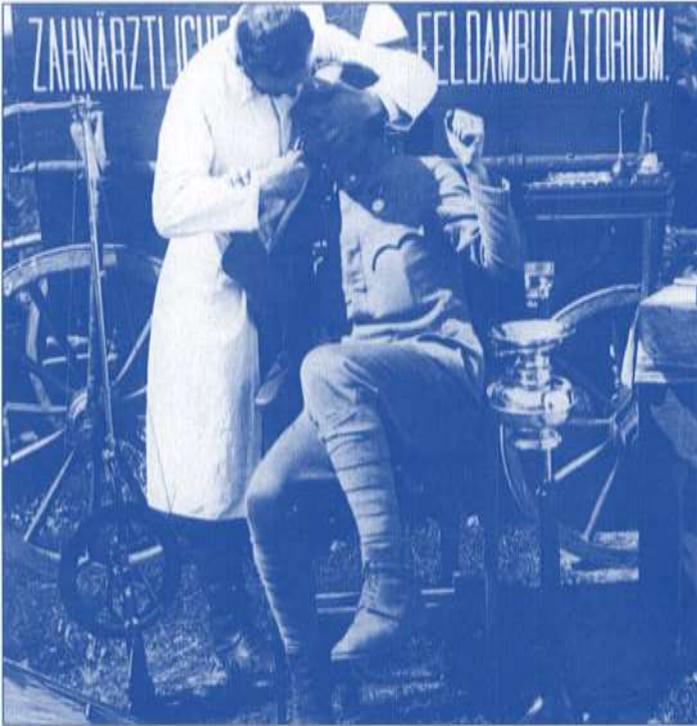
Einer bei Saloniki gelandeten englisch-französischen Armee gelang es nicht mehr, den Serben zu Hilfe zu kommen. Und in dem morastigen, von Regen und später von Schnee fast unpassierbar gewordenen Gelände geriet die serbische Armee zusammen mit den verbündeten Montenegrinern bald in eine gänzlich hoffnungslose Situation. Ein kläglich, verlustreicher Rückzug zur Adria blieb als einziger Ausweg. Tausende Soldaten und unzählige zivile Flüchtlinge zogen auf völlig aufgeweichten Wegen durch die zerklüfteten Gebirgszüge des Kosovo. Zerlumpt, hungernd und frierend, teilten jetzt die Mitglieder des serbischen Adels, der hohen Beamtschaft und des Generalstabs das Schicksal der einfachen Leute.

Mitten unter ihnen der serbische König, der in einer orthodoxen Kirche sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte, sehr bald aber jede Verbindung zu seinen an drei Fronten überaus tapfer kämpfenden Soldaten verlor. Und sie, diese serbischen Bauernburschen, hielten sich tatsächlich gegen die erdrückende Übermacht der Deutschen, Österreicher und Bulgaren bravourös. Tausende fielen bei der Verteidigung des Amselfeldes, jenes historischen Schlachtbodens, der im Kampf gegen die Türken ein halbes Jahrhundert vorher gleichfalls das Schicksal des christlichen Balkanvolkes besiegelt hatte.

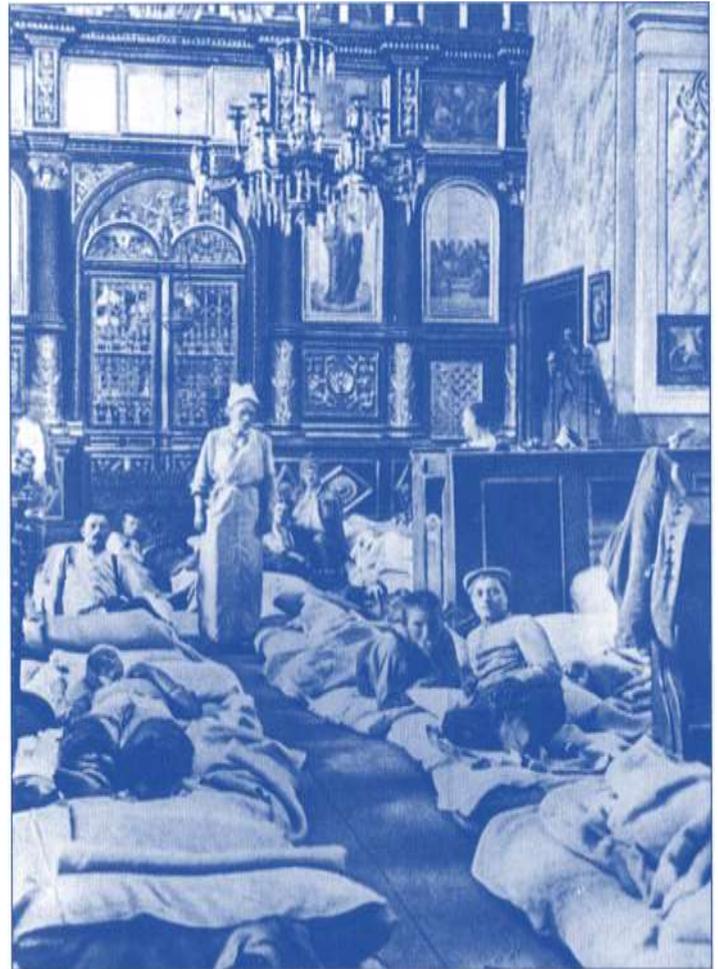
Schlussendlich zog sich der Hauptteil von rund 150.000 Flüchtenden durch das enge Drini-Tal bis zur Adriaküste zurück. In der Hafenstadt Durazzo begann ein wildes Einschiffungsmanöver. Entente-Schiffe, unter ihnen vor allem italienische, brachten die Reste des serbischen Heeres mit noch immer 100.000 Mann ins griechische Korfu und auf die umliegenden Inseln. Dort sollten sie sich formieren und später neuerlich in den Krieg eingreifen.

Ebenso viele Serben wanderten in Kriegsgefangenschaft und wurden von den Österreichern sogleich bei der Verbesserung der Strassen-, Brücken- und Bahnverbindungen eingesetzt. Die historische Schuld, die das Balkankönigreich mit der Ermordung Franz Ferdinands auf sich geladen hatte, war in den Augen der meisten





Oben: Zahnarzt, österreichischer Infanterist, 1916



Rechts: Verwundete in einer serbischen Kirche, Belgrad, 1915

Unten: Sanitätsstation bei Novipazar, 1916





Oben: Albanische  
Hilfssoldaten, Prizren, 1916



Rechte Seite oben: Albani-  
sche Freiwillige, Skutari, 1916

Oben rechts: Verteidigung bos-  
nischer Infanteristen, Mostar,  
1915

Unten links: Albanier bei der  
Begrüßung von k. u. k. Truppen,  
Tirana, 1916

Unten: Gefangene serbische  
Musikgruppe, 1916

Unten rechts: Serbische Sol-  
daten bei der Flucht nach  
Korfu, 1916







Zeitgenossen nun getilgt, der Flächenbrand aber nicht mehr zu löschen oder rückgängig zu machen. Die Euphorie in Österreich selbst kannte jedenfalls kaum noch Grenzen. Nach den Siegen gegen Russland und nun am Balkan schien sich das Kriegsglück endgültig gewendet zu haben. Man bedachte allerdings nicht, dass der Sieg über die Serben nur dank der deutschen und bulgarischen Unterstützung möglich gewesen war. So brach Conrad prompt mit dem deutschen Generalstab einen Konflikt vom Zaun. Er wollte, um alle Gegner auf dem Balkan aufzureiben, einerseits die in Saloniki gelandete englisch-französische Armee vertreiben, andererseits auch das aufsässige, aber militärisch schwer zu erobernde Zwergkönigreich Montenegro besetzen. Bei letzterem ging es ihm auch darum, den Italienern ihren Brückenkopf auf der Ostseite der Adria zu nehmen, um damit die ständige Gefährdung des wichtigen k. u. k. Hafens in der Bucht von Cattaro (heute Kotor) zu beseitigen. Überdies wollte man ganz bewusst Italiens König

demütigen, der die Tochter des montenegrinischen Königs zur Frau hatte.

Die Deutschen spielten dabei nicht mit. Falkenhayn brauchte jeden verfügbaren Soldaten in Frankreich, wo ein Wettlauf mit den sich verstärkenden Entente-Armeen stattfand. Überdies waren kurz vorher mit der Versenkung des Riesen-Passagierschiffs «Lusitania» durch deutsche U-Boote 139 amerikanische Staatsbürger ums Leben gekommen. In den USA verstärkte sich die Stimmung, den Mittelmächten den Krieg zu erklären. Und die Belieferung mit Kriegsmaterial für Engländer und Franzosen nahm beachtlichen Umfang an.

Also liessen die Deutschen prompt die Österreicher am Balkan allein. Conrad sollte selbst sehen, wie er mit der Eroberung von Montenegro und der Besetzung Albaniens zurechtkam.

Und tatsächlich stellte sich das Unternehmen, wie befürchtet, für die k. u. k. Truppen als überaus schwierig heraus. Südlich der Bucht von Kotor liegt nämlich ein Gebirgszug, dessen Eroberung ein absolutes Muss war: der Lovcen. In dem Karststock, der nur rund 1'700 Me-

Links aussen: Österreichischer Vormarsch in Montenegro, 1916

Links: Montenegrinische Heimwehr, Cetinje, 1916



Die Erstürmung des Lovćen, 1916



K. u. k. Nachschub am Lovćen, 1916



Links: Die Eroberung  
Albaniens, 1916

Rechts: Gefangene in  
Tirana, 1916

Rechts unten: Sterbender  
serbischer Soldat, Albanien,  
1916

ter hoch ist, hatten die Montenegriner französische und russische Artilleriestellungen eingerichtet, mit deren Hilfe sie die k. u. k. Flottenbasis von Cattaro – direkt unter ihnen – beschossen konnten. Nicht weniger als 50.000 Österreicher mussten daher erst einmal zusammengezogen werden, um den Lovcen zu erobern und dann – mit Eseln und Maultieren – in die sogenannten Schwarzen Berge einzubrechen.

Anfang 1916 begann die Beschiessung des Gebirgsstocks von See aus; dann machten sich in der Nacht drei Bataillone auf, die Karstfelsen zu erklettern. Die Männer schnitten sich die Hände an den spitzen, messerscharfen Steinen auf und krochen von Trichter zu Trichter, um an die in den Fels gesprengten Artilleriestellungen heranzukommen.

Am Abend des ersten Angriffstages entlud sich – im Jänner – ein fürchterliches Gewitter, wodurch die Uniformen der Österreicher völlig durchnässt wurden. In der Nacht kühlte es dann jäh ab, und eine eisige Bora setzte ein. In den Morgenstunden begann ein fürchterlicher Schneesturm, der den Österreichern in den steifgefrorenen Uniformen alles abverlangte. So starben jedenfalls mehr Österreicher, Ungarn, Tschechen und Bosniaken an Erfrierungen als durch die verbissene Gegenwehr der Montenegriner. Erst 70 Stunden nach Angriffsbeginn stand der erste Landsturmann auf dem Stirovnik, der höchsten Erhebung seines Olymps, wie ihn der König

von Montenegro zu bezeichnen pflegte. Und kurze Zeit später ersuchte König Nikola auch bei Kaiser Franz Joseph um einen milden Waffenstillstand, bevor er sich selbst zu seinem Schwiegersohn nach Italien absetzte. Die Österreicher zogen in seine Hauptstadt Cetinje ein. Jetzt musste das österreichische AOK noch die Besetzung ganz Albaniens befehlen; aber auch das erwies sich als langwieriger, als man in Wien erwartete. Wenigstens erforderte dieser Feldzug keinen Blutzoll. Albanische Freiwilligeneinheiten – zusammen neun Bataillone – ergänzten die Österreicher, die am 26. Februar den letzten italienischen Soldaten aus dem heftig umkämpften Hafen von Durazzo vertrieben. Dafür erwies sich dieser Sieg als bitter: vor allem die Malaria setzte den Österreichern hart zu, dazu kam der Kampf mit Banden und Freischärlern; und schliesslich war es das unwirtliche Gelände, in dem die Lebensbedingungen unerträglich wurden, je länger man sich darin aufhielt. Von Süden her, von Griechenland, baute die Entente überdies ihre Front systematisch auf. Bald rächte es sich, dass man nicht nach Saloniki gezogen war, von wo aus später der «eingeschlafene Krieg» seinen Anfang nahm.

Die Gesamtverluste, die die österreichisch-ungarische Monarchie jedenfalls vom Sommer 1914 bis zum Abschluss der Balkanoffensive 1916 erlitten hatte, waren ungeheuer. Noch nie hatte ein Krieg der Donaumonarchie einen solchen Blutzoll gefordert:

	Tot	Verwundet	Kriegs- gefangen, vermisst
Rußlandfront	153.315	536.971	574.209
Balkanfront	4.823	21.047	4.349
Italienfront	37.680	133.480	36.440
<b>zusammen:</b>	<b>195.818</b>	<b>691.498</b>	<b>614.998</b>
	<b>1,502.314</b>		



# Revolverschüsse für den Frieden

Den Italienern war nicht entgangen, dass Generalstabschef Conrad zunehmend in offensive Euphorie verfiel. Nach dem siegreichen Balkanfeldzug würde er sich natürlich auf Italien konzentrieren.

Würde Conrad also am Isonzo angreifen?

Selbst jeder strategische Laie erkennt, dass die Front, wie sie damals zwischen Italien und Österreich verlief, im Raum um den Gardasee wie ein Sack nach Süden gestülpt war. Dort musste aus österreichischer Sicht ein Angriff erheblich erfolgreicher verlaufen. Gelang nämlich von den Dolomitenausläufern und den Monti Lessini aus ein Abstieg in die oberitalienische Ebene, konnten die Österreicher zwischen den Flüssen Etsch und Brenta vorgehen und dann relativ unproblematisch bis zur Adria durchbrechen. In einem solchen Fall wären alle jene Hunderttausenden Italiener, die in Venezien, Friaul und am Isonzo standen, in einer riesenhaften Falle gesessen.

Im österreichischen AOK wusste man ebenso wie bei den Italienern, dass ein österreichischer Angriff über die Dolomiten aber unendliche Versorgungsprobleme entstehen liesse, weil der gesamte Nachschub über unzählige Pässe, Täler und Berge erfolgen musste. Das dachte sich auch der am Isonzo stehende Feldmarschall Boroević, der in den Dolomiten-Plänen, die im AOK gewälzt wurden, eine «fixe Idee» des «Bergsteigers» Conrad erkennen wollte. Was er nicht wusste, war, dass sich der junge Thronfolger Karl just in den Bergen profilieren wollte und als Chef des XX. Korps vorgesehen war, dem der «grosse Sieg» in der oberitalienischen Ebene zufallen sollte.

Die Italiener begriffen natürlich bald, worauf die österreichische Planung zielte. Und bauten zügig einen riesigen Sperrgürtel aus Panzerwerken, Strassenblockaden sowie Geschützstellungen zwischen Gardasee und den Städten Schio und Bassano auf. Und um die Österreicher beim Aufmarsch zu stören, griffen sie neuerlich – nun schon zum fünften Mal – am Isonzo an. Wieder wurde der Monte San Michele zum Blutberg.

Kaum war der Schnee geschmolzen, begann im Mai 1916 die österreichische Offensive in den Dolomiten. Es wurde, wie man erwarten musste, jeder Ort zur Festung, jede Bergwiese zur Kampfzone, jeder Pass zur toten Erde.

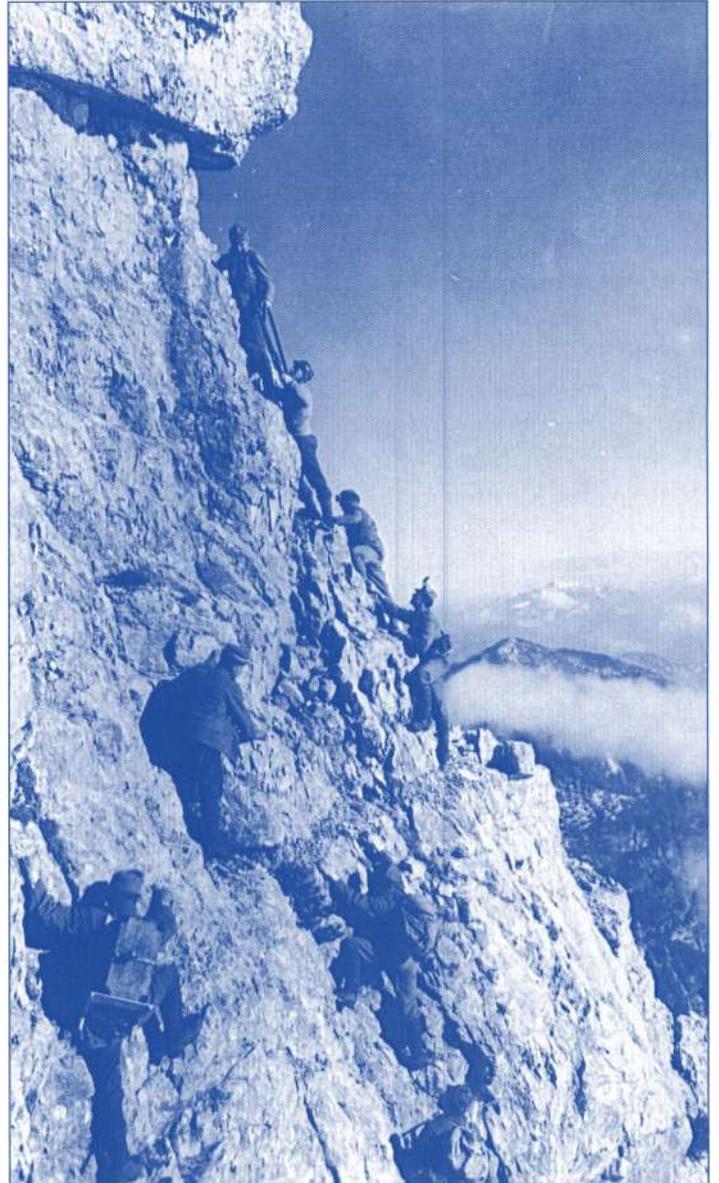
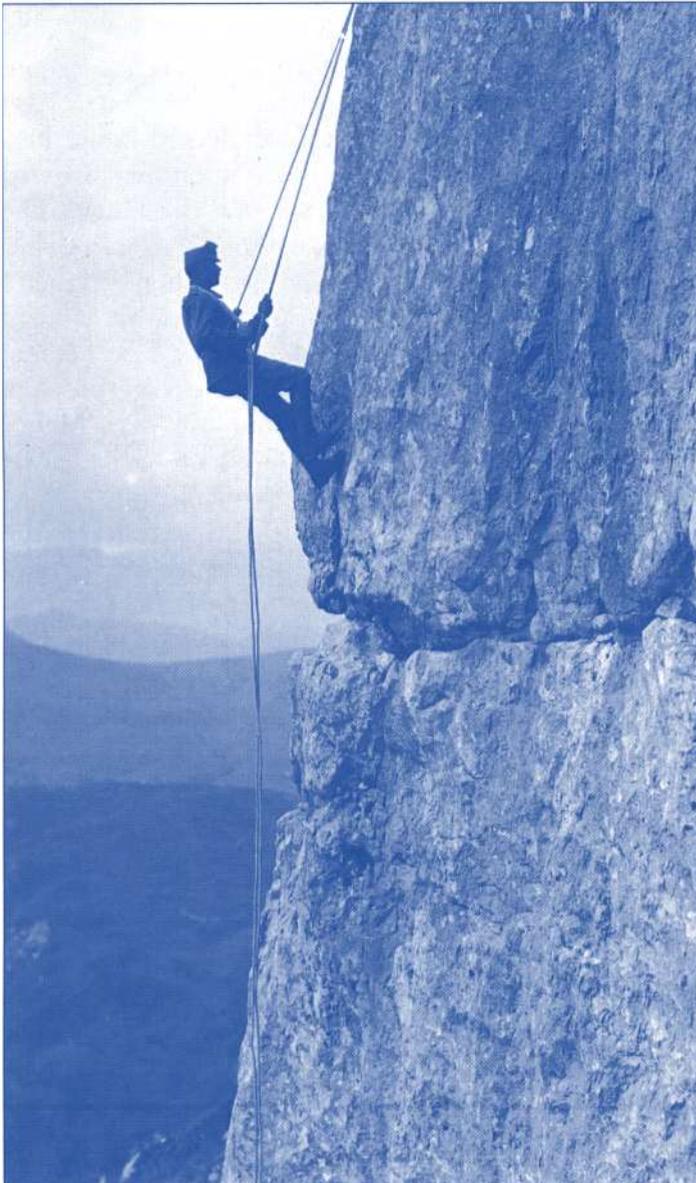
Die 3. und 11. österreichisch-ungarische Armee verfügten zusammen über rund 157.000 Gewehre – wie der Generalstab zählte –, dazu kamen rund 50.000 Mann des Landesverteidigungskommandos Tirol. Ihnen standen in der 1. und 4. italienischen Armee mehr als 200.000 Mann gegenüber, zu denen noch 40.000 rund um den Gardasee kamen.

Wer heute von Rovereto aus die spitzen Kehlen in die Berge nach Osten fährt, kann ermessen, welche ungeheuren Leiden die Männer auf beiden Seiten auf sich nehmen mussten. Zwischen den Tälern und Schluchten türmen sich unzählige Zweitausender. Jeder Schritt ist entweder ein Auf- oder Abstieg. Noch heute ist die Region verkehrsmässig schlecht erschlossen: dichte Wälder auf steilsten Abhängen; Hochplateaus, in die die Flüsse tiefe Rinnen eingefurcht haben; weit auseinandergezogene Siedlungen; aber auch kahle Flanken grauer Felsabhänge ohne Vegetation.

Rechts: Bau von Verteidigungsanlagen in den Dolomiten, 1916

Unten: Aufstieg auf die Drei Zinnen, 1916

Rechts unten: Patrouille am Monte Cristallo, 1916





Und so wurde der im Spätfrühling einsetzende mühsame Vormarsch der Österreicher zu einer unvorstellbaren Marter für Mann und Tier, in dem Pferde und Esel den Nachschub besorgten. Die Italiener mussten gleichfalls jeweils aus den Tälern aufsteigen und mühsam hinter den natürlichen Erhebungen Schutz suchen.

Berge wurden zu Begriffen: der Monte Pasubio, Cima di Campoluzzo, Coston d'Arserio, Passo della Verena, Cimone, Meletta. Sie alle sind nur noch in den Legenden der wenigen Überlebenden präsent. Bloss in den alten Propagandawerken sind die Mühen der Männer beider Seiten festgehalten. Und die Opfer des Wahnsinnsabenteuers liegen vielfach auf Soldatenfriedhöfen, die die Touristen der heutigen Fremdenverkehrsorte kaum noch besuchen.

Es waren keinesfalls nur Tiroler, deren Kaiserjäger den Mythos der Dolomitenschlachten am längsten lebendig halten konnten: denn da zeichnete sich das galizische Bataillon IV/24 aus, Steirer, Salzburger («Rainer»), Oberösterreicher («Hessen») oder das Egerländer Infanterieregiment Nr. 11; im Astico-Tal drang das ungarisch-rumänische Infanterieregiment Nr. 50 erfolgreich vor; am weitesten kam das Infanterieregiment Nr. 2 der Bosnier-Herzegowiner. Und alle diese Soldaten konnten von den Bergen bereits in die weite italienische Ebene hineinsehen, sie erblickten am Horizont die Hügel um die Palladio-Stadt Vicenza und die Kirchtürme von Bassano. Am 15. Juni stürmte das österreichisch-ungarische erste Korps der 3. Armee den Monte Pau – und jetzt schien der Durchbruch nur mehr eine Frage von Stunden. Die

Städte Arsiero und Asiago lagen bereits in Trümmern. Aber die Italiener schossen hinter jedem Baum hervor, verschanzten sich hinter dem kleinsten Erdwall und karrten das letzte Geschütz auf die Hügel. Die ungeheure Tapferkeit überzeugte die Österreicher davon, dass die Mär von der «welschen Feigheit» eine Erfindung der Kriegspropaganda war. Und in den «Sieben Gemeinden» – die deshalb so heissen, weil in ihnen ein altdeutscher Dialekt gesprochen wird, wurde um jedes Haus und um jede Mauer gekämpft. Noch heute lassen sich die Schäden in den schmucken Ortschaften erkennen.

30.000 Mann waren ausgefallen, als das AOK die Offensive einstellte – mangels Versorgung, Artillerie und frischer Truppen. So blieben die Österreicher gewissermassen in den Bergen eingesperrt und die Italiener hatten wirklich Grund zum Jubeln; obwohl 40.000 von ihnen in Gefangenschaft gegangen und sie 300 Geschütze verloren hatten.

Allen Experten freilich war klar: Österreich-Ungarn hatte die Chance verspielt, den grossen Durchbruch zu erzielen. Jetzt musste die Offensive wieder an die Italiener abgetreten werden.

Und sie blieb nicht aus.

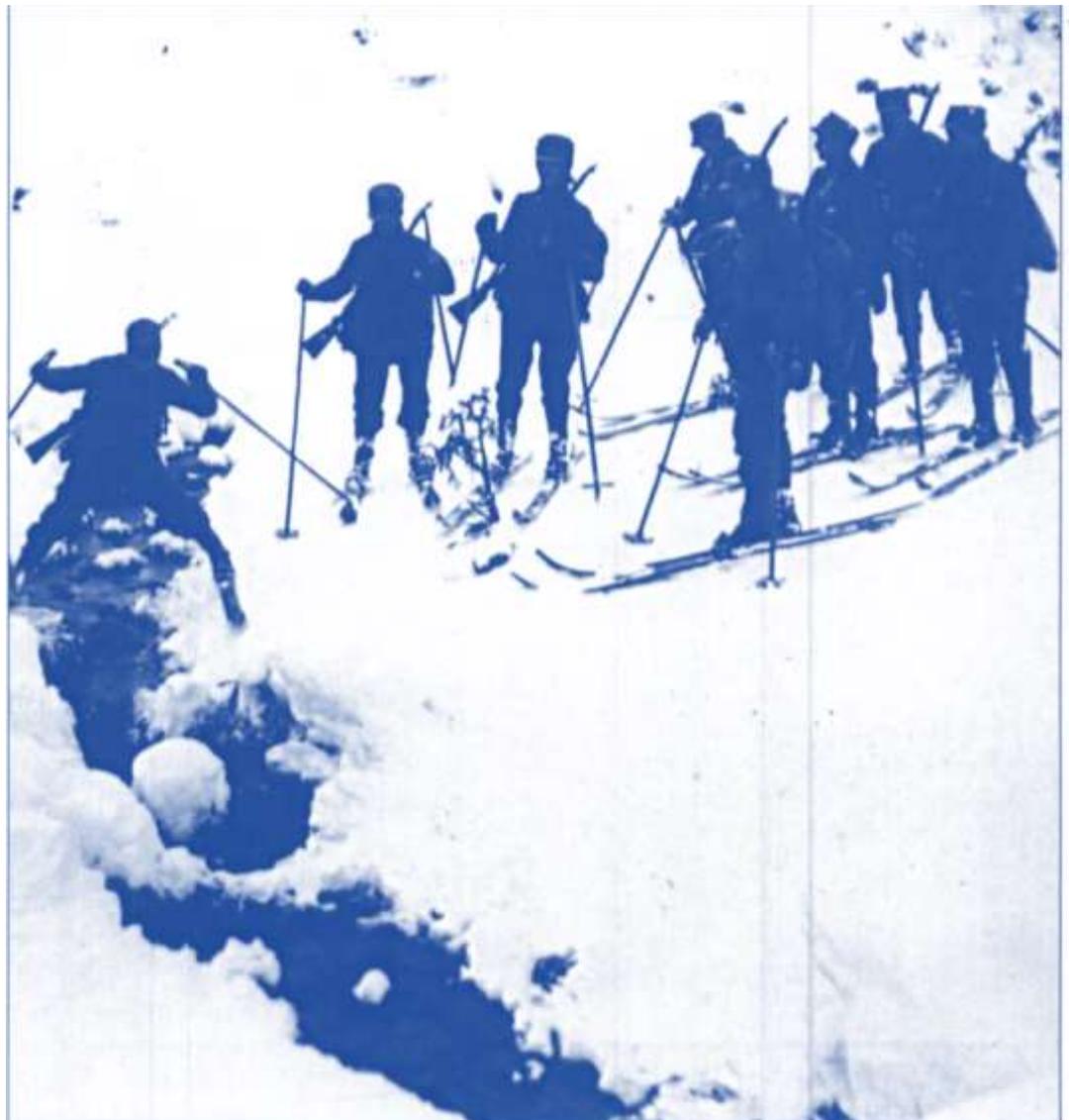
Generalleutnant Cadorna verlegte in extremer Eile alle in den Dolomiten freiwerdenden Truppen. Wohin? – An den Isonzo.

Und so kam es zur 6. Isonzoschlacht, die den Italienern tatsächlich den grössten moralischen Gewinn brachte, weil die Stadt Görz und der so heftig umkämpfte San Michele endgültig von Bersaglieri-Einheiten erstürmt

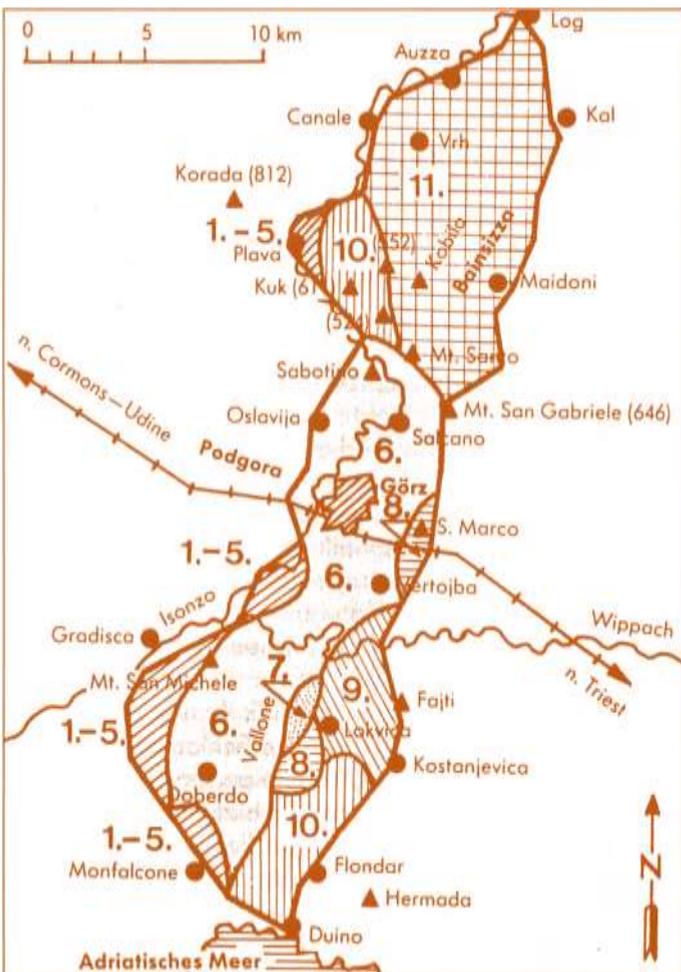


Oben links: Sturm am Passo della Verena, 1916

Oben: Vormarsch einer k. u. k. Maschinengewehrabteilung bei Arsiero, 1916



Kaiserjäger am Monte Pasubio, 1916



Links: Die Geländegewinne der Italiener in elf Isonzoschlachten 1915-1917

Oben: Unterstände am Isonzo, 1916

Oben rechts: Kavernen bei Tolmein, oberer Isonzo

wurden. Das Plateau von Doberdo wurde von den nun zurückgehenden Österreichern geräumt, und es konnte nicht mehr lange dauern, bis der Vorstoß nach Triest endlich Erfolg haben würde. Den Österreichern musste es wie ein Wunder erscheinen, dass Cadorna aber just in dieser Phase den Kampf abbrach. Sie wussten erst später, dass ihm diese Schlacht über 50.000 Mann gekostet hatte. Er schien sich damit zu begnügen, dass die Österreicher rund 30 Kilometer weit zurückgedrängt waren und nun mühsam im Karst neue Löcher und Unterstände ausbauen mussten.

Das alles spielte sich vor einer Verschlechterung der politischen und militärischen Grosswetterlage ab:

- Zehntausende Franzosen hatten in der «Hölle von Verdun» ihr Leben lassen müssen, aber eine deutsche Grossoffensive war dort gescheitert.
- Die Russen hatten sich erholt und rollten in der



sogenannten Brussilow-Offensive wieder mit einem Millionenheer gegen die auseinandergezogene Front aus Deutschen und Österreichern.

- Und Rumänien war auf der Seite der Entente in den Krieg eingetreten. Das aber bedeutete für Österreich-Ungarn eine neue Front im äussersten Osten der Monarchie: die vierte.

Hatte man noch zu Jahresende 1915 über die grossen Gebietseroberungen gejubelt, erkannte jetzt auch der kleine Mann im Hinterland, dass das Halten so riesiger Frontabschnitte von Tag zu Tag schwerer wurde. Und der wahnsinnige Blutzoll wurde angesichts der vielen Krüppel jetzt auch in den Städten der ganzen Monarchie bewusst. Das Kriegsministerium hatte sich seinerzeit nicht auf einen solchen Anfall von Verwundeten, Dauerinvaliden, Kranken und Blessierten eingerichtet.

Vor 1914 hatte man nach dem fast 40jährigen Frieden auch im Sanitätswesen gespart. Dabei hatte 1870 niemand geringerer als Theodor Billroth an einer Neuorganisation mitgewirkt. Man wollte damals aus dem Krieg von 1866 lernen, in dem unzählige Verwundete bloss mangels einfachster medizinischer Betreuung gestorben waren. Das militärärztliche Offizierskorps wurde ein wichtiger Teil der Armee, wobei die Militärärzte der Dis-

ziplinargewalt des Soldatenstandes nicht unterstanden. Ein Grund, weshalb das Offizierskorps der Monarchie die Ärzte in Uniform nie voll integrierte. Auch waren viele Ärzte Juden, was nicht selten zu antisemitischen Auftritten führte.

Die sogenannte Sanitätstruppe leistete in Friedenszeiten den Dienst in den Garnisonsspitalern, im Krieg direkt bei den Einheiten. 1904 sahen erneuerte Vorschriften vor, dass die Beweglichkeit der Sanitätstruppe grösser wurde und auch ein einschlägig ausgebildetes Unteroffizierskorps zusammengestellt wurde; Hilfsplatzwagen-Staffeln entstanden. Im Krieg, so war vorgesehen, wollte man die Leicht- von den Schwerverletzten trennen und durch Eisenbahn-Sanitätszüge und -schiffe die Transportprobleme besser lösen.

Als aber 1914 der Weltkrieg ausbrach, funktionierte fast nichts so, wie man es sich in den Ministerien am Papier vorgestellt hatte. Die Zustände auf den Verbandplätzen waren schauerlich, besonders nach den grossen Schlachten in Galizien und am Isonzo; die Vorsorge für Erfrierungen, Wunde Füsse und Blessuren war gleich Null. Und was das Spitalswesen betraf, so mussten sehr bald Zivilspitäler im Hinterland ausschliesslich für Verwundete verwendet werden, darüber hinaus sogenannte Marodenhäuser, Kuranstalten und medizinische Ausbil-



«Frakturabteilung» im  
Feldspital, Isonzo, 1916



Verwundete, Schwestern,  
Laibach, 1916



Operative Entfernung von  
Splittern, Feldspital, Triest,  
1916



Links: Verwundeter,  
Rot-Kreuz-Schwester,  
Villach, 1916



Gabriele  
D'Annunzio

dungsstätten. Es kam aber – je weiter der Krieg fortschritt – der Monarchie zugute, dass das Gesundheitswesen insgesamt doch einen der höchsten Standards unter den kriegführenden Staaten hatte. Die «Wiener Medizinische Schule» genoss weltweit vor allem hinsichtlich der Ärzteausbildung besten Ruf. Das hatte sich bereits vor dem Krieg gezeigt, als es noch verlässliche Statistiken gab und es den österreichischen Ärzten gelungen war, die Sterblichkeit in der Truppe in einem Zeitraum von nur 20 Jahren zu halbieren.

Dafür war im Feld zeitweise die Zahl der Selbstmorde beängstigend; einerseits wegen des Ehrenkodex im Offizierskorps (mehrere Truppenkommandanten, die vor dem Feind versagt hatten, gaben sich ebenso die Kugel wie Offiziere, die nicht in Gefangenschaft geraten wollten); andererseits hielten schon damals Österreich und Ungarn einen traurigen zivilen Suizidrekord. Zu den Labilen und Sensiblen kamen jetzt die Verwundeten und Invaliden, die die Schmerzen oder die Aussicht auf lebenslanges Krüppeldasein nicht ertragen konnten. Noch war ja auch die Narkose in vielen Fällen nicht entwickelt oder überhaupt nicht möglich, wodurch die Leiden der Verwundeten im Ersten Weltkrieg ein Ausmass annahmen, das heute schlechthin unvorstellbar ist.

Das Rote Kreuz, das nach der Schlacht von Solferino – also mehr als 50 Jahre vor 1914 – durch den Schweizer Henry Dunant begründet worden war, hatte nach

*Nach dem Tode Giuseppe Miraglias, am 27. Dezember, besuchte mich Giacomo Boni. Er hatte die traurige Botschaft auf der Reise empfangen und war herbeigeeilt, ohne sich in Grado aufzuhalten, wo er nach unserer Rückkehr vom Flug über Zara mit Beppino Zusammentreffen sollte. Sie hatten die Absicht, dieses noch von den alten Einfällen der Barbaren verwüstete Land aus der Höhe photographisch aufzunehmen.*

(...)

*Er kehrte aus den Alpen zurück, woben er aufgestiegen war, um weisse Schneemäntel und Schneeschube zu verteilen, die nach dem Muster jener gefertigt waren, wie sie auf Eberjagden zur Zeit des Horatius getragen wurden, wenn die Jäger die Nacht im Schnee verbringen mussten.*

*Er erzählte mir, dass sich die Soldaten trotz ihren erfrorenen Beinen zu erheben suchten und ihm zulächelten, als er vorbeiging. O Liebenswürdigkeit Italiens! An einem einzigen Tag hatte der Chirurg 250 Leuten die Füsse amputiert.*

*Dann erzählte er mir, im Karst wäre es noch schlimmer. Die Schützengräben füllten sich mit Wasser, und die Soldaten ständen tagelang bis zu den Knien im Sumpf. Ihr Schubwerk wäre von der schlechtesten Art; es wären Schube aus Pappe, die von Betrügern geliefert worden seien, und gegen solche Betrüger übte man noch immer Nachsicht, statt sie zusammenzutreiben und zu erschiessen oder sie zu zwingen, drei Tage lang mit derartigen Schuben im toten Wasser des Schützengrabens zu stehen. Drei Tage, sagte er, genügen, um einen Menschen zugrunde zu richten, auch einen Dieb.*

Gabriele D'Annunzio, «Notturmo»



Erzherzogin Maria-Josefa,  
1916



Die Sanitäterin Rosa  
Zenoch, die 1915 einen Fuss verlor

Kriegsbeginn jedenfalls weltweit die erste grosse Bewährungsprobe zu bestehen. Und tatsächlich wurde es zur letzten Hoffnung von Tausenden Soldaten und Zivilisten.

1879 aus dem «Österreichischen Patriotischen Hilfsverein» in der Habsburger Monarchie herausgewachsen, wurde es bei mehreren Naturkatastrophen und Unglücksfällen vor dem Weltkrieg eingesetzt. Österreichische Rot-Kreuz-Ärzte waren auch als Helfer bei den am Balkankrieg beteiligten Mächten eingesetzt gewesen. Nun wuchs dem Roten Kreuz über Nacht die Aufgabe zu, alles zu übernehmen, wozu die Heeresverwaltung nicht oder nur ungenügend vorbereitet war und die Zivilbehörden sich als unzuständig erwiesen. Die Zahl seiner Mitglieder wuchs von 73.000 bei Kriegsbeginn binnen einem Jahr auf eine Viertelmillion.

Das Rote Kreuz stand unter dem Protektorat der blutjungen Frau des Thronfolgers Karl, der Bourbonenprinzessin Zita. Und es gelang, zumindest im Hinterland bald die Verwundetenfürsorge effektiver auszubauen. In Palais und Wohnungen, Fabriken und Schulen wurden Spitäler eingerichtet. Bereits auf den Bahnhöfen übernahmen Schwestern die Verletzten und Erkrankten. Dabei verlangte es der Zeitgeist, dass auch Erzherzoginnen tätig waren; und die diversen lebenslustigen Comtessen, Baronessen und Fräuleins aus gutem Haus versorgten mit einem gewissen Snobismus die «Helden» aus dem Feld. Für manchen armen Teufel von der Front mögen

tatsächlich die hübschen höheren Töchter der letzte Lichtblick des Lebens gewesen sein.

Umso makabrer war der Ausbau der Medizintechnik, die sich bei der Herstellung von Prothesen, Geh- und Schreibhilfen hervortat.

Das Rote Kreuz war aber auch in vielen Reservespitälern im Einsatz, die überall requiriert worden waren. In Wien richtete man sogar das Parlament, die Hochschulen, die Sezession und das Künstlerhaus als Verwundetenquartiere ein. Zu alledem kam auch die Organisation des sogenannten Kriegshilfsbüros, das unbürokratisch Hilfe leistete – an Witwen, Waisen, Wöchnerinnen, stillende Mütter ohne Männer, aber auch an Mütter ausserehelicher Soldatenkinder und Lebensgefährtninnen von Gefallenen. Das sogenannte Kriegshilfsbüro übernahm teilweise auch die Frauenarbeitsorganisation: Arbeitsplätze in kriegswirtschaftlichen Betrieben, Nähereien und Transporteinrichtungen.

Das Schwarz-Gelbe Kreuz schliesslich war ab 1914 für die Ausspeisung der durch den Krieg unverschuldet in Not Geratenen eingerichtet; und das Silberne Kreuz half durch Geldvorschüsse und Arbeitsvermittlung den Reservisten sowie entlassenen Verwundeten.

Freilich: Das wirkliche Elend zeigte sich in voller Tragweite erst 1918, als die junge österreichische Republik und die Nachfolgestaaten bei der Wiedereingliederung grösste soziale Probleme hatten.

Weshalb 1916 die eigentlichen Schlachten bereits im

Unten: Soldat mit  
Fussersatz, Budapest, 1916

Unten: Verwundeter in Wien, 1916

Ganz unten: Soldat mit Handersatz, Buda-  
pest, 1916

Ganz unten: Amputierter im Rekonvaleszenten-  
heim, Prag, 1916





Verwundete in Linz, 1916

Hinterland geschlagen wurden – weil die Versorgung der Zivilbevölkerung zu einer ebenso entscheidenden Frage geworden war wie der Einsatz der Soldaten an der Front und die Versorgung der Verwundeten.

Die Unzufriedenheit war nicht zu überhören, und die Zensur konnte kaum noch verhindern, dass sich kritische Stimmen immer mehr Resonanz verschafften. Niemand glaubte mehr der vordergründigen Hurrah-Propaganda.

Der alte Herr in der Hofburg war dabei nicht so senil, dass er die Verschlechterung des politischen Klimas nicht bemerkt hätte. Aber er schaffte es nicht mehr, die Politik seiner Regierungen mit den militärischen Erfordernissen in Einklang zu bringen. Hinterland und Front fielen gewissermassen auseinander. Und nur der Thronfolger Karl sprach von «Blödsinn», dass «Politik und Militär nicht harmonieren».

So war denn auch nicht im Auftrag der Justizbehörden, sondern des Armeekommandos bereits 1915 ein Mann verhaftet worden, dessen Wort in Böhmen von grösster Bedeutung war: Der Wortführer der «Jungtschechen» im Reichsrat, Dr. Karel Kramar, ein damals 55jähriger Mann mit Vorliebe für demagogische Reden, aber immerhin einer nicht abzusprechenden Grund-Loyalität zur Monarchie.

Generalstabschef Conrad wollte gegen ihn mit einem Verhaftungsauftrag «dreinfahren», wie er sich ausdrückte, um die «hochverräterischen Strömungen in Böhmen zu bekämpfen».

Man hielt Kramar, der zusammen mit anderen prominenten Tschechen angeklagt worden war, ein Jahr lang in Haft und suchte – erst in dieser Zeit – nach hochverräterischen Aktivitäten. Mittlerweile kam es zu Auseinandersetzungen zwischen den tschechen-freundlichen Wiener Behörden und den Scharfmachern um Conrad. Aber die Militärschädel setzten sich durch. In einem monatelangen anschliessenden Prozess kam gegen Kramar nichts Entscheidendes hervor. Nur: Man heizte damit die Stimmung in Böhmen und Mähren mutwillig an und stachelte die tschechischen Soldaten an der Front zur Opposition auf.

Niemand konnte die Stimmung, die nun um sich griff, so nachhaltig einfangen wie der tschechische Nationalautor Jaroslav Hasek, der sich mit seinem «braven Soldaten Schwejk» auf Grund eigener Erlebnisse in der k. u. k. Armee einen Platz in der Weltliteratur erscrieb.



Nährarbeiten für die Soldatenfürsorge, Wien, 1916

Kramar wurde zum Tode verurteilt; aber das Urteil von Kaiser Franz Joseph ausgesetzt. Die Optik war dabei selbstverständlich verheerend, weil just zur gleichen Zeit auch der Trientiner Journalist Dr. Cesare Battisti – wie Kramar Abgeordneter – auf grausame Weise sehr wohl öffentlich hingerichtet wurde. Das Bild des Gehenkten ging nicht nur durch die Schützengraben, sondern auch durch alle Zeitungen des In- und Auslandes. (Battisti war – als österreichischer Staatsbürger – in italienischer Uniform in den Dolomiten in Kriegsgefangenschaft gewesen.)

Die harte Linie des AOK wurde allerdings nicht nur Prominenten gegenüber demonstriert. Todesurteile nach standrechtlichen Verfahren wurden in den Frontgebieten üblich. Vor allem gegen «Spione», «Plünderer» und «Freischärler» wurde «hart durchgegriffen». Festnahmen verdächtiger Bauern, denen man Begünstigung des Feindes vorwarf, waren vor allem in der Ukraine, am Balkan und später in Rumänien an der Tagesordnung. So entstand auch das Bild vom «hässlichen Österreicher», das vor allem von der Propaganda der Entente weidlich genützt wurde. Conrads Ansichten galten dennoch weiterhin als Evangelium im Heer: «Die Politik ist nichts anderes als eine Form des grossen Kampfes ums Dasein. Es

kommt darauf an, seine Feinde rechtzeitig zu erkennen und sich ihrer rechtzeitig zu erwehren.»

Die Feinde sassen allerdings bereits ausserhalb des Durchgreifbereiches der österreichischen Zivil- und Militärbehörden. Einer von ihnen war Thomas Masaryk, der zum Zeitpunkt des Kramar-Prozesses in Paris einen «Tschechischen Nationalrat» einberufen hatte und sich das erklärte Ziel einer völligen Lostrennung einer Republik aus Tschechen und Slowaken von der Habsburgermonarchie setzte. Bald begriff man in Paris und London, später auch in Washington, die Sprengkraft der Forderung. Über Nacht war aus dem Kriegsziel der Autonomisierung der Donaumonarchie dasjenige von deren Zerschlagung geworden. Und bald war es nicht nur Masaryk mit seinem «Tschechischen Nationalrat», der Aufsehen erregte. Auch die Südslawen hatten am 1. Mai 1915 in London den «Jugoslovenski Odbor» als Keimzelle eines späteren unabhängigen Staates aus -Slowenen, Serben und Kroaten begründet. Anton Trumbic, der einst die «Fiumer Resolution» verfasst hatte, begann mit nationalistischer Hetze. Ähnliches erfolgte in Rumänien, wo



Ivo  
Andrić

Der Oberleutnant sprach Deutsch mit ungarischem Akzent, vollkommen ruhig, aber so scharf und erbittert, dass der betrunkene Kaffeehausbesitzer plötzlich klein wurde und sich, unaufhörlich militärisch grüssend und unverständliche Entschuldigungsworte stotternd, in der Menge verlor.

Erst jetzt wandte sich die allgemeine Aufmerksamkeit wieder den Verurteilten zu. Die beiden Bauern zeigten die völlig gleiche Haltung. Sie blinzelten und zogen krause Stirnen vor dem Sonnenglanz und der Schwüle, die aus der dichtgedrängten Menge aufstieg, als sei das alles, was sie quälte. Wajo aber versicherte mit schwacher und weinerlicher Stimme, dass er unschuldig sei, dass ihn sein Konkurrent auf dem Gewissen habe, dass er weder je im Heer gedient noch irgendwann in seinem Leben gehört habe, dass man mit Licht Zeichen geben könne. Er konnte etwas Deutsch und

reihete verzweifelt ein Wort an das andere in seinem Mühen, irgendeinen überzeugenden Ausdruck zu finden, durch den er diesen Mahlstrom aufhalten könnte, der ihn seit gestern mitriss und drohte, ihn ohne Schuld und Fehl von dieser Welt fortzutragen.

«Herr Leutnant, Herr Leutnant, um Gottes willen . . . Ich unschuldiger Mensch . . . viele Kinder.. Unschuldig! Lüge! Alles Lüge!», wählte Wajo seine Worte, als suchte er, welches das richtige und rettungbringende sei.

Die Soldaten traten schon zu dem ersten Bauern. Er nahm schnell die Mütze ab, wendete sich zum Mejdan, auf dem die Kirche stand, und bekreuzigte sich zweimal inbrünstig. Mit einem Blick befahl ihnen der Offizier, zuerst Wajo hinzurichten. Der verzweifelte Mann aus der Lika hob, als er sah, dass die Reihe an ihn gekommen war, die Hände und begann in gebrochenem Deutsch aus vollem Halse zu schreien.

«Nein! Nein! Nicht, um Gottes willen! Herr Leutnant, Sie wissen . . . alles Lüge. . . Gott. . . alles Lüge!», schrie Wajo, aber die Soldaten hatten ihn schon an den Füßen und um die Hüften gefasst und auf das Holzgerüst unter dem Seil gehoben.

Atemlos verfolgte die Menge das alles wie ein Spiel zwischen dem unglücklichen Unternehmer und dem Oberleutnant, zitternd vor Neugierde, wer gewinnen und wer verlieren würde.

Ivo Andrić, «Die Brücke über die Drina»



Links oben: K. u. k.  
Militärgericht, Dalmatien,  
1916



Oben: Deserteur, Russland,  
1916

Oben: Hinrichtung einer  
«Spionin», Serbien, 1916

Unten: Hinrichtung von  
tschechischen Überläufern,  
Venetien, 1918





Oben: Gefangennahme Cesare Battistis, Trient, 1916

Rechts oben: Kinder und Frauen im Hinterland, Wienerwald, 1916



Links: Hinrichtung Battistis, Trient, 1916

man sich mit der Einberufung des Rumänenführers Julius Maniu zum Kriegsdienst nur scheinbar die Sache vom Leib geschafft hatte.

Da fielen im Wiener Hotel Meissl & Schadn vier Schüsse. Sie töteten den Ministerpräsidenten der österreichischen Reichshälfte, Karl Graf Stürgkh, beim Mittagessen in dem renommierten Innenstadtlökal. So sehr sicher fühlte sich im dritten Kriegsjahr einer der prominentesten Politiker der Monarchie, dass er nicht einmal einen einzigen Kriminalbeamten als Schutz mitgenommen hatte.

Die Schüsse hatte der Sohn des Führers der österreichischen Sozialdemokraten abgefeuert, Fritz Adler. Der junge Mann rief aus, was viele dachten: «Nieder mit dem Absolutismus! Wir wollen den Frieden.»

Am Tag vor dem Attentat, dem Stürgkh auf der Stelle erlag, hatte man in Wien ein Versammlungsverbot für einen allgemeinen «Arbeitertag» erlassen. Seit Kriegsbeginn war ja das suspendierte Parlament nicht mehr zusammengetreten, und bei den Sozialdemokraten war für



diesen Antidemokratismus niemand anderer als der Ministerpräsident hauptverantwortlich; ganz abgesehen davon, dass Stürgkh auch sonst ein Symbol für die «Zustände» und die «Unterdrückung des Proletariats» war. Zum Entsetzen seines alten und schon kranken Vaters, des «Hofrats der Revolution», Dr. Viktor Adler, wurde Fritz Adler zum Tod verurteilt, ohne dass das Urteil je vollstreckt wurde. Nun hatte aber erst recht die Linke in Österreich einen Märtyrer und das einigende Ziel vorgegeben: Frieden um jeden Preis – selbst um den einer militärischen Niederlage, ja der Zerstörung der Donaumonarchie.

Das alles spielte sich vor dem Hintergrund der sogenannten Brussilow-Offensive ab. Der bullige russische Reitergeneral hatte seinem Zaren versprochen, die Schmach des vergangenen Jahres wieder gutzumachen. Und er hatte ein Patentrezept, das so banal wie wirksam war; denn die Österreicher hatten sich zuletzt in sogenannten Fuchslöchern verschanzt – Schützengräben, die mit Holz und Zweigen relativ komfortabel ausgestattet waren; die Russen, so gab Brussilow als Weisung aus, sollten beim Angriff diese «Fuchslöcher» einfach überspringen und dann von hinten die Schützengräben im Mann-zu-Mann-Kampf erobern.

Und diese simple «Taktik» Brussilows, der mit rund einer

halben Million Mann angriff, funktionierte anfangs tatsächlich. Bei Olyka, südlich der Pripjet-Sümpfe, gelang ihm ein tiefer Einbruch in die österreichische Front. Bald waren die Russen neuerlich in Galizien angelangt, eroberten Czernowitz und drangen gegen die Karpaten vor. Erst dort kam mit Mühe die Dampfwalze zum Stehen.

Zu den Misserfolgen der Österreicher kam jetzt auch die zwingende Notwendigkeit, an der östlichen k. u. k. Grenze die Rumänen abzuwehren.

Das Königreich an der Donau war ursprünglich von einer deutschfreundlichen Regierung geführt worden. Die rumänischen Könige waren ja mit dem Herrscherhaus in Berlin direkt verwandt. Der kleine Staat zwischen den Grossmächten Russland und Österreich-Ungarn musste aber nach Fortschreiten des Krieges doch seine nationalen Interessen zwangsläufig über die dynastischen stellen. Zuerst neutral, schwenkte die öffentliche Meinung in Rumänien spätestens zum Zeitpunkt des Kriegseintritts von Italien zugunsten der Entente um. König Ferdinand, der seinem Vater Karl mitten im Krieg auf dem Thron folgte, war überdies mit einer englischen Prinzessin verheiratet, die eine Enkelin der Queen Victoria war. Und so wechselten die Rumänen, nachdem die Brussilow-Offensive einsetzte, endgültig die Fronten.

*Inzwischen war der brave Soldat Schwejk in eine Unterredung mit der Ordonnanz aus der Kaserne verstrickt. Der Soldat hatte dem Oberleutnant einige Schriftstücke zur Unterschrift gebracht und wartete jetzt.*

*Schwejk bewirtete ihn mit Kaffee, und sie sprachen davon, dass Österreich den Krieg verlieren werde.*

*Sie führten dieses Gespräch, als handelte es sich um die natürlichste Sache der Welt. Es war eine unendliche Reihe von Aussprüchen, von denen jedes Wort sicherlich bei Gericht als Hochverrat definiert worden wäre und beide an den Galgen gebracht hätte.*

*«Seine Majestät der Kaiser muss davon ganz blöd sein», erklärte Schwejk, «er war nie gescheit, aber dieser Krieg gibt ihm den Rest.»*

*«Er is blöd», erklärte der Soldat aus der Kaserne mit Bestimmtheit, «ganz blöd. Er weiss vielleicht gar nicht, dass Krieg is. Kann sein, dass sie sich geschämt ham, ihm's zu sagen. Wenn er auf dem Manifest an seine Völker unterschrieben is, so is das Lug und Trug. Man hats ohne sein Wissen in Druck gegeben, er kann schon überhaupt an nichts denken.»*

*«Er ist fertig», fügte Schwejk mit Kennermine hinzu, «er macht unter sich, und man muss ihn füttern wie ein kleines Kind. Neulich hat ein Herr im Wirtshaus erzählt, dass er zwei Ammen hat und dass Seine Majestät der Kaiser dreimal täglich an der Brust is. «Wenn nur schon Schluss wär», seufzte der Soldat aus der Kaserne, «und sie uns verdreschen möchten, damit Österreich schon mal a Ruh hat.»*

*Und sie fuhren beide fort in dem Gespräch, bis Schwejk schliesslich Österreich mit den Worten endgültig erledigte: «So eine blöde Monarchie soll gar nicht auf der Welt sein», wozu der andere, um diesen Ausspruch gewissermassen in praktischer Hinsicht zu ergänzen, hinzufügte: «Wie ich an die Front komm, verduft ich ihnen. «Als sie hierauf fortfuhren, die Meinung des tschechischen Volkes über den Krieg zu verdolmetschen, wiederholte der Soldat aus der Kaserne, was er heute in Prag gehört hatte: dass man in Nachod Kanonen höre und dass der russische Zar über Nacht in Krakau sein werde.*

Jaroslav Hasek, «Die Abenteuer des braven Soldaten Schwejk»

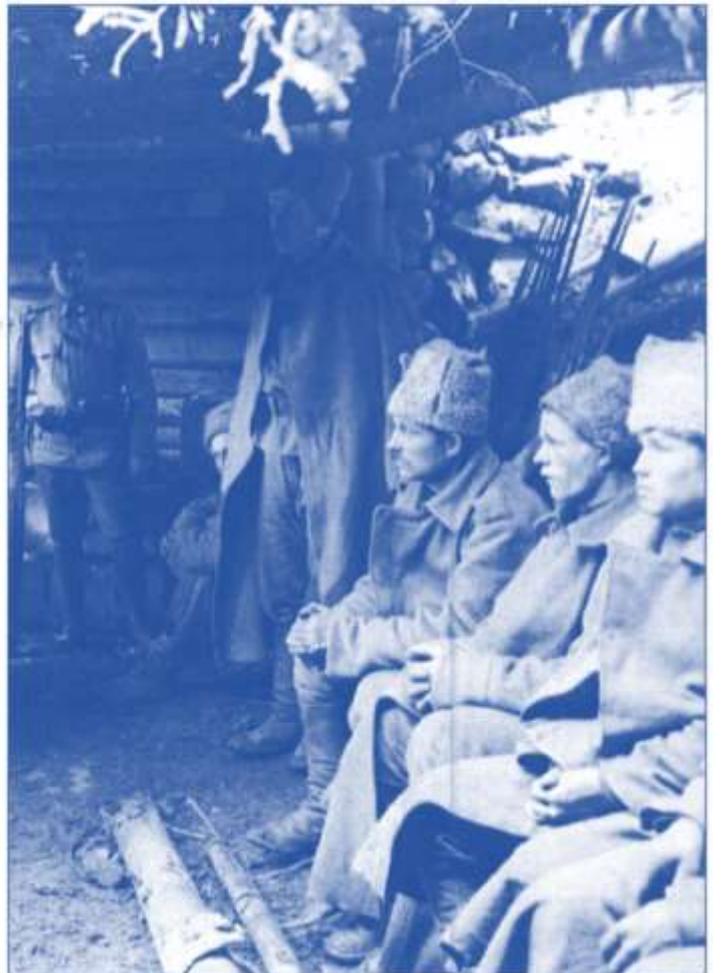
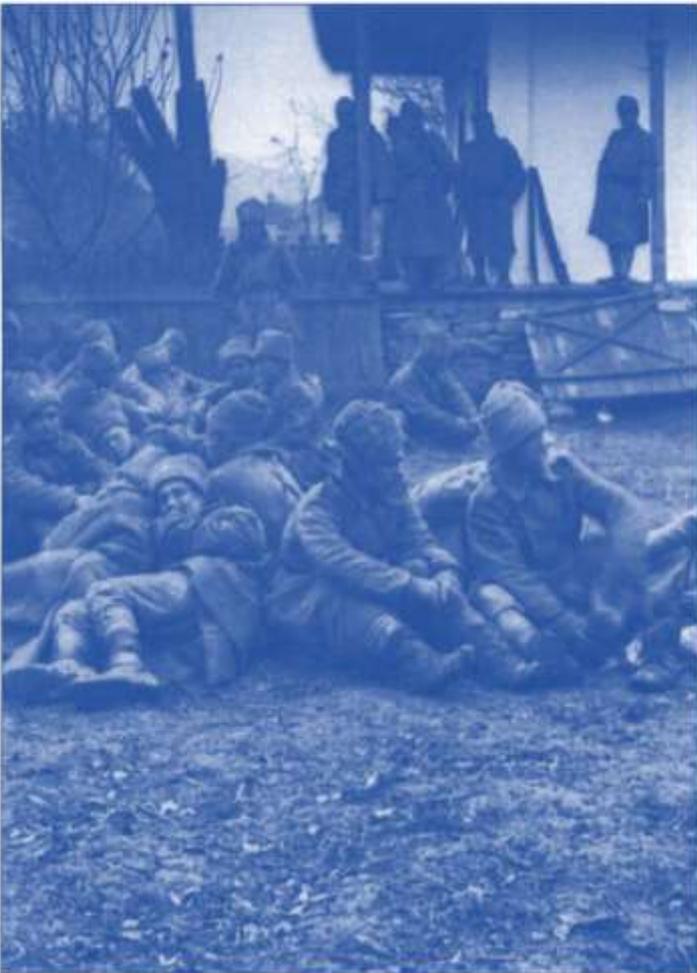
Schon am Tag nach der Kriegserklärung drangen sie in Siebenbürgen ein, wo ihre Landsleute in der ungarischen Reichshälfte der Donaumonarchie lebten und wo die Österreicher nicht einmal Grenzsperrn errichtet hatten. Bloss ein paar Honveds standen zur Verteidigung bereit. Im Verhältnis von 10:1 marschierten die Rumänen mit drei Armeen sodann erfolgreich bis zum Flusstal des Maros vor. In Absprache mit Brussilow wollten sie den weiter im Norden stehenden Österreichern in den Karpaten in den Rücken fallen.

Rechts oben: Erzherzog Karl, türkische Offiziere, Rumänien, 1916

Unten: Schusterwerkstätte, Siebenbürgen, 1916

Links und rechts unten: Rumänische Kriegsgefangene, Craiova, 1916





Unten: Österreichischer Offizier, 1916

Ganz unten: Kopfoperation,  
Feldspital, Siebenbürgen, 1916



Ein verzweifelt AOK erläuterte der Deutschen Heeresleitung – in der statt Falkenhayn Generalfeldmarschall Hindenburg jetzt die Nummer Eins war – den grausamen Ernst der Situation. Und allen Animositäten zum Trotz kam es zu Absprachen, in die auch die verbündeten Bulgaren einbezogen wurden.

Zusammen mit der deutschen 9. Armee ging schnellstens die 1. Österreichische unter dem General der Infanterie Artur Baron Arz im September in Siebenbürgen vor und drängte die Rumänen erfolgreich über die Grenzpfähle der Monarchie hinaus. Bei Kronstadt kam es zur Schlacht, die die Rumänen zu weiterem Rückzug zwang. Die Entscheidung fiel aber anderswo: Südöstlich von Bukarest macht die von West nach Ost fließende Donau einen scharfen Knick nach Norden, um in einem sumpfigen Delta ins Schwarze Meer zu münden. Dort liegt die Ebene Dobrudscha. Und von hier aus, also zwischen Donau und Meer, griff die Heeresgruppe des deutschen Generalfeldmarschalls Mackensen zusammen mit der bulgarischen 3. Armee an, obwohl dort die Russen den Rumänen zu Hilfe geeilt waren.

Zuvor allerdings hatte die k. u. k. Donauplottille die Rumänen erfolgreich am Überschreiten der Donau durch den Einsatz von Treibminen gehindert und in Windeiseile für die Verbündeten durch österreichische Pioniere Kriegsbrücken errichtet.

Von allen Seiten rückten nun deutsche, österreichisch-ungarische und bulgarische Truppen gegen Bukarest vor. Noch vor Einsetzen der kalten Jahreszeit war die Hauptstadt geräumt und auch das Erdölgebiet von Ploesti in der Hand der Mittelmächte. Ein Entlastungsstoss der Entente gegen die Bulgaren im Süden der Balkanhalbinsel – von Saloniki her – scheiterte.

Rumänien war also ausgeschaltet, eine halbe Million Soldaten tot, verwundet oder in Gefangenschaft. Und die Südflanke Russlands in Bessarabien jetzt extrem gefährdet. Die Österreicher standen am Schwarzen Meer und hatten die Walachei besetzt. Aber just an dem Tag, an dem sie sich in die Tiefebene durchgekämpft und die Stadt Craiova erobert hatten, war ein Telegramm aus Wien im Hauptquartier des Generals Arz eingelangt: Kaiser Franz Joseph war, 86jährig, gestorben.

Unten: K. u. k.  
Mörserbatterie vor  
Bukarest, 1916

Ganz unten: Bulgarische,  
österreichische Offiziere,  
Dobrudscha, 1916



# Kaiserwechsel

**D**a lag er nun, der alte Herr, mit friedlichem Ausdruck, zwischen Blumen und Heiligenbildern. Sein Generaladjutant hatte dem grossen Jäger einen Tannenbruch auf die Brust gelegt und ein Kreuz in die Hände gedrückt.

Die Trauergottesdienste für den allerchristlichsten Monarchen wurden aber nicht nur nach römisch-katholischem Ritus abgehalten; auch die Millionen orthodoxer Gläubiger in Ruthenien und dem neueroberten Rumänien, in Serbien und Montenegro entzündeten Kerzen; und die Protestanten in Siebenbürgen und Ungarn zitierten aus der Bibel; die Moslems in der Herzegowina und in Albanien richteten ihre Gebete für den Verstorbenen der Wiener Hofburg gegen Mekka; in den Synagogen klagten die Rabbiner über den Tod jenes Mannes, der sich in seinem Reich jede Judenhetze verboten hatte. Franz Joseph war der letzte Monarch, der zutiefst an seine göttliche Auserwähltheit geglaubt und sein politisches Verhalten an der Lehre seiner Kirche orientiert hatte. Seine Priester und Popen, Imams und Rabbiner versorgten umgekehrt bereitwillig seine Soldaten mit dem Segen des Himmels, wenn sie ins Feld abgingen. Gottesdienste waren auch überall bei den Truppen vorgeschrieben und eingeplant, die religiöse Betätigung der Soldaten genoss durchwegs Vorrang vor militärischen Notwendigkeiten.

In ganz Wien läuteten die Glocken, als der alte Monarch über den Heldenplatz und den Ring, vom Kai – der seinen Namen trägt – zum Stephansdom getragen wurde. Eine Grossmacht im Krieg stand Spalier, aber ein ganzes Zeitalter wurde im Sarg mit begraben. Es war nur konse-

quent, dass der alte Kaiser in seiner Uniform in der Kapuzinergruft bestattet wurde – ein symbolisches Zeichen der totalen Verschmelzung seiner Persönlichkeit mit seiner Armee, die für ihn immer Vorrang genossen hatte. Auf den Thron war Franz Joseph gekommen, weil die Armee 1848 unter den Generälen Radetzky, Jelacic und Windischgrätz dem Haus Habsburg die Treue gehalten hatte – wie Franz Grillparzer damals dichtete:

«Allein die Wurzel hielt. Was Worte leer  
Geraubt den weisheitstrunknen andern Ständen  
Das hielt ein Einzger fest. Es war das Heer  
Im Herzen treu und stark in seinen Händen.»

Dieser grossen Armee stand Franz Joseph innerlich und äusserlich immer nahe und fühlte sich vom ersten Tag seiner Regierung auch bei zivilen Tätigkeiten als Soldat. Mit Recht vertraute er darauf, dass einzig und allein sie das Völkergemisch Zusammenhalten würde. Wer seinen, des «Kaisers Rock» trug, war bei ihm erst der wahre Österreicher; und bei den durch die Anekdote und das Vorurteil als antimilitaristisch verrufenen «gemütlichen» Austriaken bildete schliesslich nach drei Generationen unter Franz Joseph das Heer das Rückgrat des Staatswesens.

Dabei hatte Franz Joseph weder das Talent noch das Charisma des Heerführers. Ihm fehlte jeder militärische Weitblick und jedes strategische Geschick. 1859 blamierte er sich im Krieg gegen Franzosen und Italiener,



Oben: Begräbniszug Kaiser Franz Josephs, Wien-Heldenplatz, 1916

Unten: Karl I., Ehefrau Zita, Thronfolger Otto vor der Stephanskirche, Wien, 1916





1866 hielt er sich gegen die Preussen persönlich zurück und 1914 war er zu alt, um selbst militärische Aufgaben zu übernehmen. So überliess er im Grunde stets allzuviel den Generälen – was sich rückblickend als mittlere Katastrophe herausstellen sollte. Und ihn zum Mit-, ja Hauptschuldigen auf der Bühne der Weltgeschichte werden liess.

In den 68 Jahren der Regentschaft Franz Josephs hatte sich überdies die Welt total gewandelt: Erfindungen und neue Techniken, revolutionäre Ideen und politische Massenbewegungen veränderten die Menschen. Auch das Militärwesen hatte sich von Grund auf umgestaltet. Bei Franz Josephs Regierungsantritt 1848 schoss man noch mit Vorderladern und entschied Schlachten mit Kavallerieattacken; als er 1916 starb, hämmerten die Maschinengewehre, tauchten die ersten Panzer auf und warfen Flugzeuge Bomben.

So ist es nicht zu verwundern, dass die führenden Militärs zwar die Auswirkungen des Todes von Franz Joseph auf die innere Verfassung der Monarchie fürchteten, andererseits aber von seinem Nachfolger mehr Verständnis für die geänderten Bedingungen und Bedürfnisse des Weltkrieges erhofften. Kaiser Karl erschien auch bereits wenige Tage nach seiner Thronbesteigung im österreichischen Hauptquartier in Teschen. Dort war er kein Unbekannter. Seit Kriegsbeginn war der Thronfolger an allen Fronten gewesen, hatte Tausende Hände gedrückt, Soldaten ausgezeichnet, Mannschaften ermuntert, Verwundete getröstet. Man mochte den offenen, manchmal naiven und freundlichen Habsburger, dessen Gesichtszüge von einer gewissen Weichheit gezeichnet waren. Vor allem aber bildete seine schlichte, bescheiden wirkende Art einen Kontrast zu manchem der feudalen, im arroganten Korpsgeist

Rechts: Kaiser Karl,  
Generalstabsoffiziere (1.  
von links: Boroewic, 4. von  
links der spätere  
österreichische  
Bundespräsident Körner),  
Venetien, 1917

Unten: Kaiser Karl,  
Kaiserin Zita auf Besuch in  
Konstantinopel, 1918

des Adels erzogenen Generäle, deren es in der Riesennarmee nicht gerade wenige gab.

Der neue Kaiser und König watete jedenfalls sehr wohl durch den Schmutz der vordersten Gräben, ass aus dem Menagegeschirr den Frass der Feldküchen und fürchtete sich auch vor den Seuchenspitälern nicht.

Bloss: Karl hatte wenig bis keine echte militärische Erfahrung, und die Bindung der einfachen Menschen an der Front und im Hinterland an den jungen Mann war nicht halb so ausgeprägt wie die an die mythische Grossvaterfigur Franz Joseph.

Der neue Kaiser ging es dennoch scharf an. Bereits zum Jahreswechsel 1916/17 verabschiedete er den formellen Oberbefehlshaber Erzherzog Friedrich und übernahm selbst das Oberkommando. Dem Deutschen Kaiser und Verbündeten stattete er einen Antrittsbesuch ab und wurde auch gleich das Objekt der forschen Besserserei der preussischen Generalität, die ihn nicht darüber im Zweifel liess, wie sie über die Rolle der Österreicher dachte: nämlich Erfüllungsgehilfen für deutsche Wünsche zu sein.

Mag sein, dass schon damals in Karl der Wunsch reifte, sich irgendwann vom deutschen Partner abzukoppeln. Denn weder bei Kaiser Wilhelm noch bei dessen Generalstäblern fand er eine Spur von Bereitschaft zum Frieden.

Allerdings auch nicht beim österreichischen Generalstabschef. Der Sieg in Rumänien war Conrad in den Kopf gestiegen und er hoffte, den jungen Mann schon rechtzeitig aus dem AOK hinausekeln zu können.

Aber das Erstaunliche geschah. Der als weich verschriene Karl verlangte als erstes eine Verlegung des Hauptquartiers vom schlesischen Teschen nach Baden bei Wien – und entliess nach bereits drei Monaten jenen Mann, der seit dem Sommer 1914 die Hauptverantwortung für die Armeeführung getragen hatte, Conrad von Hötzendorf. Der junge Monarch warf dem Generalstabschef jeglichen Mangel an Menschenkenntnis vor – und den Umstand, dass dieser als 64-jähriger Mann mitten im Krieg eine junge geschiedene Frau geheiratet hatte, die für «Weiber- und Protektionswirtschaft» im Hauptquartier verantwortlich gewesen sein soll. Umgekehrt charakterisierte Conrad den Nachfolger Franz Josephs seinerseits süffisant:





Oben: Kaiser Karl beim Besuch eines zerschossenen Dolomitendorfes, 1917

Links: Mit dem neuen Generalstabschef General Arz (im Hofzug), 1917



Rechte Seite oben: Das Kaiserpaar mit Fliegern, 1917

Unten: Kaiserin Zita, Wartenholz, 1917



«Mich hatte die Handlungsweise Kaiser Karls durchaus nicht überrascht. Ich kannte seine Unaufrichtigkeit, Hinterhältigkeit und Verlogenheit.»

Nachfolger Conrads wurde General Arz – jener Mann, der den Rumänienfeldzug gerade siegreich beendet hatte. Der Siebenbürger hatte sich bereits in Galizien als guter Frontkommandeur bestätigt. Die Frage war nur, ob er auch die Generalstäbler-Qualität des Routiniers Conrad mitbrachte.

Der Machtwechsel hatte aber noch einen anderen Hintergrund. Die Initiative sollte nach Karls Vorstellung wieder von den Militärs auf die Politiker übergehen und er wollte in Österreich-Ungarn das verhindern, was er für Deutschland konstatierte: «Mein Eindruck: Auswärtiges Amt gänzlich ausgeschaltet; reine Militärdiktatur. Kaiser völlig unorientiert über triste wirtschaftliche Lage Deutschlands und unleugbare Kriegsmüdigkeit seines Volkes.» Karl ergriff jedenfalls jetzt eine politische Initiative. Seinen Aussenminister drängte er, eine sogenannte Friedensdemonstration bei allen kriegführenden Mächten einzuleiten. Und einen Friedensappell des damals noch neutralen US-Präsidenten Woodrow Wilson beantwortete die k. u. k. Regierung im Auftrag Karls mit dem Vorschlag, dass die kriegführenden Mächte an einem Ort des neutralen Auslands baldmöglichst zusammentreten soll-





Oben: Jüdische Soldaten, Feld-  
rabbiner, Dalmatien, 1917

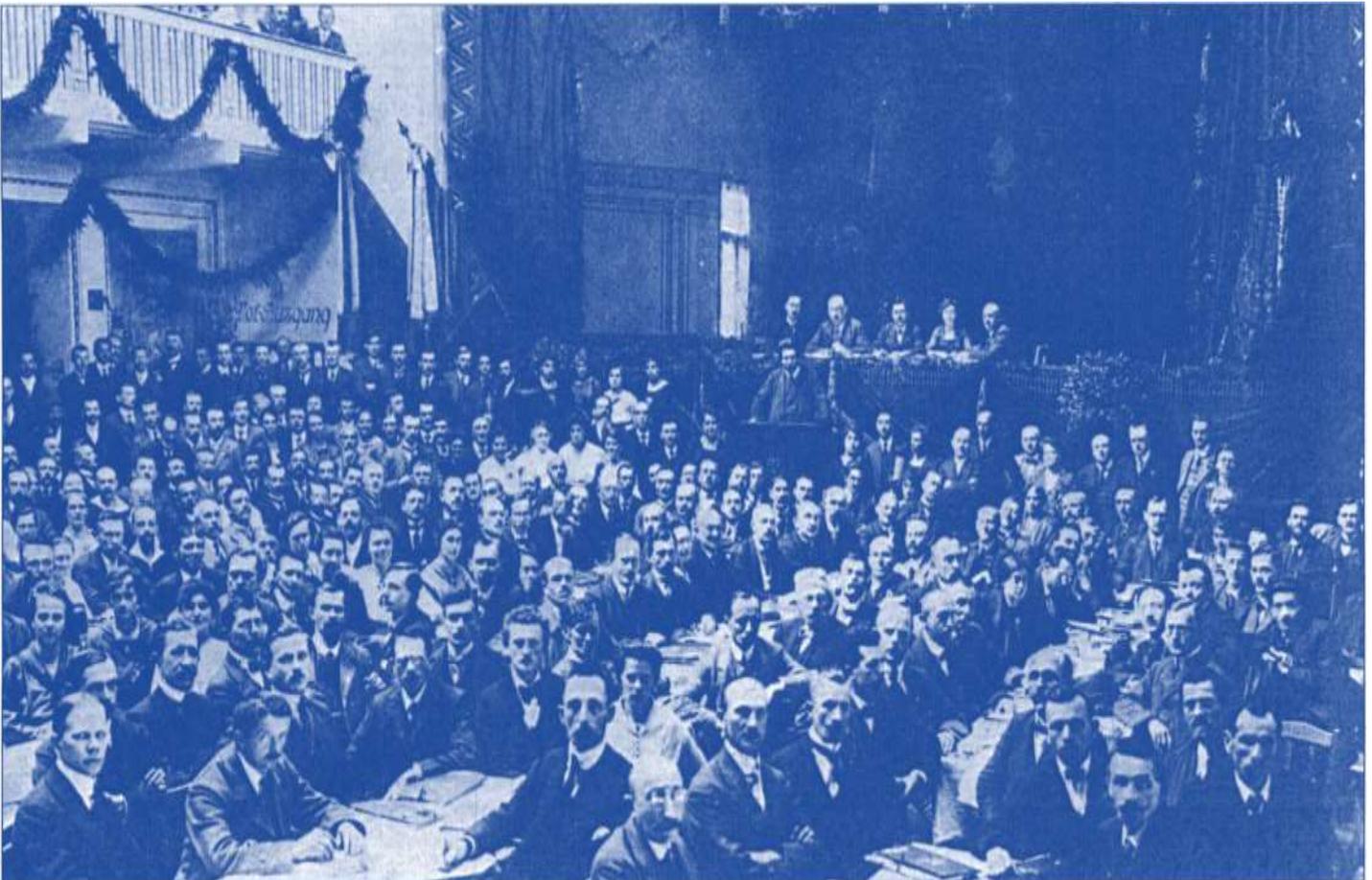
Unten: Trauung eines rutheni-  
schen k. u. k. Soldaten nach  
orthodoxem Ritus, Rumänien,  
1917





Oben: Feldmesse im  
Schützengraben an der  
Piave, 1918

Unten: Sozialdemokratische  
Versammlung, Böhmen, 1918



den Feind zum zeitweiligen Frieden zu verpflichten  
 die ungesessenen Hellenen fest in die Hände zu  
 nehmen den Feind durch im Feind anzugreifen  
 zu lassen, ~~sonst~~ als selbst dem siehenden Feind  
 nachzugehen, gleichwohl ausgegattet zu werden  
 und dann durch einen Feindangriff den Kampf  
 gestopft zu werden (2. 11. 18. 1911)

3. Ich habe von ~~Widerstand~~ ~~gegen~~ den Kampfkraft  
 immer von ~~allgemeiner~~ ~~unförmlicher~~ ~~gegen~~

4.) Ich mache es jedem Kommandanten zur  
 höchsten Pflicht, sein möglichstes Bestes  
 damit die Kommandanten bald vorrückt werden  
 und die Truppen zeitig möglichst gut versorgt  
 werden

5.) Ich verbiete den Befehl, ~~zu~~ ~~seinem~~ ~~U-~~  
 fangenen zu machen: ~~sich~~ ~~den~~ ~~von~~ ~~den~~ ~~gefangenen~~  
 dass die Truppen in ~~ihren~~ ~~Hand~~ ~~alle~~ ~~gefangenen~~  
 die ~~selbst~~ ~~angefangen~~ ~~mit~~ ~~den~~ ~~gefangenen~~ ~~zu~~ ~~seinem~~ ~~ein~~  
 trauen Soldaten schuldig sind ~~schon~~ ~~zu~~ ~~abgeben~~  
 wenn es ~~ernst~~ ~~verboten~~ ~~ist~~, ~~da~~ ~~sich~~ ~~beute~~ ~~ergibt~~, ~~made~~

macht. Am nächsten ist ~~mir~~ ~~mir~~, wenn die  
 Feinde die ~~Weg~~ ~~dazu~~ ~~benutzt~~, ~~um~~ ~~die~~ ~~eigenen~~  
 Soldaten in einem ~~Korps~~ ~~halt~~ ~~zu~~ ~~führen~~, ~~was~~ ~~aber~~  
~~keine~~ ~~in~~ ~~den~~ ~~Handen~~ ~~ist~~ ~~mit~~ ~~den~~ ~~Korps~~ ~~besteht~~ ~~werden~~  
 In diesem Falle hat die ~~mich~~ ~~am~~ ~~besten~~ ~~Korps~~  
 die ~~Antwortsache~~ ~~zu~~ ~~verantworten~~ ~~und~~ ~~es~~ ~~mir~~  
~~entsprechend~~ ~~zu~~ ~~melden~~

6.) Ich verbiete auf das strengste das Mitleid  
 und Pardonieren ~~und~~ ~~ernstliche~~ ~~Zustände~~,  
 Jeder Soldat des ~~XX~~ ~~Kriegs~~ ~~muss~~ ~~von~~ ~~den~~  
~~Abgrenzung~~ ~~durch~~ ~~den~~ ~~Feind~~ ~~sein~~ ~~dass~~ ~~er~~  
 die ~~Träger~~ ~~der~~ ~~Truppen~~ ~~und~~ ~~gegen~~ ~~aus~~ ~~dem~~  
~~Hande~~ ~~der~~ ~~Korps~~ ~~ist~~



Eigenhändiger Entwurf eines Befehls von Kaiser Karl über die Behandlung von Verwundeten und Gefangenen

sowie das Verhalten im Feindesland

ten. Das Prinzip dieser Gespräche: «Keine Sieger, keine Besiegten.»

Just damals aber hatte das Deutsche Reich intern bereits beschlossen, den uneingeschränkten U-Boot-Krieg zu verkünden. Ein mittlerer Wahnsinn, weil es die Amerikaner damit endgültig auf die Seite der Entente drängte. Also versuchte es Karl auf einem anderen Weg. Und dabei kamen ihm die familiären Bindungen seiner Frau Zita zustatten. Die überaus attraktive Prinzessin aus einer jener vertriebenen Dynastien Europas – der Bourbon-Parma – hatte Karl 1911 geheiratet. Während dieser damals noch als chancenloser Erzherzog galt und ihm der Ruf vorausging, ein Schwächling mit Alkoholproblemen zu sein, wurde Zita von diversen Clan-Mitgliedern als umtriebige «Italienerin» verpetzt und ihre Willensstärke so umgedeutet, als stünde der junge Karl völlig unter ihrem negativen Einfluss. Im Krieg wurde dann Zitas Friedensliebe und Menschlichkeit vor allem von den Militärs als «Humanitätsduselei» ausgelegt. Und als Karl schliesslich nach dem Thronwechsel zahlreiche Begnadigungen, die Milderung der Militärstrafen und Erlässe zur anständigen Behandlung der Gefangenen sowie Zivilisten in den Kriegsgebieten herausgab, vermutete man dahinter wiederum die «Italienerin». Vor allem den Deutschtümlern war damit «der Beweis gelungen», dass Zita im Grunde mit dem Feind sympathisiere. Ihre Initiative zur Schliessung der Truppenbordelle brachte ihr überdies nicht gerade geringen Spott auch bei allen Realisten ein. Und schliesslich verärgerte das sympathisch-unkonventionelle Paar auch die Hofschranzen mit der Abschaffung fast aller Etikette-Vorschriften.

Nun mochte Zita die Deutschen offensichtlich tatsächlich wenig; auch standen zwei ihrer Brüder als Offiziere in den feindlichen Armeen in Frankreich. Dazu kam, dass der Kaiser mit Heinrich Graf Clam-Martinic einen böhmisch empfindenden neuen Ministerpräsidenten erwählt hatte. Ihn ergänzten ein Prager Grossindustrieller und ein deutsch-böhmischer Liberaler als neue Regierungsmitglieder, nebst Ottokar Graf Czernin, der Außenminister wurde. Allen diesen Männern sagte man nach, Tschechenfreunde zu sein und die alten Pläne vom Trialismus wieder aufnehmen zu wollen. Das aber sah jetzt, nach dem Kramar-Prozess, in den Augen der nach

Rechts: Fliegerabwehr,  
Venetien, 1918

Unten: Italienische  
Gefangene in den  
Dolomiten, 1918



Berlin dienernden Kamarilla tatsächlich auch wie eine Konspiration mit den inneren Feinden der Monarchie aus. Natürlich war alles Unsinn und Zita sehr wohl eine glühende österreichische Patriotin. Und andere Brüder von ihr standen auch in österreichischer Uniform im Feld. Was sie allerdings wirklich wollte – und da war die junge Frau durchaus weitsichtig –, war ein schneller Friedensschluss. Sie begriff offensichtlich besser als die vom Volk isolierten anderen Angehörigen der Allerhöchsten Familie, dass die Donaumonarchie keine Kraft mehr zum Krieg hatte.

So kam es auf ihre Initiative hin zu jener Aktion, die als «Sixtus-Affäre» in die Weltgeschichte eingehen sollte. Denn Sixtus war niemand anderer als ihr Bruder.

1886 in Wartegg am Bodensee geboren, kam der Bourbone für einen Teil des französischen Adels als theoretischer Thronprätendent in Frage. Tatsächlich war Sixtus mit seinen dunklen Haaren und seinem perfekten Französisch und Italienisch eher ein romanischer Typ. 1914 vom Kriegsausbruch in Wien überrascht, war er über die Schweiz mit seinem gleichgesinnten Bruder Xavier nach Frankreich gefahren. Beim Abschied von Schwester und Familie schrieb er noch in sein Tagebuch: «Wir kämpfen an ganz verschiedenen Fronten und doch stehen wir im gleichen Lager . . . dem Lager, das Europa verteidigt gegen die Nationalisten und gegen jene, die unseren Kontinent vernichten wollen.»

Die Franzosen nahmen 1914 die beiden Brüder nicht in ihre Armee auf, weshalb sie sich diese an das bereits von den Deutschen überschwemmte Belgien wandten, weil die dortige Königin ihre Cousine war. Schliesslich wurden sie Leutnants bei der belgischen Feldartillerie.

Es war am 23. März 1917, als die beiden – eingeladen von Zita und eingeschmuggelt in österreichischen Uniformen – Schwester und Schwager geheim in Wien besuchten. Sixtus stand damals bereits in engem Kontakt mit führenden Politikern der Entente. Und von diesen brachte er auch die Erklärung mit, dass ein Friede mit den Mittelmächten möglich wäre, würde Deutschland auf Elsass-Lothringen verzichten. Sollte dies nicht möglich sein, wäre ein Separatfriede mit Österreich-Ungarn denkbar, wenn sich die Donaumonarchie initiativ von den Deutschen lösen würde. Der Pferdefuss: Österreich



Oben: Aussenminister Ottokar Graf Czernin, 1917

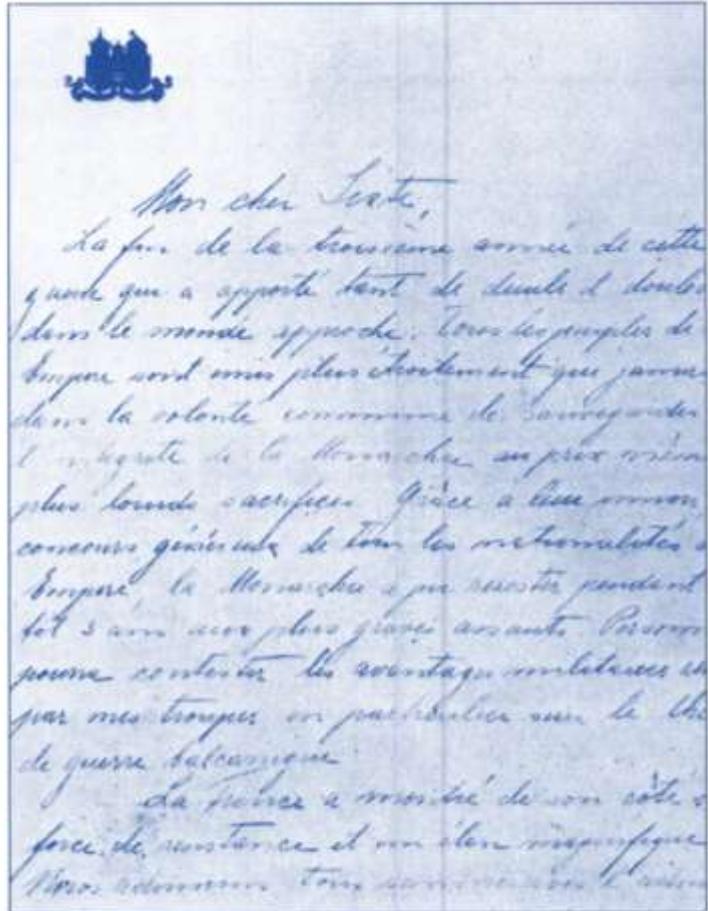
Oben rechts: Der «Sixtus-Brief» von Kaiser Karl, 1917

Rechte Seite oben links: Die Brüder der Kaiserin Sixtus und Xavier Bourbon-Parma in belgischer Uniform, 1917

Unten: Französische und britische Gefangene, österreichische Artilleristen, Flandern, 1917

müsste wohl gegenüber Italien in Bezug auf Südtirol und Triest erhebliche Zugeständnisse machen und auch Serbien wieder räumen.

Das war die Ausgangslage, als es zu den Gesprächen der Emissäre mit Kaiser Karl im Schloss Laxenburg kam. Den Aussenminister Czernin zog der Kaiser nur teilweise zu den Gesprächen bei – was diesem später die Möglichkeit gab, seine Hände in Unschuld zu waschen. Tatsächlich war der Minister im Schneetreiben schon nach Wien gefahren, als Kaiser Karl einen Brief aufsetzte, den er formell an Sixtus richtete («Mon cher Sixte . . .») und den dieser den Staatsmännern der Entente vorzeigen sollte. In ihm hiess es: «Wir alle bewundern ohne Vorbehalt die herrliche, traditionelle Tapferkeit der Armee Frankreichs und die Opferwilligkeit des ganzen französischen Volkes . . . deshalb bitte ich Dich, geheim und inoffiziell Herrn Poincaré, dem Präsidenten der Französischen Republik, zur Kenntnis zu bringen, dass ich mit allen Mitteln und unter Anwendung meines gan-



zen persönlichen Einflusses bei meinen Verbündeten die gerechten Rückforderungsansprüche Frankreichs mit Bezug auf Elsass-Lothringen unterstützen werde.» Zu diesem Zeitpunkt standen zwei Millionen Deutsche in Frankreich im Kampf. Fiel Karl also dem Verbündeten in den Rücken? Es sah tatsächlich so aus.

Sixtus ging mit dem Brief in den folgenden Tagen zu Poincaré, der seinerseits seinen Kabinettskollegen erklärte, dass Österreich nicht nur einen Waffenstillstand, sondern einen Sonderfrieden suche, «der die Aufspaltung der Zentralmächte zum Ziel hat und Österreich danach diplomatisch auf unsere Seite ziehen würde».

Sixtus traf in der Suite 111 des Hotels «Crillon» auch den britischen Premierminister Lloyd George, der ihm seinerseits zusicherte, dass England ein altes Gefühl der Freundschaft für Österreich hege, und riet, die Donaumonarchie möge konkrete Vorschläge für einen Ausgleich mit Italien machen.

Zu diesem Zeitpunkt war alles noch geheim. Wie Kaiser Karl versprochen hatte, wollte er den Deutschen ins Gewissen reden. Am 3. April fuhr er mit Czernin zu Kaiser Wilhelm nach Bad Homburg, der seinen Reichskanzler und den Generalfeldmarschall Hindenburg beigezogen hatte. Es steht heute – entgegen den Gerüchten und Diffamierungen – fest, dass Karl die Deutschen über Sixtus und seine Friedensbemühungen sehr wohl informierte, dass also von einem «Dolchstoß» keine Rede gewesen sein kann; man diskutierte nämlich in Bad Homburg sogar die Frage von «Kompensationen» für Elsass-Lothringen durch Landgewinn in Polen, wobei Österreich zur Abtretung Galiziens bereit gewesen wäre. Auch wissen wir heute, dass die Deutschen damals selbst geheime Friedensfühler zu den Franzosen ausstreckten.

Dafür drängten sie die Österreicher in Bad Homburg, vorweg auf Triest und Südtirol zu verzichten. Aber weil schliesslich niemand den rechten Mut fand, der jeweils eigenen «Kriegspartei» die Sache schmackhaft zu machen, scheiterte die Sixtus-Offensive kläglich, ja wurde zur «Affäre»; und belastete das Kriegsende und die Zeit danach ausserordentlich. Das Wort «Verrat» wurde zur Punze, die Kaiser Karl, noch mehr aber Kaiserin Zita von den Deutschnationalen aufgeprägt wurde.



Am 22. April jedenfalls erklärten die Franzosen offiziös, dass «Friedenseröffnungen Österreichs ohne gleichzeitige Berücksichtigung der Ansichten Italiens nicht berücksichtigt werden können». Und Österreichs Botschafter in Berlin versetzte den Wiener Hof mit der kolportierten Äusserung Kaiser Wilhelms in Angst und Schrecken, er würde im Fall eines Separatfriedens Österreichs sogleich in Böhmen einmarschieren lassen und in Wien «aufräumen».

Tatsächlich sah es zu diesem Zeitpunkt in der Reichshaupt- und Residenzstadt traurig aus. Es herrschte extremer Lebensmittelmangel und die Waffenproduktion stagnierte infolge des Fehlens von Rohstoffen. Man kalkuliert nach Wochen, wie lange man noch durchhalten könnte. Das Revolutionsgespenst ging um.

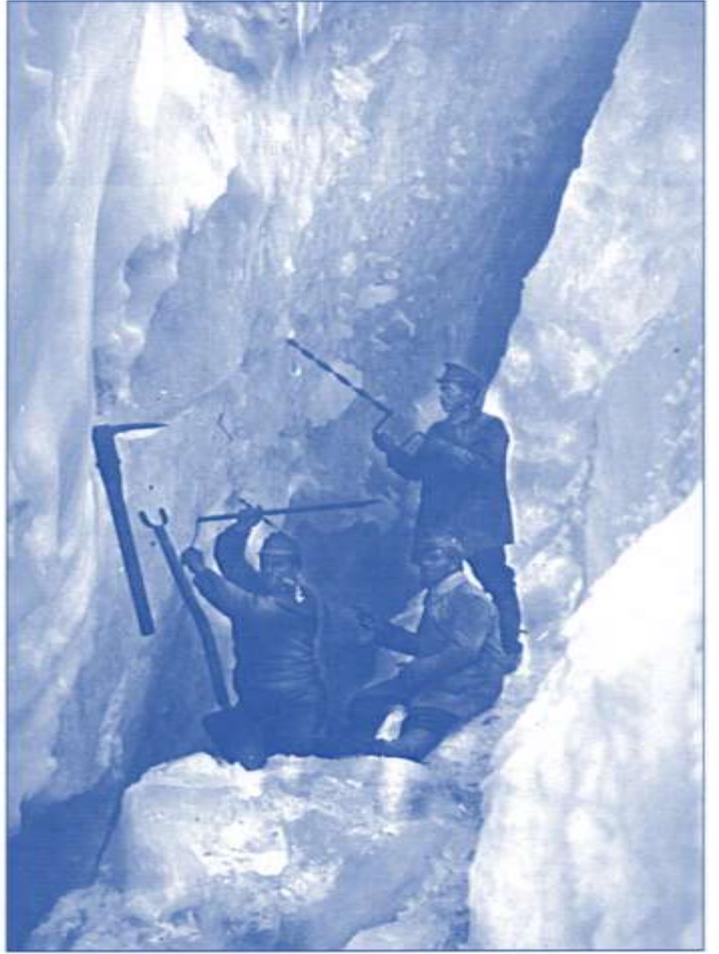
Und das hing damit zusammen, dass im Februar 1917 Hungerdemonstrationen in Petrograd ausgebrochen waren, die Zar Nikolaus zur Abdankung veranlasst hatten. Am 7. März wurde die Zarenfamilie sogar verhaftet. Ein bürgerliches Kabinett erklärte, dennoch gegen Deutschland und Österreich-Ungarn den Krieg fortsetzen zu wollen, stand aber von Anfang an unter dem Druck linker Gruppierungen, von denen sich im Laufe des Jahres 1917 die sogenannten Bolschewiken als rücksichtsloseste und bestorganisierte herausstellen sollten. Deren Führer: Wladimir Iljitsch Lenin, ein Berufsrevolutionär, der in der Schweiz im Exil lebte und den der deutsche Generalstab in einem plombierten Waggon über Deutschland und Skandinavien ins Zarenreich schaffen liess.

Links: Leo Trotzki

Unten: Kaiser Wilhelm II., Kaiser Karl I., 1917

Ganz unten: Österreicher in den Dolomiten, 1918





Links aussen:  
Gletscherstollen auf der  
Marmolata, 1917

Links unten: Postenstand in ei-  
ner Gletscherspalte,  
Marmolata, 1917

Links: Eisbohrung in 3000  
Meter Höhe, Order, 1917

In Wien wusste man nichts davon, dass der Verbündete zumindest indirekt mit der Revolution in Russland zu tun hatte, und schon gar nicht begriff man, dass eine Chance für einen Frieden im Osten bevorstand. Kaiser Karl war vielmehr angesichts des Schicksals der Zarenfamilie deprimierter denn je. An Kaiser Wilhelm schrieb er: «Wir kämpfen gegen einen neuen Feind, welcher gefährlicher ist als die Entente – gegen die internationale Revolution, die in der allgemeinen Hungersnot den stärksten Verbündeten findet. Ich beschwöre Dich, diese so schicksalsschwere Seite der Frage nicht zu übersehen und zu bedenken, dass uns eine rasche Beendigung des Krieges – eventuell unter schweren Opfern – die Möglichkeit bietet, den sich vorbereitenden Umstürzbewegungen entgegenzutreten.» Prophetische Worte, wie wir heute wissen. Die aber wirkungslos waren, weil sich die deutschen Generäle auf eine Fortsetzung des Krieges um jeden Preis eingestellt hatten.

Von Österreich verlangte man in Berlin geradezu ultimativ, weiterzukämpfen. Und so entschloss sich Karl gegen seinen Willen und schweren Herzens zur Fortsetzung des Kampfes.

Er schickte vorerst Conrad von Hötzendorf nicht, wie dieser erwartete, in den Ruhestand, sondern ernannte ihn zum Chef der Heeresgruppe Tirol. Die Begründung des Kaisers für den ungeliebten Mann war einsichtig: Die Italiener sollten annehmen, dass ein offensiver Stoss der Österreicher aus Südtirol neuerlich vorbereitet werde, wozu der beste Stratege gerade wichtig genug sei. Verlegte Cadorna aber daraufhin seine Truppen in die Dolomiten, würde der Isonzo entlastet werden.

Tatsächlich hatte sich, nachdem an den anderen Fronten im Wesentlichen Ruhe herrschte, das Augenmerk wieder ganz auf die Südalpen gerichtet. Dort, in den Dolomiten, hatte sich ein Krieg ganz eigenwilliger, ungewohnter, ja bizarrer Art entwickelt: ein Kräftemessen in Schnee und Eis, zwischen Gletschern, über Kare und Felszüge, ja im Inneren der Berge.

Lange Zeit hatte man es für unmöglich und sinnlos gehalten, Grenzzonen in hohen Gebirgsregionen militärisch zu sichern. Österreich hatte sich nach dem Ausbruch des Krieges mit Italien auch hinsichtlich der Defensivmassnahmen im Hochgebirge nachlässig verhal-

ten. Es begann auch mit Kämpfen, die eher den Auseinandersetzungen von Jägern mit Wilderern glichen. Man schoss hinter Felsen hervor, rollte Felsbrocken aufeinander und unternahm Handstreichs auf Biwaks und Zeltplätze. Bald zeigte sich aber, dass auch Artillerie im Hochgebirge eingesetzt werden konnte. Also zog man Kanonen und Haubitzen auf jeweils hohe und später immer höhere Schiessplätze; und das unter abenteuerlichen Umständen und mit bemerkenswertem Erfindungsreichtum. Für die Zeitungen, die heroischen Soldatengeschichten nachjagten, ergab sich bald eine Fundgrube für wahre und erfundene Heldenstories. So befand sich der höchste Schützengraben dieses eigenartigen Krieges am Order in fast 4.000 Meter Höhe; ebenso gab es Geschützstellungen auf der Königsspitze, 3.860 Meter, auf der Trafoier Eiswand, 3.553 Meter, auf dem Monte Cevedale, 3.778 Meter, und auf unzähligen Gipfeln der Adamello- und Presanella-Gruppe – alle über 3.000 Meter Seehöhe. Vor allem aber war es die Marmolata mit ihren 3.300 Metern, deren Gletscher zum Schlachtfeld wurde.

Im Frühjahr 1916 hatten die Österreicher einen Teil des Massivs besetzt. Die Italiener mussten befürchten, umgangen zu werden, und nahmen schleunigst die andere Seite des Gletschers in Besitz – die sogenannte Serautastellung. Seilbahnen brachten jeweils Material aus dem Tal.

Im Sommer 1916 gingen die Österreicher dazu über, unter der Gletscherzunge eine grosse Nachschubbasis einzurichten. Die Italiener wussten nicht, wozu der Riesenaufwand bestimmt war, nachdem der Gletscher im Feuer ihrer Geschütze lag. Erst nach und nach wurde das klar: Die österreichischen Sappeure waren darangegangen, aus dem Gletschereis Höhlen herauszusprengen. Der Boden in den künstlichen Gewölben wurde gesäubert und man begann, tief im Eis Materiallager, Unterstände und Depots einzurichten. Jetzt wurden die Alpini hellhörig. Ihr Feuer richtete sich vor allem auf die Seilbahn der Österreicher und auf die sogenannte Fessurascharte, die pausenlos beschossen wurde. Dennoch gruben sich Kaiserjäger und -schützen in den Gletscherspalten immer tiefer abwärts. In 24 Stunden wurden etwa sechs Meter Stollen bewältigt, und das, obwohl das ewige Eis der Marmolata «arbeitete».



Bald gelang es sogar, eine Elektrizitätsleitung von einem Dampfkraftwerk im Tal zum Gletscher zu verlegen. Das Innere der eisigen Höhlen, Stollen und Schluchten erstrahlte in geisterhaftem Glanz. Als im Herbst 1916 eine Lawine eine noch ausserhalb der Gletscherbastion liegende Baracke verschüttete, verdoppelte man die Anstrengungen zum totalen Eisenbau. Probleme gab es freilich vor allem mit der Beheizung, weil der Rauch der Öfen in den Gletscherstollen nicht abziehen wollte und den Männern arg zusetzte. Die Temperaturen lagen in den Wintermonaten jedenfalls bei drei bis fünf Grad plus, während Unterstände im Freien in dieser Höhe Temperaturen von 20 und mehr Grad minus meldeten, vom ständigen Sturm und den drohenden Lawinen ganz abgesehen.

Schliesslich erwies sich aber doch die Natur als stärkere Macht. Schnee verstopfte Gletscherspalten, Bergrutsche zerrissen Versorgungseinrichtungen, Patrouillen und Nachschub wurden von abgehenden Schneemassen vernichtet. Viele Jahre später gab der Gletscher noch Leichen und Waffen, Barackenteile und Brücken, Stege und Wegtafeln frei.

Nicht minder spektakulär waren die Versuche beider Seiten, durch andere Aktionen den Feind im Gebirge in Schwierigkeiten zu bringen: So waren die Italiener bereits im Winter 1915/16 auf die Idee gekommen, den

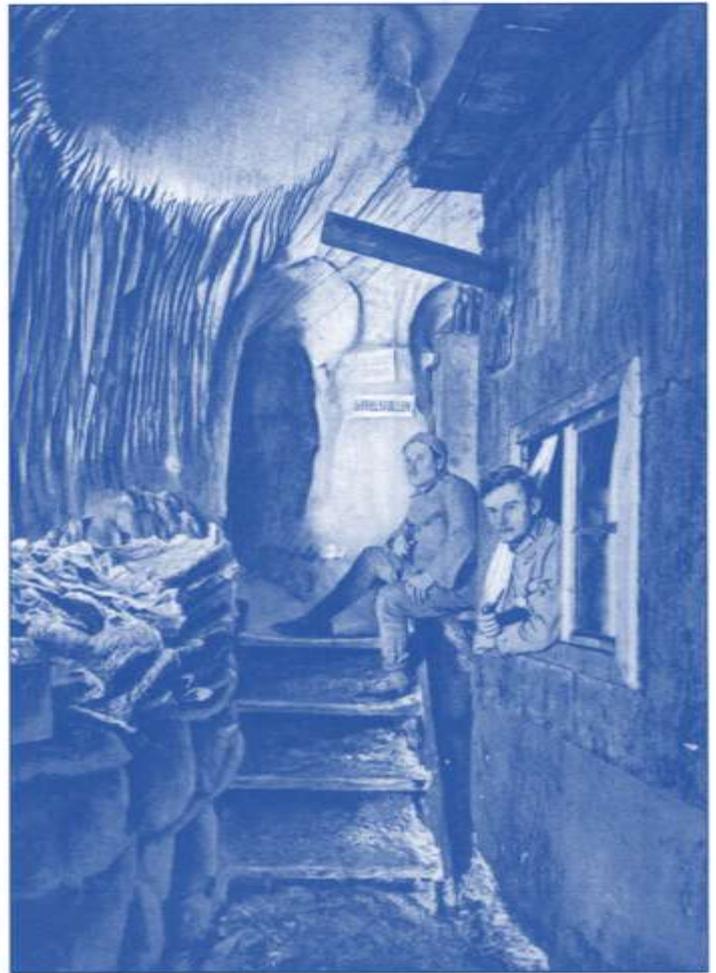
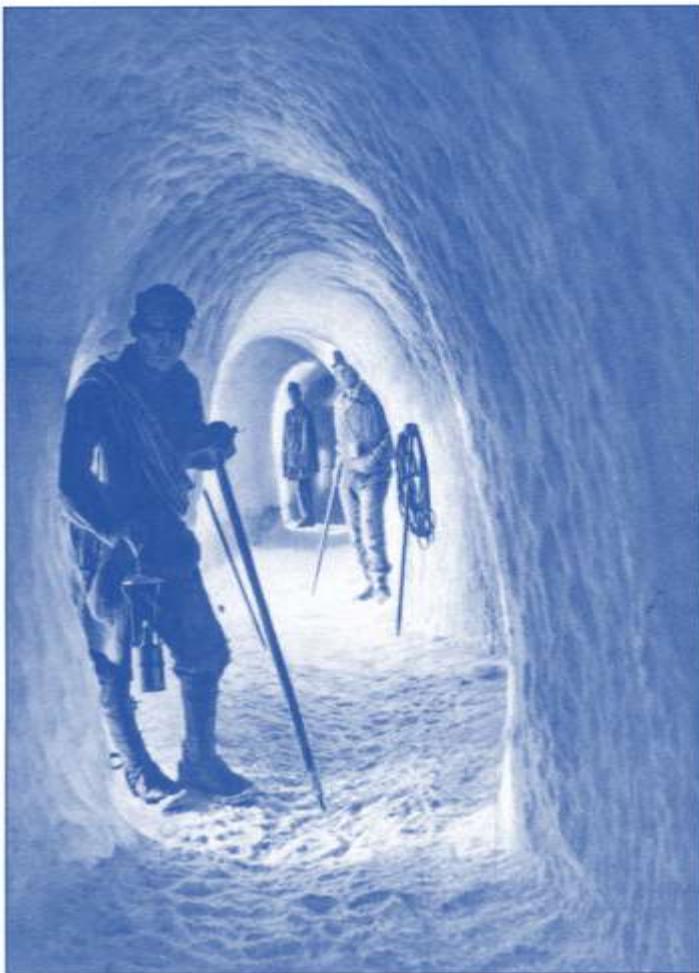
Oben: Kaiserjäger auf der Alm, Unten links: Stollen in der Dolomiten, 1917

Rechte Seite oben: Aufstieg, Dolomiten, 1917

Unten rechts: Baracke im Gletscher, Marmolata, 1917

2.462 Meter hohen Col di Lana, der sich als «Riegel» vor den von den Ladinern bewohnten Teil Südtirols aufbaut, anzubohren. Ein Stollen wurde unter die österreichischen Stellungen am Berg gegraben – und das mit grosser Mühe und ohne Bohrmaschinen, weil man den Gegner nicht durch Geräusche warnen wollte. Wurden Bohrlöcher gesprengt, schoss jeweils die italienische Artillerie Sperrfeuer. Erst Mitte März 1916 waren sich die am Berg sitzenden Österreicher sicher, dass unter ihnen etwas Unheimliches vor sich ging. Sie begannen nun gleichfalls, Gegenstollen zu graben. Die Besatzung des Col di Lana ersuchte aber schliesslich das Bataillonskommando, den Berg so schnell wie möglich räumen zu dürfen. Doch dieses lehnte ab. Aus Sturheit glaubte man, den Berg auch nicht kurzfristig aufgeben zu dürfen. So blieben die Männer am Gipfel, während die Italiener in den 105 Meter tiefen Stollen fünf Tonnen Nitrogelatine einlagerten.

Es war am 17. April, als der Alpinileutnant Caetani den elektrischen Taster berührte. Die Wirkung war unbe-



Rechts: Geschützstellung  
auf der Marmolata, 1917

Unten links: Sprengung des  
Kleinen Lagazoi durch k. u. k.  
Pioniere, 1917

Unten rechts: Posten am  
Order, 1917

schreiblich. Der Berg wurde förmlich auseinandergerissen, zehntausend Tonnen Felsblöcke flogen durch die Luft und riesige Steinlawinen kamen ins Rutschen. Mit den hinein in das Grauen schossen die italienischen Geschütze.

Bange Minuten später wurde klar, dass von den 200 Österreichern am Berg keiner mehr am Leben sein konnte. Die stürmenden Italiener fanden auch nur mehr Leichen, die bis zur Unkenntlichkeit zerfetzt waren. In den österreichischen Kommandostellen erfuhr man erst später von der Tragödie. Ein einziger Kaiserjäger war herausgeschleudert und hundert Meter weggewirbelt worden. Unbekleidet war er bis in die österreichischen Stellungen ins Tal gekrochen. Er konnte nur deuten, er hatte die Sprache verloren . . .

Der Erfolg am Col di Lana bestärkte die Italiener darin, weitere Berge anzubohren. Aber auch die Österreicher hatten jetzt daraus ihre Lehre gezogen. Überall wurde es ab diesem Zeitpunkt notwendig, zur normalen Kundschafertätigkeit auch das Abhören der Bergflanken zu zählen. So kam es etwa am Lagazuoi in 3.000 Meter Höhe zu einem regelrechten Minenkrieg.

Vor allem war es schliesslich der Cimone d'Arsiero, wo die Österreicher Rache für den Col di Lana nahmen. Auch dort bohrten beide Seiten den Berg an und lieferten sich einen Wettlauf auf Leben und Tod. Am 23. September 1916 zog aber zuerst der österreichische Sappeur-Oberleutnant Mlaka die Zündleine. Und der Gipfel des Cimone flog unter fürchterlichem Krachen in die Luft. Bis heute ist die Wunde im Berg zu erkennen, die die Explosion gerissen hat. Es waren das italienische Infanterieregiment 153 und das Alpini-Bataillon Val Leogra, die den Gipfel gehalten hatten. 19 Offiziere und über 1.100 Mann waren unter den Steintrümmern begraben worden, mehrere hundert Überlebende ergaben sich kampflös den Österreichern. Als die fürchterlichen Schreie von Verschütteten aus den Gesteinsfeldern drangen, ging ein österreichischer Generalstabsoffizier zu den italienischen Linien und schlug vor, gemeinsam nach den Verschütteten zu graben. Der italienische Kommandant aber lehnte ab, weil er eine Falle fürchtete. So griffen die Österreicher allein zu Spaten und Hacke, um Lebende zu bergen. Bis zum 2. Oktober gelang es ihnen, immerhin noch 90 verschüttete Italiener zu befreien und

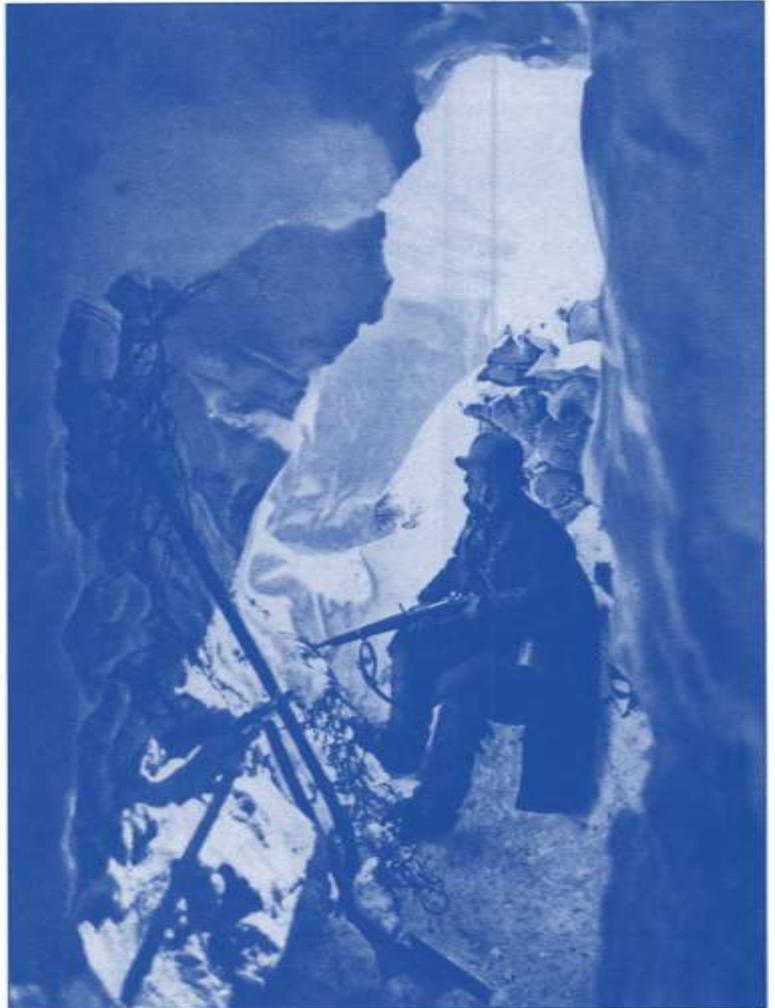
zu versorgen.

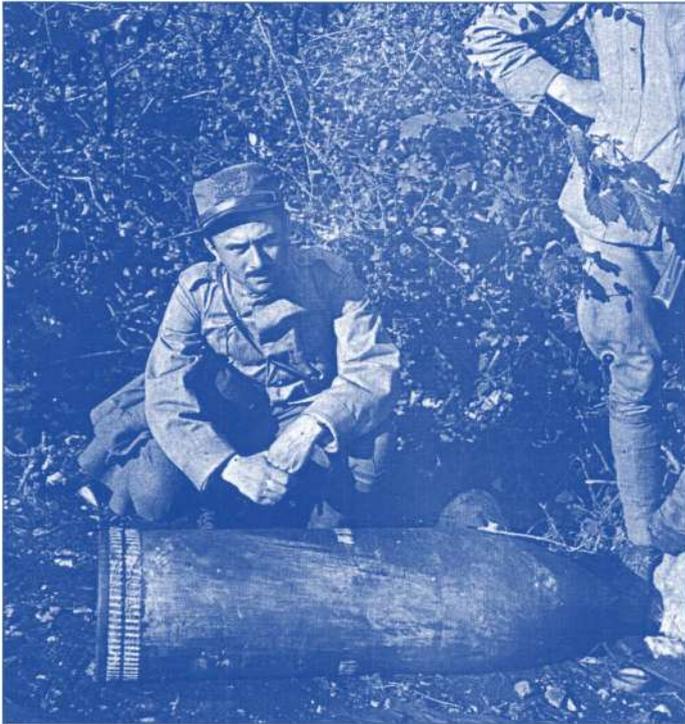
Heute erinnert ein Ossario, ein Beinhaus, an die Toten des Berges, dessen Eroberung für die Österreicher ebenso wenig Sinn hatte wie umgekehrt die Wahnsinnsaktionen der Italiener.

Es erwies sich aber dennoch in der Rettungsaktion am Cimone, dass das traditionelle Ethos des österreichischen Offizierskorps noch Gültigkeit besass. Zweifellos hatten die monatelangen grausamen Kämpfe, in denen man weder die fremden noch die eigenen Soldaten schonte, zu einer Abstumpfung beigetragen. Dennoch sind zahlreiche Beispiele von geradezu rührender Mitmenschlichkeit überliefert. Es waren dabei vor allem die Reserveoffiziere, die ein starkes, aus dem Zivilleben mitgebrachtes Verantwortungsgefühl einbrachten. Zwischen diesen Reserveoffizieren und dem Berufskorps kam es allerdings wiederholt zu Auseinandersetzungen, was man jeweils der eigenen Seite und dem Gegner zumuten konnte; wobei auch Standesunterschiede eine nicht unwesentliche Rolle spielten.

Im Frieden hatte sich das k. u. k. Berufsoffizierskorps ja eine ausserordentliche gesellschaftliche Stellung erworben. Vor allem die adeligen Familien der Monarchie verpflichteten ihre Söhne traditionell, die Offizierslaufbahn einzuschlagen. Dadurch entwickelte sich ein Korpsgeist mit eigenartigen Ritualen. Das «Du» war für Aussenstehende die erkennbarste Note, die vor allem auch von den deutschen Offizieren mit Missverständnis betrachtet wurde. Hintergrund war die starke Bindung der Berufsoffiziere an die Person des Kaisers, der sich als erster Offizier der Monarchie fühlte. Davon abgeleitet, wurde das «Ehrgefühl» zum moralischen Kodex, der im – an sich verbotenen – Duell zur perversen Groteske geriet. Die österreichisch-ungarischen Offiziere waren aber weitgehend «unpolitisch», jedenfalls am Tagesgeschehen desinteressiert, dafür im kulturellen und gesellschaftlichen Leben besonders in den verstreuten Garnisonen stark engagiert. Ihre Entlohnung war hingegen relativ schlecht.

Die nationale Frage spielte unter den Berufsoffizieren erst im Krieg eine Rolle, dafür war die religiöse immer relativ gross. Juden konnten jedenfalls kaum in die höchsten Ränge aufsteigen, weshalb es wiederholt zu Übertritten jüdischer Offiziere zum Christentum kam.





Links: Italienischer Soldat,  
österreichisches  
Mörsergeschoss, Isonzo,  
1917

Rechts: Österreichischer  
Soldat, italienisches  
Mörsergeschoss, Isonzo, 1917

Rechts unten: Schlafstellen  
im Karst auf der Hermada, 1917

Der junge Kaiser Karl hatte jedenfalls wenig Verständnis für die diversen Schönflug-Karikaturen von k. u. k. Offizieren, die es durchaus auch in der Wirklichkeit gab. Er hielt sich vielmehr an jene Offiziere, die den Krieg nicht in den Kommandostäben oder den warmen Assentierungsbüros verbrachten, sondern im Feld standen. Dort hatten sich die Nicht-Adeligen – je länger der Krieg dauerte – immer mehr Einfluss gesichert. Was es aber bedeutete, wenn einem älteren und bürgerlichen Reserveoffizier ein jüngerer adeliger Berufsoffizier vor die Nase gesetzt wurde, ist nur allzu leicht verständlich. Kaiser Karl unterlief ein wenig das System, indem er überproportional viele Adelsernennungen vornahm, was wiederum bei den alten, grossen Familien Spott hervorrief. Der «Trittbretttadel» wurde zum Hohnwort – Offiziere, denen Karl auf einem Bahnhof vom Hofzug aus die Nobilität verlieh.

Dass die Offiziere – gleichgültig, ob adelig oder bürgerlich, aus dem Berufskorps oder der Reserve – den absolut höchsten Blutzoll leisteten, beweist freilich wieder die besondere Verlässlichkeit und persönliche Tapferkeit der meisten von ihnen. Von den jüngeren Jahrgängen der Maria-Theresianischen Militärakademie in Wiener Neustadt, von denen insgesamt etwa 3.000 im Feld standen, kehrte jeder dritte nicht zurück. Und schon 1917 mussten in Italien zunehmend Unteroffiziere die Aufgaben ihrer gefallenen oder verwundeten Vorgesetzten übernehmen.

Mittlerweile hatte auch die neunte Isonzoschlacht den Italienern keinen wirklich entscheidenden Durchbruch

gebracht. Während noch Prinz Sixtus zwischen Wien und Paris hin und her verhandelte, hatten Generalleutnant Capello und der Herzog von Aosta Hunderttausende frische italienische Soldaten im Osten des italienischen Königreiches zusammengeführt. Die zehnte Isonzoschlacht sollte nach ihrer Vorstellung endlich und endgültig die Entscheidung bringen, nachdem man erkannt hatte, dass die Versetzung Conrads nach Tirol nur eine Finte Kaiser Karls war. Schon funktionierte ja auch die Luftaufklärung soweit, dass man die Zusammenführung von Truppenmassen relativ leicht und rasch feststellen konnte.

Es war ein Maitag 1917, als mehr als 300.000 Italiener in einer Breite von 50 Kilometern die Stellungen der Österreicher, die jetzt schon bis zu zehn Kilometer östlich des Isonzo lagen, angriffen. Über zwei Tage dauerte das Trommelfeuer aus 2.200 Geschützen und 1.000 Minenwerfern – Grössenordnungen, die an die blutigsten Abschnitte der Westfront in Frankreich herankamen. Boroëvic, der «Löwe vom Isonzo», hatte seiner halb so grossen Armee diesmal noch weniger Schutz vor dem fürchterlichen italienischen Artilleriefeuer zu bieten als bei den vorangegangenen Schlachten. Es war schwieriger denn je geworden, sich in den splitternden Karst eingraben zu müssen. Erstmals kamen auch italienische Bombenflugzeuge gegen die österreichischen Stellungen massiv zum Einsatz.

Kaum hatte sich der Rauchvorhang der Beschiessung und Bombardierung verzogen, stürmte die italienische Infanterie in nicht versiegenden Wellen heran. Stundenlang kam es zum Handgranatenkampf von Graben zu Graben, von Loch zu Loch, von Mann zu Mann. Bajonette und Dolchmesser wurden zu wichtigen Waffen, wenn die Magazine leergeschossen waren.

Zuerst ging es wieder vor allem um den Kalvarienberg Monte Santo und um den Monte Gabriele. Dann verlagerte sich der Hauptkampf nach Norden auf die Hänge des Berges Kuk. Boroëvic musste vom Süden Einheiten in den Norden der Front verlegen, um im Bereich der 21. österreichisch-ungarischen Schützendivision eine Katastrophe zu verhindern. So kamen zwar die Italiener am Kuk nicht weiter, konnten aber wieder gegen die verdünnten Linien auf der sogenannten Hermada im Süden





Österreichischer Angriff am Monte San Gabriele, 1917



Sterbender, Monte San Gabriele, 1917



Der Monte San Gabriele nach der elften Isonzoschlacht, 1917

der Front vorgehen – die letzte bergige Barriere, die sie noch von Triest trennte.

Dort wurden ganze österreichische Regimenter bis zum letzten Mann niedergemacht, dort verbluteten Ruthenen, Ungarn, Steirer und Böhmen. Die Triester Strassenbahn transportierte die Verwundeten bereits in die Stadt und die Marinebehörden richteten sich auf eine Räumung ein.

Aber wie durch ein Wunder hielt auch jetzt der österreichische Riegel stand: Die zehnte Isonzoschlacht endete unentschieden. Zwar kamen einige zusätzliche Quadrat-kilometer in italienischen Besitz, doch der Preis dafür waren 36.000 italienische Gefallene und über 100.000 Verwundete.

In Rom wollte man freilich jetzt endgültig Erfolge sehen, koste es, was es wolle. Und so schickte der italienische Generalstab schon einige Tage später neue Truppen vor – aber nicht am Isonzo, sondern in den Dolomiten. Neuerlich waren es die «Sieben Gemeinden», wo diesmal die Italiener einen Durchbruch versuchten. Ihr Ziel: im Suganatal vorzustossen, den in den Bergen sitzenden wenigen Österreichern in den Rücken zu fallen und dann vielleicht sogar bis Trient und ins Etschtal einzubrechen. Rund um die Ortigara-Gipfel kam es zum heissen Kampf, wobei sich neben Oberösterreichern, Salzburgern und Tirolern vor allem das polnische Infanterieregiment Nr. 57 auszeichnete.

Aber auch hier kamen die Italiener nicht weit. Das Gelände und die verbissen kämpfenden Verteidiger brachten ihnen ausser hohen Verlusten kaum strategischen Gewinn.

Weshalb – gewissermassen im Pendelschlag – der Sturm Mitte August schliesslich wieder am Isonzo losbrach.

Und tatsächlich sollte die elfte Isonzoschlacht den Italienern endlich den handfesten, langersehnten Erfolg bringen. Am 23. August kam für die stark dezimierten österreichischen Verteidiger der Befehl zum Rückzug vor der italienischen Übermacht. Nach grauenvollen Stunden mörderischen Geschützfeuers rückten Zehntausende Österreicher nördlich von Görz in der Nacht ab. Nur: Die Hochebene von Bainsizza wurde von den durch ihren Erfolg überraschten Italienern nicht schnell genug besetzt, sodass die Österreicher am Ostrand Verhau errichten konnten, hinter denen sie sich erneut ver-

*Es waren wieder die Stimmen der Gefallenen, die in meinem Ohr zu sprechen begonnen hatten, Einzelne zuerst, dann viele, dann unzählige. Sie sprachen langsam und feierlich, und durch das Reden neben mir und um mich her klang es wiederum wie das Brausen und Widerballen in riesigen Gewölben. Die Stimmen sprachen den Eid. Sie sprachen: «Wir schwören bei Gott dem Allmächtigen», und sprachen den ganzen Eid, den der Kaiser ihnen zurückgegeben hatte. Aber sie nahmen ihn nicht mehr zurück. Sie waren das Heer, und sie hielten den Eid.*

*Sie hielten ihn nicht mehr dem Kaiser, sie hielten ihn nur mehr sich selbst. Die Fahnen, zu denen sie ihn geschworen hatten, waren des Kaisers, aber der Kaiser hatte ihnen die Weibe genommen. Sie fielen zurück an den Kaiser. Den Ruhm behielten die Toten. Auch die Standarte, die ich unter die Uniform geknüpft trug, die Reiterfahne der Toten, fiel zurück an den Kaiser. Sie gaben sie ihm zurück.*

*Alexander Lernet-Holenia, «Die Standarte»*

schanzten. Vorgeschoben in das von den italienischen Einheiten beherrschte Areal ragte jetzt der Monte San Gabriele. Wer ihn besass, konnte in der nächsten Auseinandersetzung durch Geschützfeuer den ganzen Frontabschnitt bestreichen. Kein Wunder, dass es jetzt beiden Seiten darum ging, diesen bereits völlig kahlen, durch Tausende Krater zerfurchten Blutberg zu besitzen.

Am 17. Tag der elften Isonzoschlacht hatten die Italiener den Hauptgipfel endlich erkämpft – mit geradezu aberwitzigen Verlusten. Der «Monte del morte» war zum Symbol dieses ganzen unseligen Furiosos geworden. Die zurückgehenden Ungarn, Slowenen und Steirer in diesem Abschnitt mussten überdies befürchten, dass hier der Gegner endgültig alles auf einen Durchbruch konzentrieren würde – hinein nach Slowenien, nach Triest, ins adriatische Küstenland – kurzum, in die weiche Flanke der Donaumonarchie.

Da versuchte noch einmal eine österreichische Einheit in einem verzweifelten Gegenstoss ihr Glück. Das oberösterreichische Infanterieregiment Nr. 14 bahnte sich,



Links: Italienische Unterstände, Isonzo, 1917

Rechts: Erbeutete italienische Geschütze am Kuk, 1917

Rechts unten: Granatenangriff der Österreicher, Bainsizza, 1917

gerade erst von der Südtirolfront herangekarrt und ohne Geländekenntnisse, seinen Weg über die Kraterlandschaft, über Leichen und Ausrüstungsreste hinweg, vorbei an noch stöhnenden und um Wasser bittenden Verwundeten, hinauf gegen die Bergspitze. Und tatsächlich: Es brachte das Wunder zuwege, die wichtige Höhe 552 zu nehmen, zu besetzen und zu halten. Und dadurch wieder die Italiener unter Geschützfeuer zu nehmen.

Kein italienischer Durchbruch also!

In Rom, Mailand und Neapel erschienen Zeitungen mit Trauerrand. Eine tiefe Depression erfassten König, Generalstab, Presse und Bevölkerung. Wieder kein Erfolg! Dafür neuerlich Hekatomben von Toten, wieder über hunderttausend Verwundete; wie lange konnte sich dieses schon so oft totgesagte Wrack Österreich-Ungarn noch wehren, von dem man wusste, dass es am Verhungern war?

Tatsächlich: Die Tapferkeit und Leidensbereitschaft der österreichischen Soldaten aller Nationalitäten am Isonzo war umso bemerkenswerter, als in der Jahresmitte 1917 das Parlament in Wien wieder einberufen worden war und die Stimmen nationaler Politiker von dort aus immer radikaler bis in die Schützengräben drangen. Tschechische Abgeordnete forderten ganz unverblümt einen unabhängigen Staat; auch die Galizier, traditionell habsburgfreundlich, schwärmten nach dem Ausbruch der russischen Revolution von einem polnischen National-

staat, den ihnen die Entente versprochen hatte; die Südslawen wiederum erklärten sich mit der Bildung eines durch den in Korfu sitzenden serbischen Ministerpräsidenten Pasic und dem Emigranten Trumbic initiierten gemeinsamen Balkanstaates solidarisch. Nachdem Russland durch die Revolution gelähmt war, erschien bei den Slawophilen nicht mehr der Zar als «Erlöser», sondern die Westmächte. Und diese hatten jetzt – nach dem Scheitern der Sixtus-Versuche – die Zerstörung des «Völkerkerkers» zum wichtigen Kriegsziel erklärt.

Auch verschärfte sich nunmehr die Tatsache zum Problem, dass die ungarische Reichshälfte ihre Sonderrechte bei der Versorgung mit Lebensmitteln geltend machte. In Transleithanien gab es erheblich vollere Bäuche als diesseits der Leitha. Was wieder Unmut, Neid und Widerstand in der österreichischen Reichshälfte hervorrief. Dabei hatte Kaiser Karl den ungarischen Ministerpräsidenten Tisza zwar abgelöst – aber seinem Nachfolger Alexander Wekerle neue Zugeständnisse gemacht. Karl liess jetzt wenigstens den Tschechenführer Kramar frei, konnte sich aber nicht zur Konsequenz durchringen, den Plan eines Totalumbaus der Doppelmonarchie in autonome Gliedstaaten wenigstens anzukündigen, obwohl ihn sein Kabinettschef Artur Polzer-Hoditz dafür gewonnen hatte. Karl erwies sich zeitgemässen Ideen zwar zugänglich – aber letztlich zu schwach, sie auch durchzusetzen.



# Die Türme Venedigs

In Petrograd übernahmen im Herbst 1917 die Bolschewiken endgültig die Macht und waren zu Verhandlungen bereit.

In Berlin wie in Wien witterte man eine gewaltige Chance: dem in roter Anarchie und Bürgerkrieg zerrissenen Russland einen harten Diktatfrieden aufzuerlegen und nach der «Kornkammer» in der Ukraine zu greifen. Gleichzeitig würden die noch in Russland stehenden Armeen jetzt endgültig auf die übrigen Fronten verteilt werden können.

Also lag es nahe, alles für eine letzte Kraftanstrengung gegen Italien zusammenzuraffen. Im AOK in Baden hielt man daher die Zeit für eine Offensive gegen die in der 11. Isonzoschlacht demoralisierten Italiener für gekommen. Und schleppte in den Herbstwochen 1917 in 2.400 Eisenbahnzügen die freiwerdenden Truppen aus dem Norden nebst Material und Munition gegen Südwesten. Die Deutschen hatten sich trotz ihrer Belastung an der Westfront überdies breitschlagen lassen, sechs Divisionen zur Unterstützung der Österreicher abzustellen, die unter den Generälen Below und Krafft von Dellmensingen in den Aufmarschraum in Slowenien aufbrechen, was angesichts der Strassen durch die Karawanken und das Bergland östlich von Laibach gar nicht so einfach war. Ausserdem begann es zu regnen.

Schon Conrad hatte seinerzeit einen Plan für eine Offensive am oberen Isonzo ausarbeiten lassen. Aber die Bereitstellung von nunmehr 33 Divisionen und 3.000 Geschützen konnte dennoch keinen Durchbruch garantieren, waren die Italiener an Zahl doch noch immer um

gut ein Viertel den Österreichern und ihren Verbündeten überlegen.

Entscheidend war wohl, dass auf österreichischer Seite ein Mann beigezogen wurde, der sich zu einer ganz ungewöhnlichen Taktik entschloss, um aus den engen Tälern des oberen Isonzo-Bereichs über die Berge in die Friulanische Ebene nach Westen vorzudringen. Es war dies der General Alfred Krauss, der bis zu diesem Zeitpunkt an der Ostfront eingesetzt war, aber durch ganz ausserordentliche, unkonventionelle Schneidigkeit aufgefallen war. Dieser rücksichtslose, selbstbewusste und herrische Offizier hätte aber auch nichts ausgerichtet, wäre jetzt nicht eine unglaubliche Aufbruchstimmung bei den österreichischen Truppen vorhanden gewesen. Man hatte in elf Isonzoschlachten den italienischen Erbfeind kaum Raum gewinnen lassen – und war einfach überdrüssig, ewig im fürchterlichen Karst gewissermassen festgenagelt zu sein. Die Hoffnung machte sich breit, nun beim zwölften Mal den Spiess umzudrehen, sich zu befreien und in das fruchtbare ebene Land vorzustossen, aus dem seit so vielen Monaten die unendlichen Kolonnen von Menschen und Versorgung für den Gegner herangebracht wurden.

Auf den Bergen zu beiden Seiten des engen Tals, das der Isonzo im oberen Lauf bildet, sassden aber die Italiener fester denn je in guten Stellungen und Kavernen. Auch war es ihnen nicht verborgen geblieben, dass die Österreicher eine Offensive vorbereiteten.

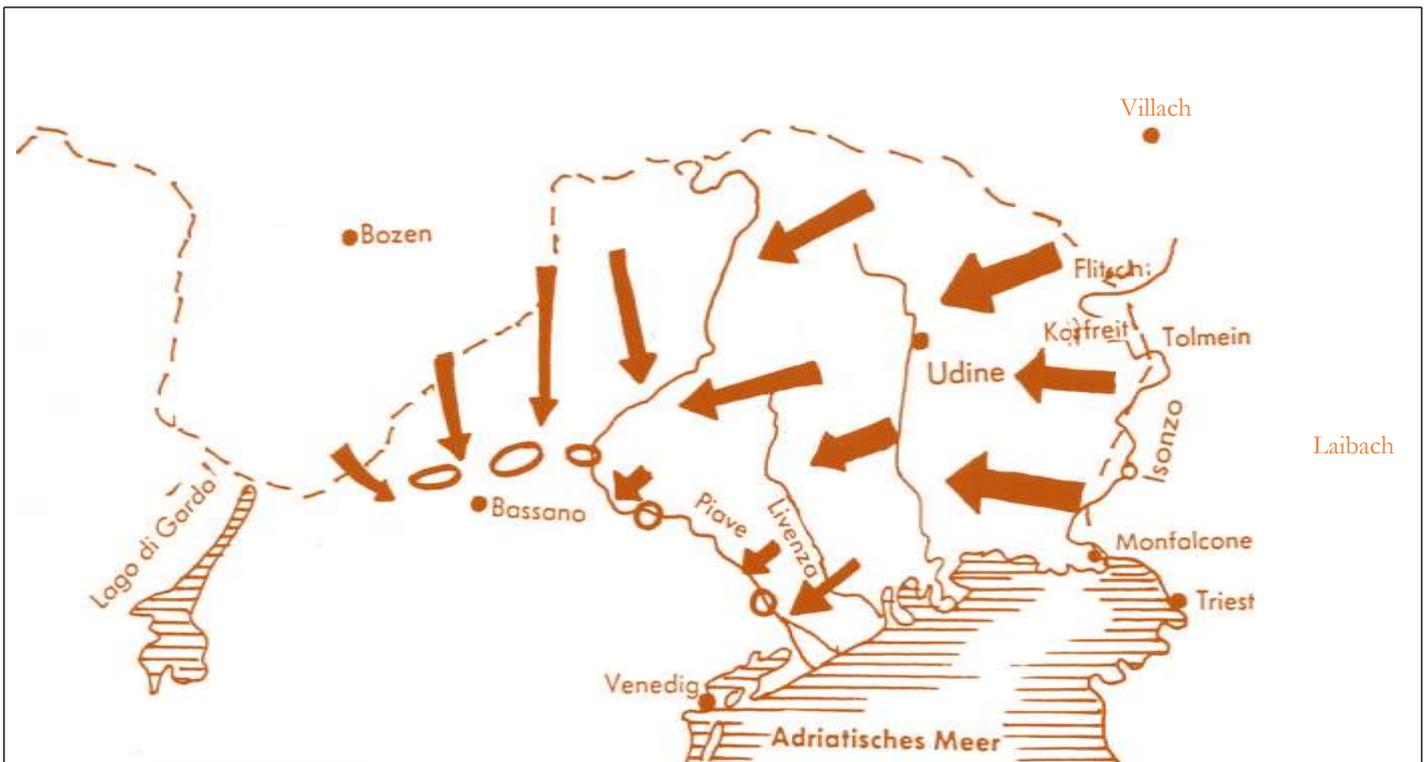
In der Nacht vom 23. auf den 24. Oktober setzte der Angriff der Österreicher mit Gasgranaten ein. Diese Waffe hatte an der Westfront in Frankreich vernichtende



Oben: Österreichische  
Stellungen am oberen I-  
sonzo, 1917

Unten:  
Sturmtruppen-Angriff am  
unteren Isonzo, 1917





Wirkung gezeigt. Giftgas wirkt auf vielfache Art und Weise: Es greift die Lungen und Nerven jener Opfer an, die es einatmen; der Tod tritt zumeist durch Ersticken ein. Daneben verursacht das zuerst im Sommer 1917 eingesetzte Senfgas auch fürchterliche Verbrennungen auf der Haut und in den Augen.

Einer jener Soldaten, die damals zeitweilig ihr Augenlicht verloren, war übrigens der in bayrischer Uniform steckende Österreicher Adolf Hitler.

Mit solchen Gasgranaten trieben die Österreicher nun auch am Isonzo die Italiener aus den Tälern gegen die Höhen. Das Trommelfeuer aus Geschützen verstärkte noch die psychologische Wirkung des neuen Kampfstoffes. Der italienische Generalstab hatte verabsäumt, seine Soldaten rechtzeitig mit Gasmasken zu versorgen. General Krauss gab jetzt den Befehl zu einem von der landläufigen Strategie abweichenden Angriff: nicht über die Höhen, sondern durch das schmale Tal bei Flitsch (heute Bovec) sollte der Hauptstoss erfolgen. Ganz ähnlich ging der deutsche Generalmajor Lequis von Tolmein aus (heute Tolmin) nach Karfreit (heute Kobariid, italienisch Caporetto) vor. In den italienischen Stellungen brach Panik aus. Der Kampf in der Nacht, das schlechte Wetter, die Gasbeschussung, das unerwartete Geschützfeuer der Österreicher – all das zehrte an den sowieso schwach gewordenen Nerven der italienischen Infanteristen. Im ganzen Kampfbereich des oberen

Isonzo kam es zur wilden Flucht, zuerst hinauf auf die Höhen und dann hinunter in die Ebene.

Am 25. Oktober 1917 klarte das Wetter auf. Es war so kalt, dass die Gipfel der Berge überall weiss überzuckert waren. Krauss liess die Kaiserjäger vorrücken. Im Sturm gelang es ihnen, den Bergkamm des Stol zu erobern und die wichtige Punta di Monte Maggiore zu besetzen. Gleichzeitig zeigten auch die deutschen Truppen ihren hohen Kampfgeist, wodurch die 2. und 3. italienische Armee im ganzen Frontabschnitt zum Rückzug gezwungen wurde.

Den Sieg vervollständigten aber die am südlichen Isonzo eingegrabenen alten Kämpfer unter Boroevic, die nun aus dem Karst in ihre alten Stellungen zurückstürmten und auch hier auf mutlose oder in Panik geratene Italiener stiessen.

Es waren vor allem Kroaten, die in der Nacht auf den 28. Oktober wieder auf dem Kastell von Görz die österreichische Fahne hissten. Der kroatische Leutnant Bertalan erhielt für seinen kühnen Vorstoss mit dem bosnisch-herzegowinischen Feldjägerbataillon Nr. 3 bei Pusno später den Maria-Theresien-Orden. Und Bosniaken mit ihren bunten Fezmützen war es im Süden des Karsts gelungen, auch die letzten Italiener zu vertreiben. Jetzt floss der Alkohol in Strömen. Siegestrunken zogen die Österreicher in Görz, Gradisca und Monfalcone ein – Städte, um die zwei Jahre lang Haus für Haus, Feld für Feld gekämpft worden war. Und Kaiser Karl wurde umjubelt, als er bei den Vormarschierenden auftauchte.

Links: Die zwölfte I-  
sonzozschlacht – Geländege-  
winne der Österreicher,  
Herbst 1917

Rechts: General Alfred von  
Krauss

Unten: Österreicher auf dem  
Vormarsch gegen  
Udine, 1917





Ernest  
Hemingway

*Ich ging an die Tür und sah hinaus. Es hatte aufgehört zu regnen, aber es war dunstig.*

*«Wollen wir hinauf gehen?», fragte ich den Priester.*

*«Ich kann nicht lange bleiben.»*

*«Kommen Sie hinauf.»*

*Wir gingen die Treppe hinauf und in mein Zimmer. Ich legte mich auf Rinaldis Bett. Der Priester sass auf meinem Lager, das der Bursche zurechtgemacht hatte. Es war dunkel im Zimmer.*

*«Nun», sagte er, «wie geht's Ihnen wirklich?»*

*«Es geht mir ganz gut. Heut Abend bin ich müde.»*

*«Ich bin auch müde, aber ohne Grund.»*

*«Was ist mit dem Krieg?»*

*«Ich glaube, er ist bald vorbei. Ich weiss nicht warum, aber ich fühle es.»*

*(...)*

*«Was wird passieren?»*

*«Man wird auf hören zu kämpfen.»*

*«Wer?»*

*«Beide Seiten.»*

*«Hoffentlich», sagte ich.*

*«Glauben Sie's nicht?»*

*«Ich glaube nicht, dass beide Seiten gleichzeitig aufhören werden.»*

*«Wahrscheinlich nicht. Das hiesse zuviel erwarten. Aber wenn ich sehe, wie sich die Leute*

*verändert haben, kann ich mir nicht vorstellen, dass es noch lange andauern wird.»*

*«Wer hat bei den Kämpfen in diesem Sommer gesiegt?»*

*«Niemand.»*

*«Die Österreicher haben gesiegt», sagte ich. «Sie haben die Eroberung des San Gabriele verbindert. Sie haben gewonnen. Die werden nicht auf hören.»*

*«Wenn sie sich so fühlen, wie wir uns fühlen, könnten sie doch aufhören. Sie haben dasselbe durchgemacht.»*

*«Niemand hört auf, wenn er gerade siegt.» «Sie entmutigen mich.»*

*«Ich kann nur sagen, was ich denke.»*

*«Dann glauben Sie also, dass es weiter und weiter geht und nichts geschehen wird?»*

*«Ich weiss nicht. Ich glaube nur, dass die Österreicher nicht gerade aufhören werden, nachdem sie einen Sieg errungen haben. Niederlagen machen uns zu Christen.»*

*«Die Österreicher sind Christen – bis auf die Bosnier.»*

*(...)*

*Wir standen auf und schüttelten einander im Dunkeln die Hände.*

*«Ich schlafe jetzt bei 307», sagte er.*

*«Ich gehe morgen sehr früh in Stellung.» «Ich besuche Sie, wenn Sie zurück sind.» «Wir machen dann einen Spaziergang und unterhalten uns.»*

*Ich begleitete ihn an die Tür.*

*«Bleiben Sie oben», sagte er. «Es ist sehr nett, dass Sie wieder da sind. Obschon es für Sie nicht so nett ist.» Er legte mir die Hand auf die Schulter.*

*«Mir ist es schon recht», sagte ich. «Gute Nacht.»*

*«Gute Nacht. Ciao!»*

*«Ciao», sagte ich. Ich war todmüde.*

Ernest Hemingway, *«In einem andern Land»*

Man muss die Begeisterung begreifen: in elf Schlachten waren die Italiener am Isonzo maximal zwanzig Kilometer weit vorgedrungen, nachdem sie Hunderttausende opfern mussten. Jetzt trieben nach einem einzigen Vorstoss die bereits an so vielen anderen Fronten eingesetz-

ten österreichisch-ungarischen Soldaten ihre Gegner geradezu spielend vor sich her, nahmen Zehntausende gefangen und requirierten gigantische Mengen an Lebensmitteln, Wein und Grappa. Geschütze und Munition wurden fast unbeschädigt vorgefunden, riesige Quantitäten von sonstigen Gütern beschlagnahmt. Und dass



Siegesfeier im wiedereroberten  
Görz, 1917



Monfalcone, 1917



Rast am Hauptplatz im  
besetzten Udine, 1917

Unten: Vormarsch in Friaul,  
1917

Rechts: Selcherei in  
Venetien, 1917

Rechts unten: Jagdbeute in  
Carnia, 1917

Rechts aussen: Bad in der  
Livenza, 1917

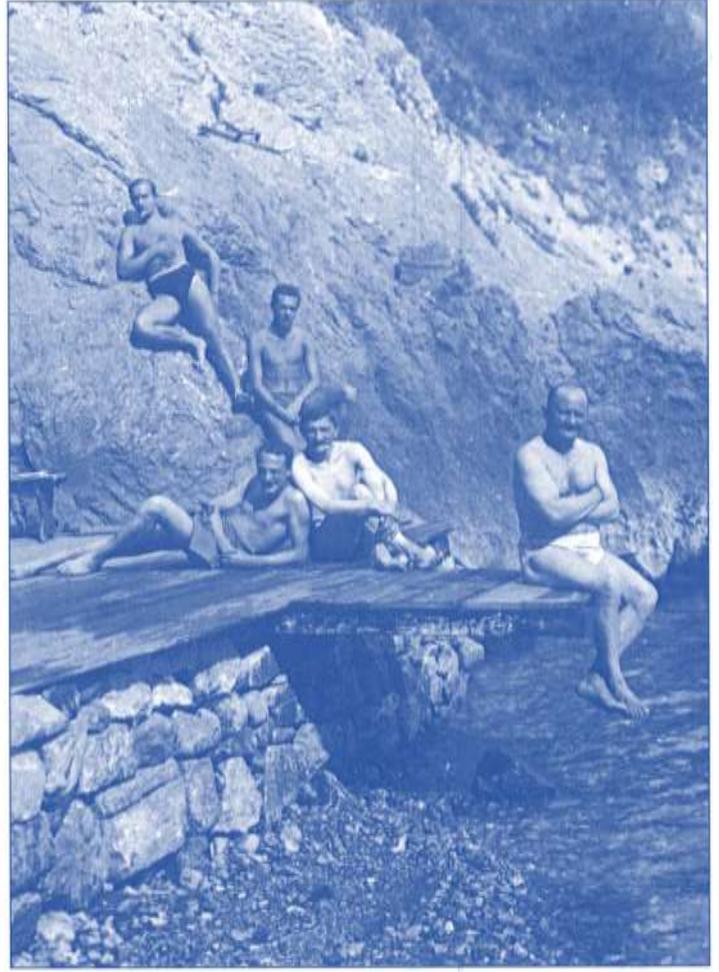
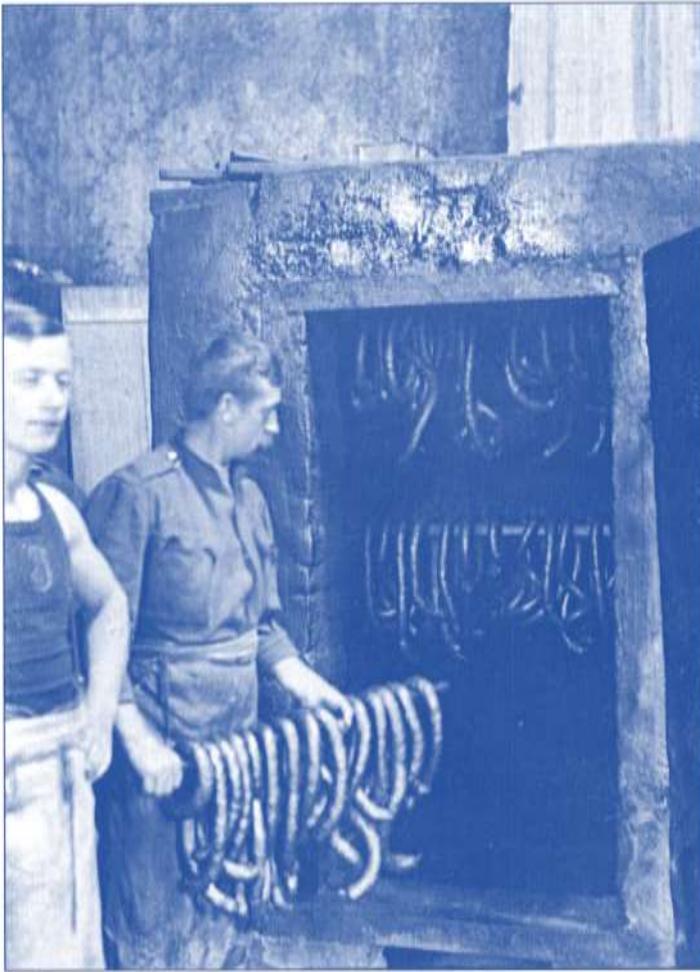
schliesslich die österreichischen Truppen noch über 120 Kilometer weit in italienisches Kernland vordringen, ganz Friaul und halb Venetien erobern sollten, liessen sich selbst die Herren im AOK zu diesem Zeitpunkt noch nicht träumen. Vor allem waren auch die Deutschen mehr als erstaunt. Die alliierte Propaganda musste sich etwas Neues einfallen lassen. Der habsburgische Leichnam lebte – und wie!

Die Italiener versuchten vorerst, entlang des Hochwasser führenden Tagliamento Stellungen auszubauen und die Österreicher am Überschreiten zu hindern. Dieser Fluss speist sich aus den Zuflüssen in den Karnischen Alpen und verläuft gewissermassen parallel zum Isonzo, wengleich weniger in einem gewundenen Gebirgstal, als in der Ebene, wo er mehrere Arme bildet. Oberhalb von Udine kommt der Tagliamento nahe an die heutige

Autobahnverbindung durch Friaul heran, um dann nach Westen abzuknicken, als breiter Strom bei Latisana dem Meer zuzustreben und schliesslich bei Lignano in die Adria zu münden. Die meisten Urlauber zwischen Caorle, Bibione, Grado und Duino wissen heute kaum, welche Auseinandersetzung ihre Grossväter hier einst austrugen.

Am 28. Oktober 1917 fiel die Stadt Udine in österreichische Hand und am Hauptplatz, der heutigen Piazza Libertà, wurden Zehntausende Angehörige der italienischen 2. Armee zusammengetrieben. Die Tagliamento-Stellungen der Italiener hielten nicht stand. Und die gesamte Front war in Auflösung begriffen. Cadorna befahl seinen noch einigermaßen intakten Einheiten, sich noch weiter nach Westen zurückzuziehen. Und das hiess, auch über die Piave zurückzugehen – ein Fluss aus den Dolomiten, der in die Lagune von Venedig mündet. Eine









|1

Links: Die gefangene zweite italienische Armee am Piazza Liberta in Udine, 1917

Oben: Luftkampf über der Piave, 1917

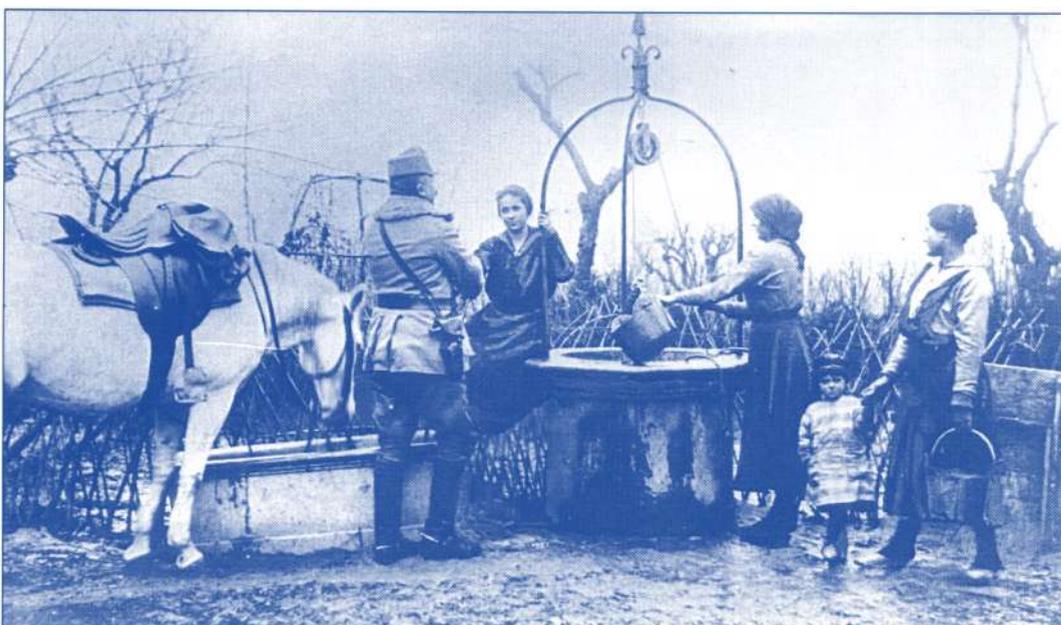
Unten: Rast am Vormarsch zur Piave, 1917





Rechts: Marketenderei bei Latisana, 1917

Kaiser Karl bei der Zivilbevölkerung in Gallignano, 1918



Österreichische Patrouille, Frauen aus Friaul, 1918



Weihnachten in Venetien, 1917



dumme Streiterei der österreichischen Kommandanten verhinderte, dass bei Latisana die ganze italienische 3. Armee gefangengenommen wurde; ihre Reste konnten nämlich in allerletzter Minute aus einer österreichischen Falle entkommen.

Die Männer von Boroëvic marschierten jetzt durch die alten und schönen venezianischen Städtchen und Dörfer, durch die endlosen Pappelalleen und die herbstlichen Weingärten – immer nach Westen, der Piave zu. Der Fluss sollte später das Schicksal der Soldaten entscheiden, die diesen Krieg zu Ende fochten.

Zu Allerheiligen 1917 jedenfalls erblickten die Österreicher die Türme Venedigs und sahen in der Ferne die Türme und Kuppeln aus dem Dunst der Lagune herauswachsen.

Weiter nördlich allerdings setzte Schlechtwetter ein und machte den vorrückenden Truppen des Generals Krauss arg zu schaffen. Immer wieder mussten Flüsse und Bäche durchquert werden, die Schmelzwasser aus den schon schneebedeckten Bergen der Südalpen heranzuführten. Auch mussten immer wieder Sperrungen weggeräumt

und versprengte italienische Einheiten entwaффnet werden. Die Zivilbevölkerung zeigte sich hingegen erstaunlich kooperationsbereit, Sabotage kam selten vor. Auch die Österreicher verhielten sich daher im Grossen und Ganzen anständig. Eher hatte vorher die Million zurückflutender italienischer Soldaten unsinnige Zerstörungen vorgenommen und den venezianischen Bauern die Wintervorräte weggestohlen. Immer wieder stiessen die Österreicher auch auf Deserteure, die mit «Hoch Österreichs-Rufen in Gefangenschaft gingen.

Ausser Udine kamen jetzt Städte wie Gemona, Palmanova und Monfalcone in österreichischen Besitz; es fielen Pordenone, Portogruaro, Conegliano. Die weiter im Norden Venetiens gegen Südtirol und unweit der Kärntner Grenze verlaufende Front war gleichfalls zusammengebrochen; und so besetzten die Österreicher auch Belluno und Feltre.

Just deshalb war aber auch wieder die Stunde Conrads gekommen (wie dieser meinte); und so redete er dem AOK zu, dass er mit seinen in Südtirol stehenden Verbänden gleichfalls schleunigst in die Offensive gehen



Oben: Italienische Gefangene bei Latisana, 1917

Rechts oben: Zurückflutende Zivilbevölkerung in den Karnischen Alpen, 1917

Rechts: Kaiser Karl, vorrückende Truppen, Venetien, 1917

sollte. Mit sechs Infanteriedivisionen wollte er aus den Bergen heraus- und über die «Sieben Gemeinden» in die Ebene einbrechen. Leider unternahm auch Krauss wieder bessere strategische Einsicht ein ähnliches Abenteuer, um seinen von ihm selbst nicht erwarteten Siegeszug fortzusetzen und im Bereich des sogenannten Grappa-Massivs Fuss zu fassen. Beide, Conrad wie Krauss, wollten nach Süden vorrücken und die westlich der Piave sich sammelnden Italiener angreifen. Doch die Artillerien konnten jeweils den schnellen Infanterieverbänden nicht folgen und die Italiener verbissen sich neuerlich in die Berghügel, vor allem in den Monte Grappa unweit der Stadt Bassano.

Auf einmal standen den Österreichern jetzt aber auch Männer in anderen Uniformen gegenüber: Soldaten von sechs französischen und fünf britischen Divisionen.

Dennoch gelang es noch am 12. November den vor allem aus Kärntnern bestehenden Gebirgsschützeinheiten, die Piave zu überschreiten und am italienischen Ufer einen Brückenkopf zu bilden. Als auch hier Schnee fiel, befahl das AOK die endgültige Einstellung der Offensive.

Man konnte zufrieden sein – ein gutes Viertel der oberitalienischen Tiefebene war eingenommen worden, man hatte rund 250.000 Italiener gefangen, allein 3.000 Maschinengewehre und 300.000 Infanteriegewehre erbeutet – ja, man hatte sich fast zu Tode gesiegt. Den Alliierten war die schwerste Niederlage dieses zu Ende gehenden Jahres zugefügt worden. Für den jungen Kaiser Karl ein unerwarteter Triumph, den ihm da seine Armee gewissermassen als Einstandsgeschenk zur Krönung gemacht hatte. Überdies war es der entscheidende Sieg gegen den «Erbfeind», die Rache für den «Verrat», eine Revanche für das unendliche Bluten am Isonzo.

Nur: ein Frieden war weit und breit nicht in Sicht. Oder doch?





Links: Italienische Bäuerinnen,  
Österreicher bei einer  
Essensverteilung, Piave, 1918

Links unten: Warentausch in  
Venetien, 1918

Unten: Kaiser Karl,  
Infanteristen in den  
Dolomiten, 1918



## «Wir anderen sind einzelne Trümmer . .»

---

Während die österreichischen Soldaten das Weihnachtsfest 1917 mit venezianischen Bauern in vollen Weinkellern feierten, stiess ihr Aussenminister Graf Czernin in Brest-Litowsk, einer 180 Kilometer östlich von Warschau gelegenen Stadt am Fluss Bug, mit den Verbündeten an.

Dort, wo auch heute die polnisch-russische Grenze verläuft, waren die Mittelmächte mit den Bolschewiken zu Friedensgesprächen zusammengetroffen. Der Führer der sowjetischen Delegation war dabei ein exzellenter Kenner Österreichs – und für Czernin sowie das österreichische Verhandlerteam gewissermassen ein alter Bekannter. Aus dem Wiener Café Central. Herr Bronstein, jetzt Leo Trotzki, war wenige Monate zuvor noch Emigrant in der k. u. k. Residenzstadt gewesen.

Dabei war die Regierungsmacht der Bolschewiken keineswegs gesichert; es herrschte Bürgerkrieg zwischen den roten und den weissen Bataillonen; Bürgerliche, Monarchisten, Deserteure, Anarchisten, aber auch entflozene Gefangenverbände mischten sich in die das ganze Reich erschütternden Auseinandersetzungen ein. So ist es ein Wunder, dass Trotzki dennoch hart verhandelte und keineswegs einem Diktat der Mittelmächte die Zustimmung geben wollte. Aber was blieb ihm schliesslich übrig? Die Bolschewiken hatten ja immer wieder versprochen, ihren Massen den Frieden zu bringen – um jeden Preis.

Daher musste der junge Sowjetstaat in Brest-Litowsk schliesslich riesige Gebietsverluste an Deutschland und Österreich akzeptieren. Österreichisch-ungarische Ver-

bände rückten überdies in die als Sowjetrepublik konstituierte Ukraine ein. Anfang März 1918 wurde die Hafenstadt Odessa besetzt und damit eine Verbindung zum Schwarzen Meer geschaffen. Jetzt blieb auch Rumänien nichts übrig, als gleichfalls von der Donaumonarchie einen Diktatfrieden zu akzeptieren.

Und das war für Österreich lebenswichtig. Denn in den folgenden Monaten rollten Tausende Waggons mit Lebensmitteln aus dem fruchtbaren Osten in die hungerten Kronländer, die Ukraine lieferte allein 46.000 Tonnen Getreide.

Aber die Prophezeiung der Sowjets, sie würden nicht nur Mehl exportieren, sondern auch die Revolution, erwies sich als Wahrwort. In den Industriegebieten der Donaumonarchie kam es zu hitzigen Streiks, die durch marxistische Agitatoren angeheizt wurden – vor allem im Wiener Neustädter Raum und in Böhmen. Kaiser Karl wollte jedoch keine Truppen gegen Arbeiter einsetzen, konnte aber auch nicht erreichen, dass die Arbeiterführer mit den Zugeständnissen der Regierung zufrieden gewesen wären. Zusätzlich meuterten im Hafen von Cattaro die Matrosen der k. u. k. Marine und kaperten den Kreuzer «St. Georg». Der Hunger hatte den untätig in der Bucht liegenden Besatzungen arg zugesetzt. Vier Matrosen wurden hingerichtet.

Weiter südlich, in Albanien, waren die schwachen Grenzbesatzungen der Österreicher um den Ohrid-See auf die Hilfe albanischer Freischärler angewiesen. Hier erkämpften von Griechenland aus die Italiener Geländegewinne, nachdem auch französische und serbische Ver-



Oben: K. u. k. Offiziere,  
ukrainische Verbündete,  
Ukraine, 1918

Unten: Durch  
Österreich-Ungarn besetzte  
Gebiete im Sommer 1918





Defilierung österreichischer Truppen in Odessa, 1918

bände, die sich von ihrer Niederlage erholt hatten, eingesetzt worden waren. Eine österreichische Offensive unter Generaloberst Pflanzer-Baltin warf die Alliierten wieder zurück. Nur verlief die Front mitten durch ein malarieverseuchtes Gebiet zwischen den Flüssen Skumbi und Vojusa, wodurch es allein in einem einzigen Monat auf österreichischer Seite 18.000 Erkrankte gab. Weiter östlich, wo die Bulgaren standen und nur von einigen schwachen deutschen Verbänden unterstützt wurden, sah die Sache der Mittelmächte freilich bald um sehr vieles bedrohlicher aus. Nördlich von Saloniki gelang es französischen Einheiten – vor allem der marokkanischen Kavallerie – durchzubrechen und die Bulgaren in die Defensive zu drängen. Es sollte nicht lange dauern, dass sich diese zu Waffenstillstandsgesprächen mit der Entente bereitfinden mussten. Erst zu diesem Zeitpunkt blieb den Österreichern nichts übrig, als Albanien zu räumen. Auch bis in die letzten Kriegstage hielten die Soldaten des Kaisers jedoch die Grenzen der Monarchie in Südbosnien. Und dennoch sollte hier, am Balkan, eine Vorentscheidung fallen. Nach dem Ausscheiden der Bulgaren konnten die Alliierten direkt gegen die südöstliche Flanke der Monarchie vorgehen. Sie bedrohten die ungarische Tiefebene, was der revolutionären Stimmung in Budapest Auftrieb gab und zum Rückzug der ungarischen Soldaten von allen Fronten führen sollte. Entscheidungen waren jetzt auch an anderen Kriegsschauplätzen gefallen:

- Im Laufe des Jahres 1917 waren die Briten von Ägypten an gegen den Suez-Kanal vorgestossen

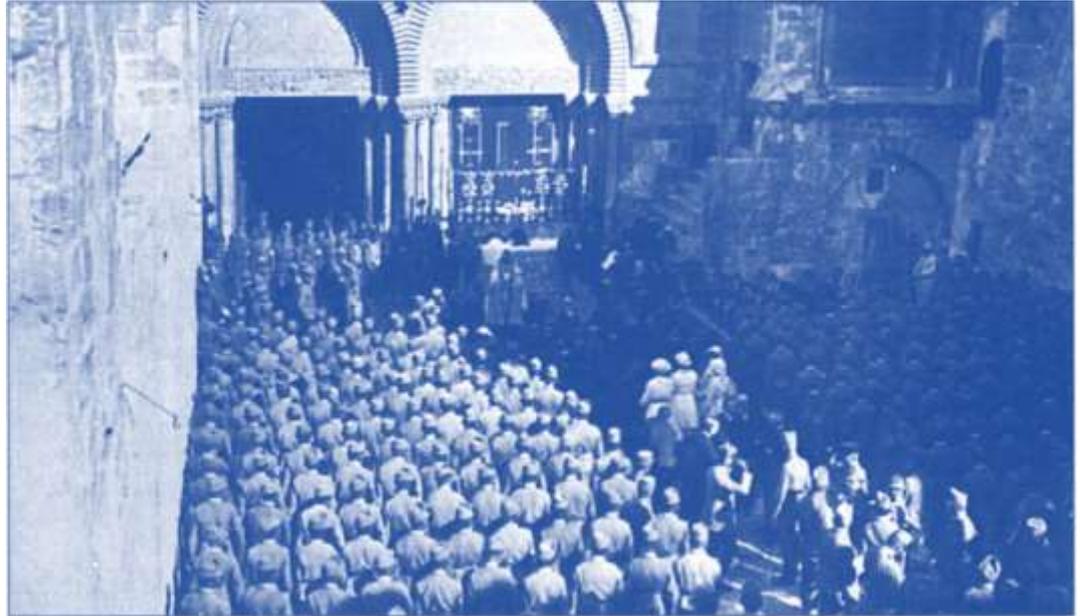
und über den heutigen Gaza-Streifen ins türkische Palästina eingerückt. Jerusalem fiel zu Weihnachten 1917 in die Hände der Engländer, die von den Beduinen unter dem legendären Lawrence of Arabia unterstützt wurden. Auch jene k. u. k. Feldhaubitzen-Einheiten, die auf türkischer Seite in Palästina gekämpft hatten, zogen sich mit den Soldaten des Sultans über Damaskus nordwärts zurück. Im Herbst 1918 erlebten diese Einheiten in Istanbul das Kriegsende.

- In Frankreich hatten die Deutschen um die Jahreswende 1917/18 alles auf eine Karte gesetzt. Sie wollten einen Durchbruch erzwingen und zogen von überall her – auch aus Oberitalien – alle verfügbaren Einheiten zusammen. Es war vor allem der massive Einsatz der Amerikaner, die in endlosen Schiffskonvois ihre Freiwilligenarmee nach Frankreich brachten, dem die Deutsche Heeresleitung zuvorkommen wollte. Schon wurden auch aus dem deutschen Hinterland, aus den grossen Städten, die Meldungen von Streiks und Meutereien von Tag zu Tag bedrohlicher.

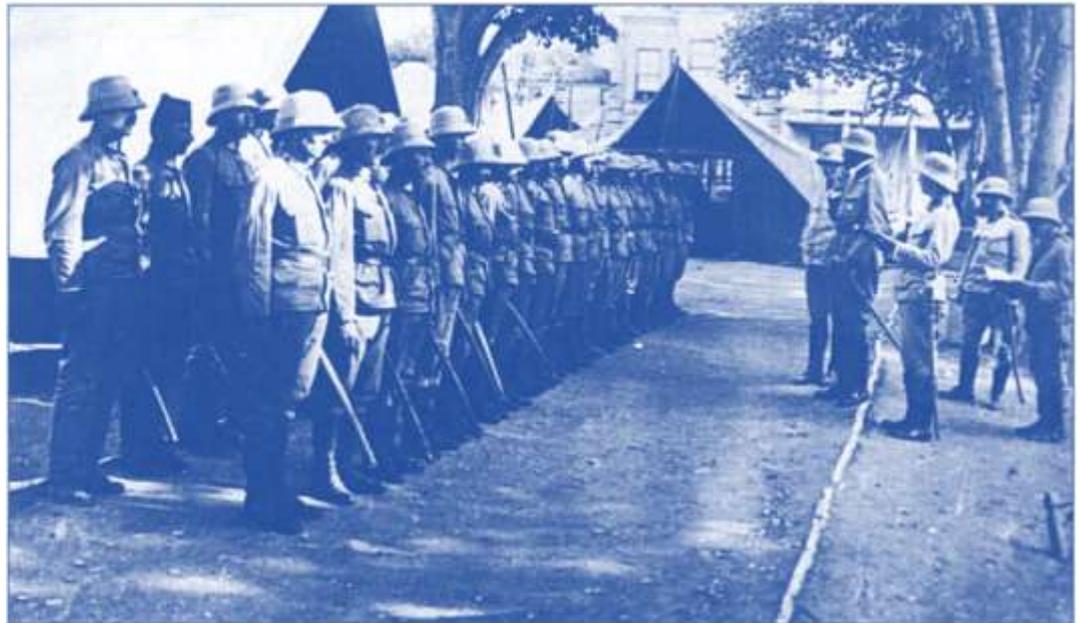
Im Kampf mit dabei waren jedenfalls am 10. März 1918 auch die Besatzungen von 46 österreichischen schweren Batterien, als die deutsche Grosseffensive mit einem Gasgranatenangriff losdonnerte. Der erhoffte Durchbruch unter dem Codewort «Michael» blieb jedoch stecken, und erst in den folgenden Wochen gelang es den Deutschen unter grässlichen Verlusten, sich bis zur Marne voranzukämpfen. Aber sie scheiterten neuerlich, wie schon 1914, an diesem Schicksalsfluss der deutsch-französischen Geschichte. Der Wahnsinn dieses Angriffs war dabei in Wahrheit eine Tat der Verzweiflung. Völlig ausgepumpt und hilflos gegen die rollenden Luftangriffe sowie die neue Schreckenswaffe, die Panzer, blieb den deutschen Männern nur mehr das grosse Zittern in den Schützengräben.

Die Gegenoffensive der Franzosen und Engländer, der US-Amerikaner und Kanadier liess nicht lange auf sich warten. Die «Siegfried-Stellung» hielt dem Sperrfeuer der Alliierten nur mehr begrenzt stand, im Sommer gingen Zehntausende in Gefangen-

Österreichische  
Artilleriesoldaten vor der  
Grabeskirche in Jerusalem,  
1918



Österreichisches Korps bei  
Gaza, 1918



Britische Kriegsgefangene,  
Piave, 1918





schaft. In einem Vierteljahr hatten die Deutschen 1,3 Millionen Mann durch Tod, Verwundung oder Gefangenschaft eingebüsst. Und jetzt ersuchte der deutsche Generalstab den ansonsten stets belächelten Bundesgenossen sogar, Verstärkung zu schicken. Kaiser Karl sagte zu, Österreicher nach Frankreich zu verlegen. Die 13. Schützendivision, die 34. und die 106. k. u. k. Infanteriedivision sowie die 37. Honved-Infanteriedivision machten sich in Oberitalien abmarschbereit.

- Bloss: Dort war es im Sommer 1918 gleichfalls zu einem neuen Kräftemessen gekommen. Vis à vis den Österreichern hatten die Italiener an der Piave feste Stellungen ausgebaut. Alliierte Divisionen, unter ihnen Amerikaner, waren eingetroffen. Und deren Nachschub funktionierte – dank US-Hilfe – besser denn je.

Anders war naturgemäss die Situation bei den Österreichern. Sie fühlten sich nicht als Helden, sondern als Bettler. Hungrig, in zerrissenen Uniformen und mit penibel abgezählten Patronen hockten sie in den Unterständen entlang des Flusses und in den letzten Ausläufern der Dolomiten, von wo aus sie die hellen Feuer der Italiener und deren Verbündeten sehen konnten. Und diese hatten es offenbar darauf angelegt, einfach zuzuwarten. Im AOK kam es zu Streitereien, die angesichts der wahren Probleme zu grotesken Eifersüchteleien entarteten. Vor den Kulissen der Götterdämmerung beharrte Conrad darauf, seinen Glanz als grosser Strategie vor der

Oben: Angreifende Österreicher am Montello, 1918

Rechts: Brückenkopf westlich der Piave, 1918

Rechts unten: Hilfsplatz am Piave-Damm, 1918

Nachwelt noch einmal aufzupolieren. Er überredete, zum x-ten Mal, die Generalstäbler – die einst seine Untergebenen gewesen waren –, ihm alle noch einigermaßen verfügbaren Reserven zu unterstellen. Wieder wollte er aus Südtirol über die «Sieben Gemeinden» zu einer Offensive antreten. Aber statt dies auch konsequent zu tun, schickte das AOK auch Boroevic für die Piave-Front das Nichts, über das man noch verfügte – eine neuerliche Zersplitterung der Kräfte. Kaiser Karl erwies sich als freundlich, aber hilflos.

Es waren warme und schöne Tage, als österreichische Pioniere ihre Brücken über den Fluss schlugen und vier Korps relativ leicht auf der anderen, der italienischen Seite, Fuss fassen konnten. Niemand hatte erwartet, dass das so leicht gehen würde. Um den Höhenzug des Montello, einer sanften und freundlichen Hügellandschaft, entspannen sich brutale Kämpfe um jeden Quadratmeter. Mit den Italienern stürmten Franzosen und Engländer. Auf der k. u. k. Seite wieder waren es vor allem Ungarn, Südmährer und Niederösterreicher, die Bravouröses leisteten.

Dann kam, in Form von Hochwasser, das grosse Pech für die Österreicher. Die Piave schwoll innerhalb weniger Stunden zu einem reissenden Strom an, der das Her-



"All the News That's Fit to Print."

# The New York Times.

THE WEATHER

Vol. LXXII No. 12744

NEW YORK, MONDAY, JUNE 27, 1918—TWENTY TWO PAGES

TWO CENTS

## AUSTRIANS CROSS THE PIAVE AT TWO POINTS; CLAIM 16,000 PRISONERS, BUT ALLIES GET 3,000; AMERICANS DEFEAT THE GERMANS WITH GAS

### ITALIAN ARMY STRIKES BACK

Checks Massed Attacks by Austrians by Strong Counterattacks.

### RECOVERS TWO MOUNTAINS

Enemy Detachments That Succeeded in Crossing Piave River Are Being Pressed Hard.

A great battle has been in progress on our front since yesterday. After artillery preparation, which was exceptionally intense on account of the violence of the fire and the number of guns employed, the enemy has begun his repeated offensive by launching large masses of infantry to attack our positions in the eastern sector of Asiago Plateau, at the end of the Brenna Valley and on Monte Grappa, by attempting at several points to force the Piave, and by carrying out heavy local demonstration action on the remainder of the front. Our infantry and that of the allied contingents fearlessly bore the brunt of the destructive fire, and supported by a barrage of their own artillery, which had already prudently occupied the enemy's preparation with a timely and deadly counter-preparation bombardment, bravely sustained the enemy's onslaught in the advanced defensive area. On the Asiago Plateau front more intensely attacked the enemy's main

isolated detachments had with great valor continued to remain at all costs. The struggle did not diminish in violence during the night, and is continuing fiercely. But our troops are firmly holding the front along the Asiago Plateau, have completely re-occupied their original positions on Asiago and at the Monte Salaria salient, and are very closely pressing the enemy infantry, which has passed to the right bank of the Piave. The number of prisoners so far counted is more than 3,000, including 70 officers. Our own and the allied airmen are taking a strong part in the battle by bombarding the crossing points on the Piave and by attacking the enemy's massed troops with machine gun fire. Thirty-one enemy airplanes have been brought down. British Attack—Last Position. LONDON, June 26.—The Austrian

4 thousand yards along an extent of 2,600 yards. There the enemy was held. Over 100 prisoners have been counted and we have, in addition, captured two mountain guns and a considerable number of machine guns. In the early hours of yesterday, when the Austrian attack was first launched, invaluable assistance both in infantry and artillery was immediately provided by the Italians on our left, and this assistance was largely responsible for bringing the Austrian infiltration to an immediate halt. Heavy fighting is continuing in many places along the Piave, on the eastern end of Monte Salaria, and across the Brenna Valley. Three additional enemy airplanes were destroyed in air fighting yesterday, seven having previously been reported. The clouds remained low and darkness reconnaissance was impossible. The enemy of our air service has been unable to attack us, unless for some brief

anbringen von Verstärkungen unmöglich machte. Und schliesslich kamen auch entmutigende Berichte von jenen Kameraden unter Conrad, die in den «Sieben Gemeinden» wieder nichts zur Entlastung erreicht hatten. Das Infanterieregiment Nr. 85, bestehend vor allem aus Rumänen, Ungarn und Ruthenen, hatte zwar den Col Moschin im umkämpften Grappa-Massiv genommen, aber von einem Durchbruch in die Ebene konnte natürlich keine Rede sein. Von einem In-die-Flanke-Fallen daher auch nicht. Mittlerweile war es auch zur heftigsten Luftschlacht des Kriegsabschnittes gekommen. Entente-Bomber und Schlachtflieger waren auf k. u. k. Jäger gestossen. Am 20. Juni entschloss sich Boroevic schweren Herzens, seine jenseits der Piave kämpfenden Männer wieder zurückzurufen. Und so war auch die österreichische Offensive – wie jene der Deutschen in Frankreich – gescheitert. Die letzten Kräfte waren erschöpft, Kaiser und Armeeführung endgültig ratlos, die Truppen an der Front so gut wie am Ende. Vor allem die Offiziere und Soldaten mussten sich fragen, wieso ihre Niederlage von Tag zu Tag wahrscheinlicher wurde, wo sie doch so tief im Feindesland standen und keine wirkliche Niederlage erlitten hatten.

Tatsächlich in diesem letzten Kriegssommer hielten die Österreicher – allein oder zusammen mit ihren Verbündeten – besetzt:

- fast das ganze heutige Polen, einen Teil der (heute) weissrussischen Sowjetrepublik und der Ukraine: rund 700.000 Quadratkilometer mit rund 40 Millionen Menschen;
- das Königreich Rumänien, damals ungefähr 130.000 Quadratkilometer gross und von zehn Millionen Einwohnern bevölkert;
- Serbien, Montenegro und Albanien: 150.000 Quadratkilometer mit sieben Millionen Einwohnern;
- und in Italien Friaul sowie einen grossen Teil Venetiens mit 15.000 Quadratkilometern und über zwei Millionen Einwohnern.

Österreichische Truppen standen am Schwarzen Meer, in Kiew und auf der Halbinsel Krim, in Bukarest, Warschau und Lublin, in Belgrad und Tirana, Udine und Belluno. K. u. k. Korps kämpften auch noch immer in der Türkei und an der Westfront. Trotz der Desorganisation beim Aufmarsch im Jahr des Kriegsbeginns, trotz der grossen Niederlagen in Galizien, trotz Fehlplanungen im AOK und den vielen politischen Krisen in den vier Jahren standen sie alle noch immer stramm für ihren Obersten Kriegsherren: die Hunderttausenden Ungarn und

Links: «The New York Times», 17. Juni 1918

Unten: Kaiser Karl, das letzte Aufgebot, Venetien, 1918

Tschechen, Tiroler und Kroaten, Polen und Slowenen. Nur was sie aus Budapest und Prag, Wien und Agram, Krakau und Laibach erfuhren, musste sie notwendigerweise verwirren. Hatten sie doch noch im Ohr, was selbst der amerikanische Präsident Woodrow Wilson in seinen berühmten «14 Punkten» verkündet hatte – dass nämlich die Völker Österreich-Ungarns «Gelegenheit zu einer autonomen Entwicklung» – im Rahmen der Donaumonarchie – erhalten sollten; und das gleiche hatte auch Englands Premier Lloyd George gesagt.

Etwas anderes als die den Österreichern gar nicht so abgeneigten Entente-Politiker wollten hingegen die eigenen nationalistischen Agitatoren im Hinterland: nämlich nicht mehr und nicht weniger als einen endgültigen Zusammenbruch der Vielvölkergemeinschaft. Verhetzt von dem, was sie als «Zeitgeist» ansahen, sprachen sie es

1918 in Versammlungen und Kundgebungen ohne Skrupel aus – unbehelligt von der österreichischen Polizei: die Zerstörung des «Hundertjährigen Gefängnisses»; an Stelle des «Völkerkerkers» sollte jede Nation nach den Rezepten der Philosophen und Dogmatiker des 19. Jahrhunderts jetzt, da das 20. Jahrhundert längst begonnen hatte, jeweils allein glücklich werden.

In Österreich und im deutschsprachigen Böhmen verfolgten vor allem die Sozialdemokraten das gleiche Ziel, aber aus anderen Motiven. Der linke Flügel hatte, unter den aus der jungen Sowjetunion einflussenden Ideen die Schaffung einer sozialistischen Republik anstelle der feudalen Monarchie zum Ziel. Nur der gemässigte Karl Renner verteidigte noch den übernationalen Staat; Otto Bauer hingegen trat für das «revolutionäre Nationalitätenprinzip» ein.





Italienischer  
Generalstabschef Armando  
Diaz, 1918

Für Deutsch-Österreich schwebte ihm der sofortige Anschluss an ein republikanisches Deutschland vor. So waren es schliesslich nur die Christlich-Sozialen und die geschwächten konservativen Kräfte – auch in der ungarischen Reichshälfte –, die vor der allgemeinen Anarchie einer Auflösung der Habsburgermonarchie warnten. Der christlich-soziale Obmann Johann Hauser sagte im Herbst 1918 – und es war eine prophetische Vision –, dass «nichts so sehr ein Herd des Krieges ist, wie die Kleinstaaterei. Sollen wir auseinanderlaufen, uns trennen und in kleine Staaten auflösen? Es wäre eine Torheit und eine Versündigung nicht allein gegen das gemeinsame Interesse, sondern auch gegen das Interesse der einzelnen Völker, wenn wir uns trennen würden.» Zu spät, zu spät.

Ein Kaiserliches Manifest, demzufolge Österreich-Ungarn ein «Bundesstaat» werden sollte, erntete jetzt nur Spott und Hohn. Es gab keine Macht mehr, die den offensichtlichen Hochverrat der diversen Nationalitätenpolitiker geahndet hätte. Die Idee der «Vereinigten Staaten von Österreich» hatte man ja auch mit dem Erzherzog Franz Ferdinand nach den Schüssen von Sarajevo

im Schloss von Artstetten begraben. Und Kaiser Karl hatte nicht den Mut gehabt, sie bei seiner Krönung zum zentralen Punkt seiner Politik zu erklären.

Bald bildeten sich sogenannte Nationalräte, die in den Grossstädten der Monarchie unabhängige Staaten ausriefen – in Prag für eine Republik der Tschechen und Slowaken, am Balkan für ein Reich der Serben, Kroaten und Slowenen. Schliesslich fiel auch Ungarn ab, und Vertreter der Alpenländer sowie der Sudeten votierten für den sofortigen Eintritt ihrer Länder ins Deutsche Reich. Das alles geschah, als freilich noch die Hunderttausenden in der Armee ihres Kaisers an den Fronten Dienst versahen. Soldaten, die jetzt zwischen ihrem Eid und den nationalen Gefühlslagen hin- und hergerissen waren.

Ende Oktober meldete das Hauptquartier von Boroevic, dass es bei einzelnen Truppenteilen an der Piave zu Befehlsverweigerungen gekommen sei. Rumänische, kroatische und ungarische Einheiten hätten befehlswidrig die Schützengräben verlassen. «Wir halten es nicht mehr aus», stand auf einem zurückgelassenen Zettel der Abziehenden. Wohl eher ein Beweis für die katastrophale Versorgungssituation als für nationalistische Emphase.

Andere blieben. Obwohl sie wussten, dass sie der Angriff eines vielfach überlegenen Gegners erwartete. Den Abwehrkampf hatten sie in vier Jahren gelernt.

Auf italienischer Seite war Graf Cadorna nicht mehr im Amt; ihm war als Generalstabschef Armando Diaz nachgefolgt. Von Überläufern wusste er um die katastrophale Lage der Österreicher. Weshalb er daher gar nicht angreifen wollte, um so knapp vor dem zu erwartenden Ende das Leben seiner Leute nicht aufs Spiel zu setzen.

Doch die Alliierten verlangten jetzt den totalen italienischen Einsatz, weil sie in Frankreich zum entscheidenden Stoss auf die Deutschen ansetzten und die mögliche Verlegung österreichischer Truppen an die Westfront verhindern wollten. Auch Offiziere von Diaz drängten, endlich den italienischen Fahnen einen militärischen Sieg zu sichern.

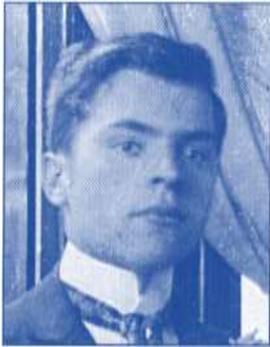
Am Jahrestag ihrer Niederlage von Flitsch-Tolmein griffen daher die Italiener – in das allgemeine Chaos auf österreichischer Seite hinein – an. Wieder war es der Monte



Oben: Letzte Kämpfe in  
den Dolomiten, 1918

Unten: Italienische Einheiten  
beim Überschreiten der  
Grenze, 1918





Franz Th.  
Csokor

RADOSIN. Dieses Haus, meine Herren, ist jetzt kein Erholungsheim mehr für Offiziere und Mannschaftspersonen, und auch kein Diskussionsklub ist es um unsere Zukunft, wie jeder sie wünscht, – dieses Haus, über das ich die Kriegsflagge hissen liess, wird jetzt die Grenzschanze unserer Heimat!

ZIEROWITZ (dunkel, drohend). Wessen Heimat – meinen Herr Oberst?

LUDOLTZ. Halt, Stevo! Legst du schon die Hand drauf?  
RADOSIN (steinern). Der Herr Oberleutnant Zierowitz hat sich entfernt. Er hat sich entfernt, – selbst wenn er noch da ist!

SOKAL. Recht, Stevo! (Zu Ludoltz.) Er redet für dich, wie für mich! Du kannst doch nach Deutschland hinüber, wenn hier alles auffliegt!  
RADOSIN (scharf). Was – fliegt hier auf? – Ich verbitte mir das! (Zu Ludoltz.) Sie sind Kärntner, Herr Oberleutnant, – lässt Sie das ruhig?

LUDOLTZ. Das geht jetzt nur mehr den Stevo und mich an. Und Ihnen, Herr Oberst, bei allem Respekt, – ein Land, das es so, wie Sie meinen, sieben Völkern zugleich recht machen möchte, ja, bei dem darf kein Krieg auslaufen wie dieser!  
SOKAL. Aus sieben Nationen ein Vaterland,

von denen keine je hier ihre Heimat gehabt hat! VANINI (vorsichtig). Herr Oberst, das stimmt auch, am meisten bei uns. Bei uns Trientinern war das niemals dasselbe: Heimat und Vaterland.

ZIEROWITZ (kurz). Blut – bleibt eben dicker als Wasser.

ORVANYI (nain). Ja, meints ihr auch, dass sie uns aus dem Leim geben lassen?

(...)

RADOSIN (eindringlich, immer gesteigert). Wir waren doch mehr schon als eine Nation! Gerade weil es uns immer gemischt hat, weil wir uns immer nur ausgleichen müssen: Jahrhunderte schon, – da versteht man einander beinahe zu viel, mit «Ja» und «Nein» und dem «Trotzdem» darüber – eins sind wir aus sieben gewesen, – und ihr wollt das zerhacken, zerreißen, in Worte von Stämmen, von Völkern und Rassen, – ihr wollt aus der hellen Wohnung zurück in den Zuchtstall?

SOKAL. Aber es sind unsere Ställe, Herr Oberst, – vielleicht vorerst düster und dumpf, – aber wir sind die Herren in ihnen!

RADOSIN. Ja, träumt ihr, euch wird man Triumphpfosten bauen bei eurer Rückkehr in eure Nationen? Erlebt es nur, wie ihr da einzieht, verlästert, gescholten, missachtet, ausgeliefert jeder Gemeinheit, jeder Verleumdung als erste geopfert, weil ihr erst so spät kommt! – Aber stemmen wir uns jetzt unten am Pass vor die Unsern, halten sie auf und schreiben: «Schliesst euch zusammen in euren Waffen zum letztenmal für unser Reich, für das Dach über uns, das es war, für seinen Sinn, der so lang uns vereint hat, – rettet euch das oder opfert euch ihm, – nur so kann es einmal auch wieder erstehen – durch euer Opfer –

Franz Th. Csokor, «3. November 1918»

Grappa, wo sich die «Erbfeinde» ineinander verbissen. Ohne Artillerieunterstützung und mit abgezählten Patronen in den Taschen, verteidigten hier Niederösterreicher und Mährer, vor allem aber das Honved-Infanterieregiment Nr. 27 vier Tage lang das grosse Bergmassiv. Nichts war mehr vom Nationalitätenstreit zu sehen; Pflichtgefühl, Kameradschaftlichkeit und Selbstvergessenheit im Kampf zeichneten diese letzten Tapferen aus.

Und auch die Männer an der Piave hielten stand. Ein verzweifelter Boroevic sah aber dennoch keine Möglichkeit, die lange Front zu halten, und ordnete den Rückzug über Conegliano in Richtung Vittorio Veneto an. Am 30. Oktober 1918 hatten italienische Kavallerie und Radfahreinheiten die Österreicher dort eingeholt. Zu diesem Zeitpunkt hatte das AOK in Baden dem Ge-



Oben: K. u. k. Hauptmann Ruggera (links) auf dem Weg zu den Waffenstillstandsgesprächen, 1918

Oben rechts: Die Österreicher beim Betreten der Villa Giusti, Padua, 1918



neral Viktor Weber in Trient den Auftrag erteilt, mit den Italienern über einen Waffenstillstand zu verhandeln. Weit im Westen der eigentlichen Kampflinie, unweit des Gardasees, ging zuerst der Welschtiroler Hauptmann Camillo Ruggera mit einer weissen Fahne über die Linien, später Weber selbst. Man brachte die Österreicher nach Padua, genauer in die dortige Villa Giusti.

Was Weber von der dort herrschenden Aufregung begriff, war bloss, dass die Italiener an einer sofortigen Waffenruhe gar nicht interessiert waren. Offenbar benötigten sie aus Prestige Gründen einen militärischen Sieg und strebten danach eine bedingungslose Kapitulation der Österreicher an.

Mangels funktionierender Telefonleitungen und wegen der dreistufigen Entscheidungshierarchie Padua, Trient und Baden bei Wien dauerte es endlose Zeit, bis eine Verständigung zustande kam. Weber glaubte allerdings, dass im Falle der Annahme der ultimativen Forderungen Italiens ein Waffenstillstand sofort zustande kommen würde. Was auch in Wien angenommen wurde.

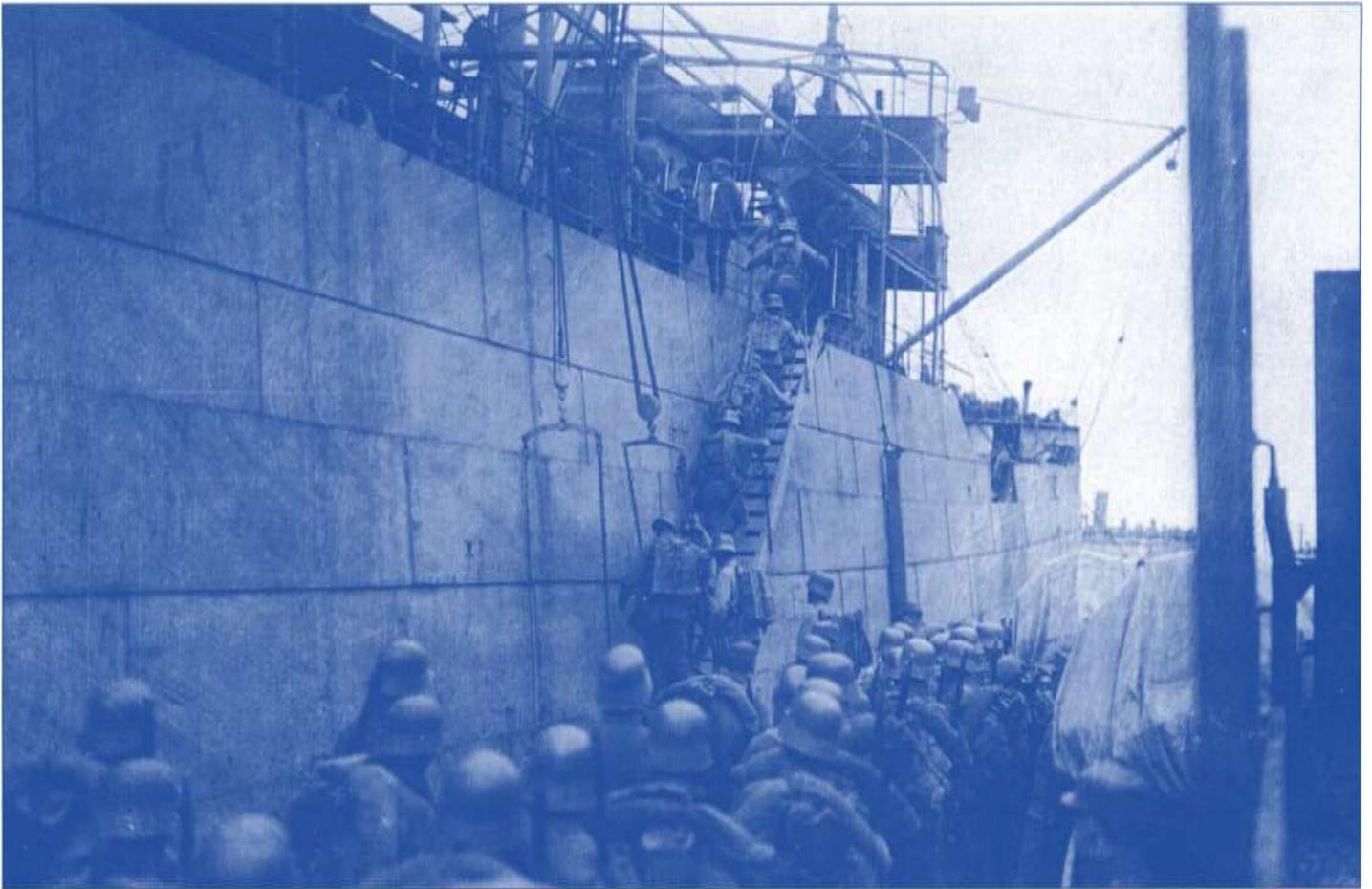
Stattdessen bestanden die Italiener darauf, die Feindseligkeiten ihrer Seite erst 24 Stunden nach der Annahme des Ultimatums durch Österreich einzustellen.

So kam es zum fatalen «Missverständnis». In der Nacht vom 2. auf den 3. November 1918 erging vom österreichischen AOK an die Armee in Venetien der Befehl: «Feuer einstellen». Weber hingegen hatte in Padua einen Waffenstillstand für den 4. November, 15 Uhr, unterfertigt.

Während die Österreicher ihre Waffen wegwarfen und in endlosen Kolonnen in alle Richtungen auseinanderzogen, umkreisten die Italiener grossräumig die Reste der Boroewic-Armee. Auf diese Weise kam es zur Gefangennahme von 400.000 Mann: für Italien der «Sieg» von Vittorio Veneto.

Österreich-Ungarn hatte am 4. November 1918 aber schon praktisch zu existieren aufgehört. Die stolze k. u. k. Flotte war, ungeschlagen, am letzten Oktobertag dem neugebildeten südslawischen Staat übergeben worden.

Truppenteile strömten jetzt nicht nur aus Italien, sondern auch vom Balkan, aus Polen, der Ukraine und Rumänien in die ehemaligen Kronländer zurück. Es kam zu Plünderungen, Brandstiftungen und Greuelthaten. Wer von der grossen Armee bis in die neuen Hauptstädte der



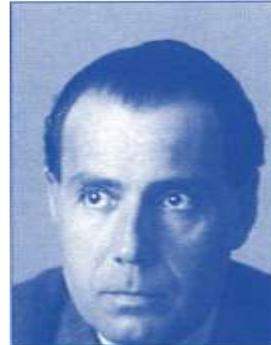


Linke Seite oben:  
Verschiffung der  
Österreicher in Constanza,  
Rumänien, 1918

Links: Serbien, 1918

Links unten:  
Deutsche und Österreicher in  
Frankreich, 1918

Unten: Abmarsch im Hafen von  
Cattaro, 1918



Ernst  
Lothar

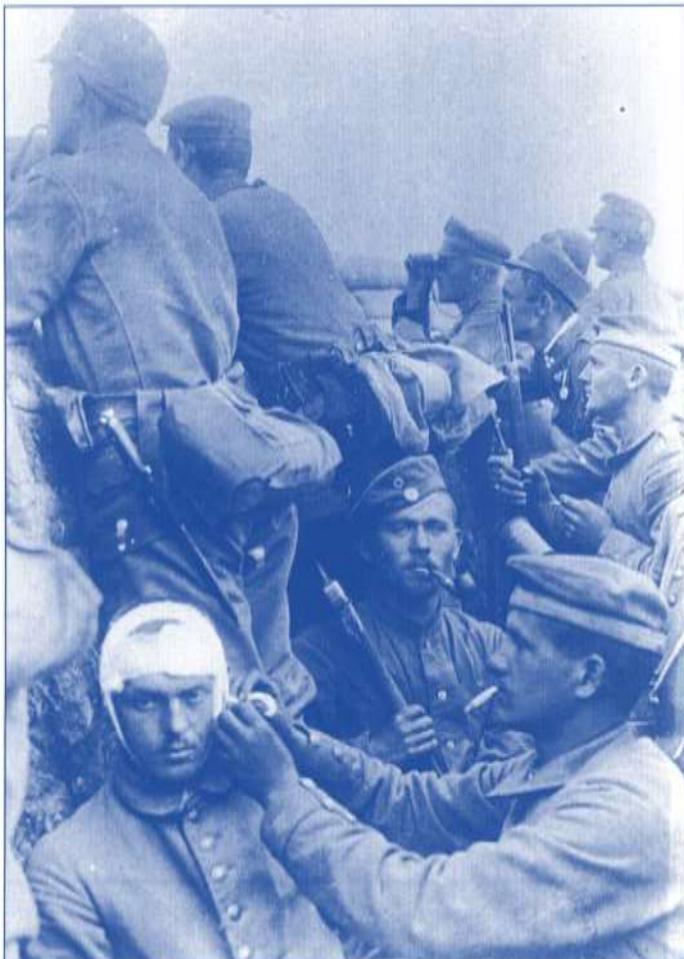
*Etwas Unversöhnliches war jäh um seinen Mund, die Lippen pressten sich zusammen.*

*«In Österreich habe ich mich nicht getäuscht! Es ist das einzige Land, wo ich leben kann!», beharrte ich.*

*«In wie vielen Ländern haben Sie schon gelebt?», fragte er, die Unversöhnlichkeit war verschwunden. «Seien Sie nicht ungehalten, ich will Ihnen helfen. Sie glauben an mich – zumindest steht das in dem Artikel, den Sie mir sandten. Da werden für Sie einige Daten vielleicht von Interesse sein. Ich stamme wie Sie aus Mähren. Ich habe wie Sie eine unbändige Zuneigung zu Wien und Österreich, obschon ich, vielleicht nicht wie Sie, seine Abgründe kenne. Erst vor wenigen Tagen, am 11. November, als es, wie Sie sagen, ‚das Land nicht mehr gab‘, habe ich mir folgendes notiert.» Er nahm Papiere aus der Schreibtischlade, las: «Österreich-Ungarn ist nicht mehr. Anderswo möchte ich nicht leben. Emigration kommt für mich nicht in Frage. Ich werde mit dem Torso weiterleben und mir einbilden, dass es das Ganze ist. «*

*Der nächste Patient wurde gemeldet. «Sie haben nämlich recht», beendete er, «es ist ein Land, über das man sich zu Tod ärgert und wo man trotzdem sterben will.» Er war aufgestanden. «Vielleicht hilft Ihnen das.»*

*Ich schrieb es sofort darauf nieder, und da ich es jetzt in dem Bewusstsein wiederschreibe, dass Sigmund Freud, wenn nicht der grösste, so doch der berühmteste und umkämpfteste Österreicher, einundzwanzig Jahre später an Zungenkrebs in der Emigration starb, erscheint mir die falsche Prophetie gespenstisch. Damals tröstete sie mich.*



Ernst Lothar, «Ein Reich wird klein»



Oben: Begräbnis eines englischen Fliegeroffiziers, 1918

Unten: Abdankungsurkunde Kaiser Karls, 11. November 1918

Seit Meiner Thronbesteigung war ich untrübselig  
 bemüht, Meine Völker aus den Schrecknissen des Krie-  
 ges herauszuführen, an dessen Ausbruch Ich keinerlei  
 Schuld trage.

Ich habe nicht gesögert, das verfassungsmäßige  
 Leben wieder herzustellen, und habe den Völkern den  
 Weg zu ihrer selbständigen staatlichen Entwicklung  
 eröffnet.

Nach wie vor von unwandelbarer Liebe für alle  
 Meine Völker erfüllt, will Ich ihrer freien Entfal-  
 tung Meine Person nicht als Hindernis entgegenstel-  
 len.

Im voraus erkenne Ich die Entscheidung an, die  
 Deutschösterreich über seine künftige Staatsform  
 trifft.

Das Volk hat durch seine Vertreter die Regie-  
 rung übernommen. Ich verzichte auf jeden Anteil an  
 den Staatgeschäften.

Gleichzeitig enthebe Ich Meine österreichische  
 Regierung ihres Amtes.

Möge das Volk von Deutschösterreich in Eintracht  
 und Versöhnlichkeit die Neuordnung schaffen und be-  
 festigen. Das Glück Meiner Völker war von Anbeginn  
 das Ziel Meiner heißesten Wünsche.

Nur der innere Friede kann die Wunden dieses  
 Krieges heilen.

W i e n , am 11. November 1918.

*Karl*

*Lammhoff*

die neuen Hauptstädte der sich bildenden Staaten durchkam, riss sich selbst die Rangabzeichen und Orden von der Uniform.

Der Krieg war endgültig aus, das Leiden hatte ein Ende. Eine unbesiegte Armee ging gedemütigt auseinander. Offiziere erschossen sich, weil sie für ihre Zukunft keine Alternative sahen. Und der Oberste Kriegsherr, Kaiser Karl, unterschrieb am 11. November seine Abdankung.

Das unrealistische Angebot einiger Generäle, den Kaiser aus den Händen der revolutionären Wiener zu befreien, blieb unbeantwortet.

Karl verliess Schloss Schönbrunn in der Dämmerung – durch einen Seitenausgang.

Und dennoch hatte Franz Grillparzer recht behalten, als er über den Geist der alten, grossen, tapferen österreichischen Armee 70 Jahre vorher gedichtet hatte; als hätte er geahnt, wohin die Reise ging:

«In deinem Lager ist Österreich,  
Wir Andern sind einzelne Trümmer.  
Aus Torheit und aus Eitelkeit  
Sind wir in uns zerfallen,  
In denen, die du führst zum Streit  
Lebt noch Ein Geist in Allen.  
Die Gott als Slaw' und Magyaren schuf,  
Sie streiten um Worte nicht hämisch,  
Sie folgen, ob deutsch auch der Feldherrnruf,  
Denn: Vorwärts! ist ungrisch und böhmisch.»



# Literatur

- Aichelburg, Wladimir: Sarajevo. 28. Juni 1914. Das Attentat auf Erzherzog Franz Ferdinand von Österreich-Este in Bilddokumenten. – Wien 1984
- Allmayer-Beck, Johann Christoph: Die k. u. k. Armee 1848-1914. – München 1974
- Andics, Hellmut: Der Untergang der Donaumonarchie. Österreich-Ungarn von der Jahrhundertwende bis zum November 1918. – Wien 1974
- Andric, Ivo: Die Brücke über die Drina. – Frankfurt 1962
- Annunzio, Gabriele D': Notturmo. – Wien 1922
- Bahr, Hermann: Die Rotte Korahs. – 7.-10. Auflage. – Berlin 1919
- Bais, Bruno: Storie della Valle die Terragnola. – Rovereto o. J.
- Banfield, Gottfried, Baron von: Der Adler von Triest. Der letzte Maria-Theresien-Ritter erzählt sein Leben. – Graz Wien Köln 1984
- Bauer, Ernest: Der Löwe vom Isonzo. Feldmarschall Svetozar Boroevic de Bojna. – Graz Wien Köln 1986
- Brunner, Friederike Maria: Die deutschsprachige Flugblatt- und Plakatpropaganda der österreichisch-ungarischen Monarchie im Ersten Weltkrieg 1914-1918. – Wien Phil. Diss. 1971
- Bruce, George: Lexikon der Schlachten. – Graz 1984
- Cartier, Jean-Pierre: Der Erste Weltkrieg. – München 1984
- Conrad von Hötzendorf, Franz: Aus meiner Dienstzeit. 1906-1918. – 5 Bände. – Wien 1921-1925
- Csoklich, Fritz: Das Nationalitätenproblem in Österreich-Ungarn und die christlich-soziale Partei. – Wien Phil. Diss. 1952
- Csokor, Franz Theodor: 3. November 1918. Ende der Armee Österreich-Ungarns. 4 Akte. – Wien 1936
- Cramon, August von: Unser österreichisch-ungarischer Bundesgenosse im Weltkriege. Erinnerungen aus meiner vierjährigen Tätigkeit als Bevollmächtigter deutscher General beim k. u. k. Armeekommando. – Berlin 1920
- Denscher, Bernhard: Gold gab ich für Eisen. Kriegsplakate. – Wien 1987
- Drimmel, Heinrich: Gott erhalte. Biographie einer Epoche. – Wien 1976
- Falkenhayn, Erich von: Die Oberste Heeresleitung in ihren wichtigsten Entschliessungen. 1914-1916. – Berlin 1920
- Feigl, Erich (Hrsg.): Kaiser Karl. Persönliche Aufzeichnungen. – Wien 1984
- Fellner, Fritz: Der Dreibund. Europäische Diplomatie vor dem Ersten Weltkrieg. – Wien 1960
- Fiala, Alfred: Die letzte Offensive Altösterreichs. Boppard/ Rhein 1967
- Fischer, Fritz: Griff nach der Weltmacht. Die Kriegszielpolitik des kaiserlichen Deutschland 1914/18. – Düsseldorf 1961
- Gerechler, Olaf: Geschichte des Luftkrieges. – Berlin 1975
- Goldinger, Walter: Österreich-Ungarn in der Julikrise 1914. – Gonda, Imre und Emil Niederhauser: Die Habsburger. Ein europäisches Phänomen. – Wien 1983
- Griesser-Pecar, Tamara: Die Mission Sixtus. – Wien 1988
- Der grosse Krieg 1914-1918 in 10 Bänden, hrsg. von M. Schwerte. – Leipzig 1921-1933
- Grosser Bilderatlas des Weltkrieges. Mit über 2500 Abbildungen. 3 Bände. – München 1915-1919
- Habeck, Fritz: Ritt auf dem Tiger. – Hamburg Wien 1958
- Die Habsburgermonarchie 1848-1918, hrsg. von Adam Wandruszka und Peter Urbanitsch. – 5 Bände. – Wien 1973-1987
- Hantsch, Hugo: Die Geschichte Österreichs. – 2 Bände. – 3. Auflage. – Graz Wien Köln 1951-1962
- Hantsch, Hugo: Leopold Graf Berchtold. Grandseigneur und Staatsmann. – 2 Bände. – Graz Wien Köln 1963
- Hasek: Die Abenteuer des braven Soldaten Schwejk. – Reinbeck 1960
- Haus, Josef: Zum Waffenstillstand von Villa Giusti. – Klagenfurt 1968
- Hemingway, Ernest: In einem andern Land. – Wien 1973
- Heresch, Elisabeth: Blutiger Schnee. – Graz 1987
- Herzfeld, Hans: Der Erste Weltkrieg. – München 1968
- Horvath, Ödön von: Gesammelte Werke. Bd. III, hrsg. von Dieter Hildebrandt, Walter Huder und Traugott Krischke. – Frankfurt 1971
- Hubatsch, Walther: Deutschland im Weltkrieg 1914-1918. – Berlin 1966
- Illustrierte Geschichte des Weltkrieges 1914-1918. – 9 Bände. – Stuttgart 1915-1919
- Jambor, Walter: Das Österreichbild in unserer zeitgenössischen Literatur. – Wien 1962. – (Schriftenreihe des Buchklubs der Jugend; 16)
- Jedlicka Ludwig und Anton Staudinger: Ende und Anfang Österreich 1918/19. Wien und die Bundesländer. – Salzburg 1969
- Kaltenböck, Bodo: Armee im Schatten. Die Tragödie eines Reiches. – Innsbruck 1935
- Kann, Robert A.: Erzherzog Franz Ferdinand. Studien. – Wien 1976
- Kann, Robert A.: Das Nationalitätenproblem der Habsburgermonarchie. Geschichte und Ideengehalt der nationalen Bestrebungen vom Vormärz bis zur Auflösung des Reiches im Jahr 1918. – Graz Köln 1964
- Keimei, Reinhard: Österreichs Luftfahrzeuge. Geschichte der Luftfahrt von den Anfängen bis Ende 1918. – Graz 1981
- Kisling, Rudolf: Der Feldzug gegen Rumänien 1916. – In: Militärwissenschaftliche Mitteilungen. 1/1929

- Kiszling, Rudolf: Österreich-Ungarns Anteil am Ersten Weltkrieg. – Graz 1958
- Kozlovic, Andrea: Storia Fotografica della Grande Guerra. – Schio 1986
- Kontorowicz, Hermann: Gutachten zur Kriegsschuldfrage. – Frankfurt 1967
- Kraus, Karl: Die Fackel. 19. bis 22. Jahrgang
- Kraus, Karl: Die letzten Tage der Menschheit. – München 1964
- Krauss, Alfred: Das Wunder von Karfreit, im Besonderen der Durchbruch bei Flitsch und die Bezwingung des Tagliamento. – München 1926
- Der Krieg 1914-1919 in Wort und Bild. – 3 Bände. – Wien Berlin Leipzig 1916-1919
- Krleza, Miroslav: Der kroatische Gott Mars. – Graz 1964
- Langes, Günther: Die Front in Fels und Eis. Der Weltkrieg 1914-1918 im Hochgebirge. – Bozen 1979
- Lernet-Holenia, Alexander: Die Standarte. – Berlin 1934
- Lothar, Ernst: Das Wunder des Überlebens. Erinnerungen und Ergebnisse. – Wien Hamburg (1966)
- Mann, Golo: Ein Volk, ein Reich, ein Führer. – In: Die Zeit, 10/1987
- Martiny, Nikolaus von: Bilddokumente aus Österreich-Ungarns Seekrieg 1914-1918. – 2 Bände. – Graz 1939
- Mayer, Horst Friedrich und Winkler Dieter: Als die Adria österreichisch war. Österreich-Ungarns Seemacht. – Wien 1986
- Mayer, Klaus: Die Organisation des Kriegspressequartiers beim k. u. k. AOK im Ersten Weltkrieg 1914-1918. – Wien Phil. Diss. 1963
- Österreich-Ungarns letzter Krieg, hrsg. vom Bundesministerium für Heereswesen. – 7 Bände. – Wien 1930-1938
- Peball, Kurt (Hrsg.): Conrad Franz Graf von Hötzendorf. Private Aufzeichnungen. – Wien 1977
- Peball, Kurt: Höhenangriff oder Talstoss? – In: Truppendienst 5/1978
- Plaschka, Richard G., Horst Haselsteiner und Arnold Suppan: Innere Front, Militärassistenten, Widerstand und Umsturz in der Donaumonarchie 1918. – 2 Bände. – Wien 1974
- Polatschek, Maximilian: Österreichisch-Ungarische Truppen an der Westfront. – Wien 1974
- Pust, Ingomar: Die steinerne Front. Auf den Spuren des Gebirgskrieges in den Julischen Alpen vom Isonzo zur Piave (1915-1917). – Graz Stuttgart 1980
- Reed, John: Zehn Tage, die die Welt erschütterten. – Reinbeck 1967
- Regele, Oskar: Kampf um die Donau 1916. Betrachtung der Flussübergänge bei Flamanda und Sistow. – Potsdam 1940
- Regele, Oskar: Gericht über Habsburgs Wehrmacht. Letzte Siege und Untergang unter dem Armeekorps-Kommando Kaiser Karls – Generaloberst Arz von Straussenburg. – Wien München 1968
- Rendulic, Lothar: Soldat in stürzenden Reichen. – München 1965
- Röhl, John C. G.: Hof und Staat (Kaiser Wilhelm II). – München 1987
- Roth, Joseph: Radetzky marsch. – Wien 1957
- Scheidl, Franz: Greuelpropaganda im Ersten Weltkrieg. – Wien 1967
- Schematismus für das k. u. k. Heer und die k. u. k. Kriegsmarine. 1911. – Wien 1912
- Schramm, Walter: Führer zu den Schauplätzen des Dolomitenkrieges. – 4 Bände. – Cortina 1972-1978
- Sokol, Hans Hugo: Österreich-Ungarns Seekrieg 1914-1918. – Wien Zürich Leipzig 1929-1933
- Solschenizyn, Alexander: August 1914. – München 1971
- Stegemann, Hermann: Geschichte des Krieges. – 4 Bände. – Stuttgart 1917-1921
- Steinbock, Erwin: Bewaffnung und Kampfweise der österreichisch-ungarischen Infanterie im Ersten Weltkrieg. – In: Truppendienst 3/5/1979
- Tapié, Victor Lucien: Die Völker unter dem Doppeladler. – Graz Wien Köln 1975
- Taschenbuch der Kriegsflotten. XV. Jahrgang 1914, hrsg. von B. Weyer. – München 1914
- Trapp, Georg von: Bis zum letzten Flaggenschuss. Erinnerungen eines österreichischen U-Boot-Kommandanten. – Salzburg Leipzig 1935
- Trost, Ernst: Das blieb vom Doppeladler. Auf den Spuren der versunkenen Donaumonarchie. – Wien München 1966
- Unteilbar und Untrennbar. Die Geschichte des grossen Weltkrieges mit besonderer Berücksichtigung Österreich-Ungarns, hrsg. von Alois Veltzé. – 3 Bände. – Wien (1917)
- Wallisch, Friedrich: Die Flagge Rot-Weiss-Rot. Männer und Taten der österreichischen Marine in 4 Jahrhunderten. – Graz Wien Köln 1956
- Wagner, Anton: Der Erste Weltkrieg. Ein Blick zurück. – 2. überarb. u. erw. Aufl. – Wien 1981
- Weber, Fritz: Das Ende einer Armee. – München 1938
- Weigel, Hans, Walter Lukan und Max Payfuss: Jeder Schuss ein Russ, jeder Stoss ein Franzos. Literarische und graphische Kriegspropaganda in Deutschland und Österreich 1914-1918. – Wien 1983
- Weisl, Wolfgang von: Die Juden in der Armee Österreich-Ungarns. Illegale Transporte. Skizze zu einer Autobiographie. – Tel Aviv 1971. – (Schriftenreihe des Zwi Perez Chajes Instituts)
- Weissensteiner, Friedrich: Reformen, Republikaner, Rebellen. – Wien 1987
- Werfel, Franz: Erzählungen aus zwei Welten. – 3 Bände. – Stockholm 1948-1954
- Winkler, Wilhelm: Die Totenverluste der österreichisch-ungarischen Monarchie nach Nationalitäten. Die Altersgliederung der Toten. Ausblicke in die Zukunft. – Wien 1919
- Wolfgang, Bruno (eig.: Bruno Prochaska): Przemysl 1914/15. – Wien 1935
- Würthle, Friedrich: Die Spur führt nach Belgrad. Die Hintergründe des Dramas von Sarajevo. – Wien München Zürich 1975

# Bilder

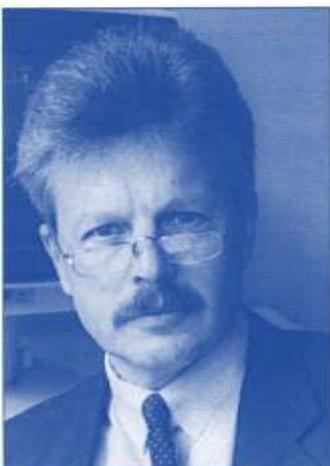
Österreichisches Staatsarchiv-Kriegsarchiv; Österreichische Nationalbibliothek, Bildarchiv; Heeresgeschichtliches Museum Wien; Ufficio Storico S. M. Esercito, Rom; Biblioteca Universitaria, Padua; Balos Birkas, Budapest; Greta Sener, Zagreb; Linda Colombo, Rom; Privatarchiv des Autors.

**M**ein Dank gilt vielen Freunden und Helfern, u.a. dem Stellvertreter des österreichischen Staatsarchivs-Kriegsarchivs, Hofrat Dr. Erich Hillbrand und Herrn Otto Kellner; Frau Dr. Paula Roll vom Heeresgeschichtlichen Museum und Signora Linda Colombo in Rom.

Vor allem aber meiner Frau Christiane-Marie, ohne deren Hilfe bei den umfangreichen Recherchen und der Abfassung des Manuskriptes dieses Buch nicht entstanden wäre.

Dr. Hans Magenschab

# Der Autor



Mag. Dr. Hans Magenschab, geb. 1939 in Wien.  
Jus- und Politikwissenschaftsstudium an den Universitäten Wien und Salzburg, Journalist.  
1975/76 Chefredakteur der Wochenzeitung «Furche»; seit 1980 Chefredakteur des österreichischen Nachrichtenmagazins «Wochenpresse»; Autor zahlreicher TV-Dokumentationen und Rundfunksendungen. Publikationen: «Josef II. – Revolutionär von Gottes Gnaden» (1979); «Erzherzog Johann – Habsburgs grüner Rebel» (1982); «Andreas Hofer – Zwischen Napoleon und Kaiser Franz» (1984).